MONATSHEFTE FÜR POLITIK UND WEHRMACHT [AUCH ORGAN DER...




Dei
Sub Numine
Viget

Jahrbücher

für die

Deutsche Armee und Marine.

Verantwortlich redigirt

von

G. von MARÉES

Major.

Fünfundzwanzigster Band.

October bis December 1877.

BERLIN, 1877.

F. SCHNEIDER & Co.

(Goldschmidt & Wilhelmi.)

Unter den Linden No. 21.

Inhalts-Verzeichniss.

Beilagen.

I.

Friedensverkündigung und Friedensfeier.

(1742.)

Andere Zeit, andere Freud' — so lautet ein Sprichwort, welches anwendbar ist auf die ehemals übliche Art, einer Friedensbotschaft kundig und froh zu werden.

Stets und überall kömmt's an „auf die Einrichtung".*) Unsere Vorfahren waren eingerichtet auf das wirkliche Erschallen der Friedenstrompete. — Wegen der guten Nachricht aus Hubertsburg amtirte in Berlin auf einem „sehr schönen Schimmel" ein Hofstaats-secretair, welcher schon bei der Huldigung König Friedrichs II., als Herold, hoch zu Ross gesehen worden. Zwei Königliche Marstalls-bediente in Galalivree begleiteten ihn zu Fusz, zwei andere folgten zu Pferde. Ein Pauker und vier Trompeter befanden sich bei der aus Husaren und Gendarmes bestehenden Escorte. Der erste Ausruf geschah beim Königlichen Schlosse, gegenüber den Fenstern der Königin, unweit der „langen" Brücke. In Breslau ist es 1763 kein Geringerer als Lessing gewesen, welcher — als Gouverneurs-Secretair — den Frieden „ausrief".

Eine kleine Einschaltung gestatte der geehrte Leser gütigst, ad vocem Lessing. Dieser sehnte sich, 1760, danach: wieder mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben. Er gab in Berlin Ramler drei Repositorien voll Bücher zur Aufbewahrung, und reiste über Frankfurt — wo er das Grab des ihm engbefreundeten Dichters v. Kleist, der bei Kunersdorf als Major gefallen, besuchte — nach Breslau, um dort den Posten eines Secretairs beim General v. Tauentzien zu übernehmen, welch Letzterem Lessing wahrscheinlich in Leipzig durch Kleist bekannt geworden.**) Bis 1765 blieb Lessing

*) Holbein's „Kannegieszer".

**) Vgl. H. Pröhle und Dr. Biedermann: Litteraturgeschichtliches aus dem Jahrhundert Friedrich's des Groszen.

in Breslau. Dort schrieb er (wohl, wie dazumalen bei den Dichtern üblich, in einem Gartenhause) sein nationales und militairisch-poetisch classisches Drama „Minna von Barnhelm", dessen wir hier gedenken, weil Lessing in demselben „dichterisch" feiert, was er von Amtswegen „in Prosa" verkündet hatte —: den vom groszen König und Seinem ruhmreichen Heere hart erkämpften Frieden. Lessing, der stolze Friedensherold, und Lessing, der Freund Ewald's v. Kleist; in dieser Doppelgestalt tritt uns vor Augen das Motiv zu einer litterarischen Groszthat, welche die denkwürdige Zeit und den hohen Werth eines „Tellheim" treu abspiegelt. —

König Friedrich II. änderte Nichts an dem, was man gewöhnt war bei feierlicher Friedensverkündigung. Sie entsprach dem Geschmackssinn unserer Altvorderen. Ob heutigentags einem Aesthetiker das am 5. März 1763 in Berlin zur Schau gestellte „Heroldscostüm" nicht convenirt, ist Sache *per se.* Ehedem machte der Friedensherold-Umherritt allerseits, als wohlgefällig und würdevoll, einen bleibenden Eindruck.

Wir wenden uns zurück in die Zeit des Friedensschlusses 1742.

Am 17. Mai d. J. hatte der junge Preuszenkönig einen Schlachtensieg errungen (Czaslau), und Er hoffte nun, dass der Friede bald folgen werde. (Brief an Jordan den 20. Mai.) „Für eine decisive Bataille beziffert sich Mein Verlust niedrig; aber das Blut Meiner Truppen ist Mir theuer" — so äuszert sich Friedrich in weiteren Zuschriften an „doctissime Jordanus", in Berlin. Wir fügen hinzu: Dieser schwer wiegende Umstand, im Verein mit einer politisch wie financiell drückenden Lage, steigerte des Königs Verlangen nach Kriegsbeendigung*). Friedrich schreibt den 26. Mai Seinem Minister des Auswärtigen, Graf Podewils, zur Zeit in Breslau: „Ich habe heiszes Verlangen nach dem Frieden"; und in Eigenhändigen (französischen) Zeilen vom 9. Juni an Denselben sagt der König: „Es handelt sich darum, dass die Sache wenn möglich innerhalb 12 Stunden abgethan sei . . ." Podewils erhielt diese Depesche den 11. Juni früh 6 Uhr; er unterzeichnete mit Lord Hyndford — dem Britischen Gesandten am Preuszischen Hofe und Bevollmächtigten der Königin Maria Theresia — am 11. Juni Abends in Breslau die Friedenspräliminarien. Ihr Abschluss überraschte die Zeitgenossen derart, dass ein damaliger Chronist meinte, es sei Solches „wider aller Menschen Vermuthen geschehen".

*) Herr Prof. Droysen brachte Klarheit in diese Dinge.

König Friedrich bewillkommnet in einem Briefe vom 13. Juni an Graf Podewils diesen Frieden als ein „groszes und glückliches Ereigniss, welches Mein Haus in den Besitz einer der blühendsten Provinzen Deutschlands setzt". (Droysen, „Friedrich der Grosze", I, 465.) Preuszen gewann 641 Geviertmeilen mit circa 1,300,000 Einwohnern; die Worte „Souverainer und oberster Herzog von Schlesien" wurden eingeschaltet in des Preuszenkönigs Titulatur.*) — Breslau erhielt (den 21. Juni) eine Bestätigung seiner Privilegien und den Rang einer dritten Hauptstadt der Königl. Preuszischen Lande.

Die Ausfertigung des Friedenstractats fand bekanntlich zu Berlin Statt, am 28. Juli.

Wir gehen nun über zu der Frage: Wie erfuhr man dieses Friedensereigniss, und wie beachtete man es? — Friedrich Höchstselbst verkündete dasselbe zuerst. Er eröffnete bei festlicher Tafel, am 15. Juni, im Hauptquartier Schloss Maleschau (unweit Kuttenberg in Böhmen) Seinen Generalen, dass Er beschlossen, Sich mit einer Fürstin, deren Unterdrückung Er nicht beabsichtigt habe, zu vergleichen und die Vorschläge anzunehmen, welche sie Ihm gemacht, um Seine Rechtsansprüche zu erledigen. Der König theilte sodann die Friedensschluss-Hauptpunkte mit, und belobte Lord Hyndford's kluges und geschicktes Verhalten. — Die Generale gratulirten. Der König erwiderte mit einem Toast auf die Königin Maria Theresia und die Versöhnung mit Derselben, sowie auf ihren Gemahl, den Groszherzog von Toscana, und dessen Bruder, Prinz Karl von Lothringen.

Bei den Preuszischen Truppen im Lager von Kuttenberg erfolgte der Friedensausruf unter Pauken- und Trompetenschall am 22. Juni. Hierbei wurde eine „Proclamation" verlesen, welche „bei unausbleiblicher schwerer Strafe" verbot, Feindliches zu unternehmen gegen die ungarisch-österreichische bewaffnete Macht und sämmtliche Unterthanen der Königin Maria Theresia. Ein „Vivat der König" beendete diese „solenne Publication". — Betreffs Trompetenschall sei hier angemerkt, dass die Trompete bei den Preuszischen Hautboisten eingeführt worden ist durch den die Blechmusik liebenden König Friedrich Wilhelm I., trotz der Einwendungen der

*) Der Schlesische „Adler" — im goldenen Felde ein schwarzer, golden bewehrter Adler, dessen Abbildung und Beschreibung man in Freiherr v. Ledebur's: „Streifzüge durch die Felder des Königl. Preuszischen Wappens. Berlin 1842. 8°" findet — ist erst 1804 aufgenommen worden ins Preuszische Wappen.

im Zunftverbande stehenden Trompeter und Pauker des Heiligen Römischen Reiches.*)

An den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, als Höchstcommandirenden in Oberschlesien, erging wegen Aufhören der „Hostilitäten" der Königliche Befehl d. d. Maleschau 13. Juni. „Sollten aber die Oesterreicher Meine Leute attaquiren, so müssen sich diese wie brave Leute wehren." — Die Oesterreichische Friedfertigkeit offenbarte sich dem Landeshauptmann in Teschen mittelst Edict d. d. Wien 19. Juni.

Der in Breslau befehligende Generalmajor Graf Dohna wurde von Sr. Majestät beauftragt, dort die Friedensverkündigung „mit allen gewohnten Solennitäten" zu vollziehen. Demgemäsz liesz Graf Dohna durch seinen Adjutanten die Minister, Oberbeamten und Standespersonen einladen zum 27. Juni für den „solennen Act", und veranstaltete Alles, um „Selbigen recht ansehnlich zu machen".

Am 26. Juni rückten noch drei aus dem Felde zurückkehrende Infanterie-Regimenter in die Stadt. Sämmtliche dortige Wachen wurden den 26. Abends abgelöst durch das „Stadtgarde-Regiment" (Garnison-Regimeht Rampusch, 1744 Feldregiment Nr. 43). Um 8 Uhr Morgens den 27. schloss man alle Thore. Die Regimenter traten „gehörigermaszen" zusammen vor den Quartieren ihrer Chefs, und marschirten unter deren Befehl, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, nach den ihnen angewiesenen Plätzen, auf drei Seiten des sogenannten groszen Ringes. Ein Bataillon Artillerie paradirte mit seiner „Türkischen Musik" auf dem angrenzenden „Salzringe". (Die Musici Mohren; Ueberreste der Potsdamer Riesen-Garde.)

Von 9 Uhr ab gruppirten sich um den Grafen Dohna auf dem Balcon und an den Fenstern des nachmaligen Gouvernementshauses „am Ringe" (Breslau's Hauptplatz) die obenerwähnten Herren — Fürsten, Prälaten, Grafen etc. etc., die beiden höchsten Collegia: „die Königl. Hochlöbliche Oberambtsregierung und die Königl. Hochlöbliche Kriegs- und Domainenkammer" nebst dem „ansehnlichen" Magistratscollegium, in corpore.

Die Feierlichkeit begann um 10 Uhr mit Pauken- und Trompetengetön auf jenem Balcon, sowie auch auf den Thürmen der Stadt und des Rathhauses. Alsdann erschien am Geländer des genannten Altans der „Secretarius Vogel", stellte sich (auf einen Schemmel, hinter dem steinernen Blumenkrug) neben den General Graf Dohna und hub an, „ganz langsam, deutlich und mit lauter Stimme" die

*) G. Freitag, „Aus neuer Zeit". Leipzig 1874. S. 194.

Friedensankündigung zu verlesen. Sie enthielt die gleichen Worte, wie die Publication im Böhmischen Lager des Preuszenheeres. Schlieszlich schwenkte Graf Dohna den Hut; der Secretarius that dasselbe, secundum ordinem, und rief ein dreimaliges „Vivat, es lebe der König!“ Die unzählige, seit Menschengedenken noch nie in Breslau so vielköpfig gesehene Volksmenge stimmte ein in dies Vivat. Trompeten und Pauken erschallten wiederum.

Noch bevor dieser Königstusch verklungen, ritten vier „prächtig ausgeputzte“ Herolde — Jeder von zwei Trompetern und einer Escorte begleitet — umher in den Hauptstraszen, um auch hier den Frieden anzukünden. Sie beendeten jedesmal das Proclama mit „Vivat unser allergnädigster König!“

Sintemal und immaszen der Friede das Tageslicht in Schlesiens Metropole erblickt hatte, marschirten die Truppen in Parade vorüber beim derzeitigen Breslauer Generalissimus und kehrten „unter fortwährendem Trompetenschall“ zurück in ihre Quartiere, „womit also dieser solenne Actus zu aller Anwesenden Vergnügen beschlossen wurde“.

„Stadt und Land, insonderheit das evangelische Zion freute sich höchlichst und dankte Gott von Herzen wegen des so schleunig und unverhofft verliehenen edlen Friedens . . .“

In Berlin vollzog man die Friedensverkündigung den 30. Juni. Ein „Zug“ Gardes du Corps, in vollster Gala, rückte um $10^1/_4$ Uhr vors Königliche Schloss, holte dort die silbernen Pauken ab und postirte sich beim Zeughause, während die Infanterie-Regimenter Fürst Anhalt-Dessau (Nr. 3) und Anhalt-Zerbst (Nr. 8) nebst dem Cadettencorps, auf dem groszen Paradeplatze (Lustgarten) in zwei gegen einander Front machenden Linien sich aufstellten. Kurz vor 11 Uhr fuhr, von Monbijou kommend, durch diese Truppenhecke Ihre Majestät die Königin-Mutter nebst zwei Prinzessinnen-Töchtern (und etwelchen Hofdamen). Man erwies die „Honneurs“ — klingendes Spiel; Offiziere salutiren mit dem Sponton; Freicorporals senken die Fahne. Nachdem die zur Zeit im „Schlosse“ residirende Königin-Gemahlin mit der Königin-Mutter, sowie die gesammte Königliche Familie und drei Württembergische Prinzen, herausgetreten auf die Schlossbalcons, begann die „Ceremonie“.

Erster Moment. Der Pauker und drei Trompeter lassen zum Vormarsch des Gardes du Corps-Detachements die Intrade erschallen. Die Gardes du Corps reiten vom Zeughaus über den Paradeplatz und machen zwischen den beiden Truppenlinien Halt. Vereint mit dem Paukenwirbel und dem Trompetengeschmetter, lassen sich jetzt

die Hautboisten und die Trommeln der Regimenter „eine Zeit lang hören", bis der von den Gardes du Corps begleitete Friedensherold die Friedensankündigung vorlas. Er schlosz mit „Vivat der König!" Diese Worte wurden von den gesammten Zuhörern, bewaffneten und unbewaffneten, drei Mal „freudigst" wiederholt.

Zweiter Moment. Der Friedensherold — Garnison-Auditeur Güldenhaupt, „in kostbarer Kleidung, mit einem scepterförmigen, vergoldeten Stabe"; auf schönem, mit prächtigem Sattel- und Zaumzeug ausgerüsteten Pferde — begiebt sich mit seiner, vorerwähnten musikalischen und unmusikalischen Reiter-Escorte vor die andere Langseite des Königlichen Schlosses („Schlossplatz", wo damals noch die alte Domkirche stand) und waltet hier, mit erneuter Verlesung, seines Amtes. Gleiches thut er in der Königsstrasze, vor dem Posthause, und an anderen Hauptpunkten der Stadt.

Dritter Moment. Inzwischen hatten sich die beiden Schwadronen schwarzer Husaren — von denen später die Rede sein wird — und ihnen gegenüber das Dragoner-Regiment „Alt-Württemberg" auf dem Friedrichsstädtischen Markt formirt. (Jetzt Gendarmenmarkt benannt.)*) Als der Herold hier erschien, erschallten die Husarentrompeten, sowie die „Hautbois" und die Trommeln der Dragoner, „worauf von dem Herrn Garnison-Auditeur Güldenhaupt die Friedens-publication bei solchen beiden Corps mit gleichen Ceremonien verrichtet wurde".

Der schöne Tag schloss mit einem schönen Abend. — „Bei Hofe" ergötzte man sich durch ein von der Königlichen Capelle aufgeführtes Concert, ein groszes Souper und einen bis 3 Uhr Morgens dauernden Maskenball.

Der Preuszische Kriegsherr schreibt „im Lager von Kuttenberg den 22. Juni 1742" — d. i. unter den Klängen der ersten Friedensfanfaren — Seiner Gemahlin: „J'ai la satisfaction de vous annoncer la conclusion de la paix, ce qui me procurera le plaisir de vous voir le 12 à Berlin. Je compte d'y arriver le midi, et de dîner chez la Reine, où elle sera." Wir werden den behenden und exacten Monarchen diese Ansage pünktlichst innehalten sehen.

Er reiste vom Böhmischen Kriegsschauplatze über Glatz, Neisse und Brieg nach Breslau. Hier blieb er vom 6. bis 9. Juli (früh $^1/_2$4 Uhr). Bei seiner Ankunft daselbst war „die Volksmenge un-

*) Diese Dragoner, welche die Rheinfeldzüge 1734 und 1735 mitgemacht, traten 1742, als Regiment Nr. 12, aus Württembergischen in Preuszischen Dienst. Auch von ihnen soll später noch Etwas gesagt werden.

beschreiblich grosz, welche ihren Souverain und Helden zu sehen das Verlangen trug". Sein mehrmaliges Erscheinen auf dem Paradeplatze, zur Besichtigung von Truppen, verursachte stets einen starken Menschenzulauf. Seit 1626 sah man endlichst einen Schlesischen Landesherrn in Breslau. — Der Oberamts-Regierungs-Präsident Fürst Carolath und der Cardinal Graf Sinzendorf veranstalteten, dem Könige zu Ehren, prächtige Abendfeste.

Am 8. Juli, Sonntags, begab sich der König — mit Seinen Brüdern Wilhelm und Heinrich, nebst Seinem Schwager Prinz Ferdinand von Braunschweig — in die Stiftskirche „auf dem Sande", weil der Cardinal hier predigte über den Friedensschluss (Psalm 122, V. 7—9). Dem Hochamt, welches sodann der Domprobst Graf Schaffgotsch celebrirte, wohnte der König ebenfalls bei. Die hohe und niedere Geistlichkeit, welche Ihn, beim Eintritt, an der Kirchthür empfangen, gab Ihm auch, als Er das Gotteshaus verliesz, das Geleit.

In allen Berliner Kirchen hielt man am gleichen Tage (8. Juli) eine Friedens-Dankpredigt. Das Te Deum nach derselben fand sein Echo im Glockenspiel des Parochialkirchthurms (welches damals, natürlich, von erheblich gröszerer Schallweite wie heute). In der Synagoge wurde (den 7. Juli) eine für diese Friedensfeier neu componirte Lobhymne abgesungen, welche man später druckschriftlich, Hebräisch und Deutsch, veröffentlichte. —

Nachdem Fridericus Rex Seinen neuen Schlesischen Unterthanen mancherlei Gnadenbeweise ertheilt — namentlich für ihren Handel und Wandel Förderliches angeordnet — reiste Er von Breslau nach Glogau, wo Ihm Edelleute und Fremde „die Cour machten" und viele Privatgebäude illuminirt wurden. Ankunft dort den 9. Juli Abends; Abreise am 11. früh. Das Eintreffen des Königs im Berliner Schlosse erfolgte den 12. Juli 11 Uhr Vormittags „bei erwünschtem Wohlsein und unter groszem Volksjubel". Von Seiner Gemahlin „auf's Zärtlichste bewillkommnet", besichtigte Er Deren neu eingerichtete Gemächer, und fuhr (vermuthlich per Gondel, auf der Spree) nach Monbijou zur Königin-Mutter, um hier — programmgemäsz — zu speisen, mit sämmtlichen Mitgliedern des Königlichen Hauses. Um 4 Uhr kehrte Friedrich heim in Seinen Philosophensitz Charlottenburg, wo „Tindal" (Jordan) und „Césarion" (Keyserlingk) Ihn erwarteten.

Das damalige Wohlbefinden und stattliche Aussehen des Königlichen Herrn wird geschildert: „Se. Majestät hatte nach der Stärke und Dicke des Leibes merklich zugenommen, sahen auch nunmehro

im Gesicht recht männlich-schön und roth-bräunlich aus. Das Feuer in Dero Augen vermehrte sich. U. s. w." In Summa, man war angenehm überrascht durch die trotz vieler Fatiguen vortheilhaft veränderten Gesundheitsumstände des jungen Monarchen. —

Für den Verfolg unseres Thema's ist von speciellem Belang der Königliche Befehl an die Oberamts-Regierungen und Consistorien „wegen des in Absicht auf den geschlossenen Frieden aufzustellenden Dankfestes". (Wenn man ins Auge nimmt die Eigenart der Ausdrucksweise einer fernen Zeit, so gewinnt man einzelne Züge für ein Original-Abbild.) Die Königliche Ordre lautet:

„Nachdem unter göttlichem Segen . . ., so sind Wir auch billig bedacht, dem Allerhöchsten . . . für die erwiesene Gnade . . . Dank zu erstatten, und befehlen euch dannenhero, ein öffentliches Dankfest auszuschreiben und die Verfügung zu thun, dass selbiges durch eine Friedenspredigt, wozu ihr einen convenablen Text auszusuchen habt, und andere, bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnliche, ohnanstöszige Freudensbezeugungen feierlichst begangen, auch nach geendigter Predigt die solenne Proclamation des Friedens von allen Kanzeln verlesen, und Unsere getreuen Unterthanen vermahnt werden mögen, dem allmächtigen Gott . . . demüthigst zu danken für diesen, Uns und ihnen verliehenen Segen . . ."

Demzufolge in Schlesien das Friedens-Dankfest am 15. Juli. Die Sammelbecken, welche man bei diesem Anlass aufstellte vor den Kirchthüren, galten den „Blessirten" und Armen.

Weitschichtige Berichte sind uns aufbehalten, wie man in Liegnitz, Hirschberg und Jauer frohen Herzens, dass nun „Alles seine Richtigkeit erhalten". Es gab überhaupt in Schlesien wohl „keine Stadt und kein Dorf", wo die Einwohner nicht in mannigfacher Weise ihre Freudigkeit zu erkennen gegeben hätten. Ein damaliger Publicist kennzeichnet uns so die Stimmung in der neupreuszischen Provinz.*)

Aus dem Referat über die Liegnitzer Feierlichkeiten heben wir hervor, dass man am Fest-Vorabend eine Stunde lang alle Glocken läuteten, ferner dass Alt und Jung in die Kirchen strömte, sowie dass der Stadthauptmann, zu Pferde, die bewaffnete „Löbliche Bürgerschaft" paradiren und Salven geben liesz, und 30 Doppelhaken zweimal auf den Wällen abgefeuert wurden. Schlieszlich brannte

*) Ein späteres Buch: „Schlesien vor und seit 1740" (Verf. v. Klöber) ist äuszerst lehrreich betreffs der Ursach des Jubilirens über Schlesiens „Verpreuszung".

man auf Stadtkosten ein „schönes Feuerwerk“ ab, von welchem wir als Curiosum verrathen können: Ein Theil desselben (grosze Feuerräder und dito „Lustwürfe“) datirte aus dem Jahre 1732; fürsichtig ad depositum genommene Objecte, die man vergeblich angefertigt, weil König Friedrich Wilhelm I., den die Liegnitzer ehren wollten mit einem pyrotechnischen Schauspiel, nicht, wie anfänglich beabsichtigt, seinen Weg über Liegnitz nahm bei der Reise zur Zusammenkunft mit Kaiser Karl VI., im Schloss Kladrub. — „*Coming events cast their shadow before.*“ Friedrich Wilhelm's Thronerbe passirte, als Schlesischer Herzog, den 30. September 1742 Liegnitz, bei der Reise von Jauer nach Glogau.

Als Gipfelpunkt des „Freudenfestes in Jauer“, den 15. Juli, verdient fortdauerndes Andenken: eine auf dortigem Marktplatze erbaute, „schön ausgezierte“ Ehrenpforte, deren Inschriften vom evangelischen Schulrector, einem firmen Lateiner, ersonnen waren. In einer derselben brachte „fidelissima Jauravia“ ihre Huldigung „*Friderico Magno*“ dar. Hier also zuerst feierten die Zeitgenossen Friedrich den Zweiten als „Friedrich der Grosze“.

In Glogau gab der (Oberamts-, Regierungs- und Consistorial-) Präsident Graf v. Roedern, zur Friedensfeier, ein „prächtiges Festin“, wobei derselbe — ein Schlesischer Magnat — es an keiner Art „Lustbarkeit“ fehlen liesz; „und ein Jeder hat sich höchlich vergnügen können“. Dieses Fest dauerte nämlich „vom Mittage bis zum folgenden Morgen“.

In der Universitätsstadt Königsberg vollzog der (nahezu 77jährige) Feldmarschall v. Röder, als dortiger Gouverneur, am 4. Juli die mittelst Königlichen Handschreibens befohlene „solenne Friedenspublication“. Zuvörderst erschien der Herold bei der „in Königsgarten“ aufmarschirten Garnison, dann vor dem Königlichen Schlosse, vor den Rathhäusern und vor der Börse, wobei Trompeter und Pauker „sich tapfer hören lieszen“, auch die Canonen auf der Friedrichsburg gelöst wurden und bei den Truppen ein dreimaliges Lauffeuer erschallte. Des Mittags trank man bei dem prächtigen Festmahl des Feldmarschalls die Gesundheit des Königs, während 12 Trompeten und 1 Paar Pauken nebst Canonenschüssen erschallten. Alle Schiffe auf dem Pregel zeigten Wimpel- und Flaggenschmuck. Die gesammte Bewohnerschaft legte ihre Freude dar durch ein „bis in die Nacht dauerndes Vivatschreien“.

Den 19. Juli folgte das eigentliche Friedensfest, bei welchem die Universität sich hervorragend betheiligte; zunächst mit drei akademischen Reden und schlieszlich mit einem studentischen Fackel-

zuge nach dem Admiralitätsgebäude, wo an den Feldmarschall und die um ihn Versammelten eine besondere, „wohlgesetzte und bündige“ Ansprache gehalten wurde, die der Kanzler Graf Schlieben beantwortete. Sodann überreichte ein aus Königsberg gebürtiger Musensohn ein Gedicht, in prächtigem Einband. Drei Canonenschüsse gaben demnächst das Signal zum Beginn eines „ungemein schönen“ Feuerwerks, welches zu Lande und zu Wasser erstrahlte. Trompeten und Pauken, sowie auch die Geschütze auf den Wällen und auf den reich beflaggten Schiffen erhöhten die Festlichkeit. Die akademische Jugend trat um 2 Uhr Morgens zusammen am Pregel-Ufer, und hielt „mit der vorherigen Pracht und Ordnung, ohne die geringste Unruhe“, ihren Einzug zurück zum Universitätsgebäude. —

Wie üblich, entstanden einige Schaumünzen zur Erinnerung an den Friedensschluss 1742. Das Königliche Münzcabinet im Berliner alten Museum („Fridr. Guil. III. studio antiquitatis omnigenae et artium liberalium museum constituit 1828“) besitzt, in silbernen und zum Theil auch in goldenen Exemplaren, acht verschiedene Friedensmedaillen. Die Umschriften lauten: „Friede, Friede!“ — „Pacta felix“. — „Justa nunc posita“. — „Pace armis parta“. — „Arma cedunt“. — „Pax gloriosa“. — „Pronepos major“. — „Insperata floruit“.

Auszerdem ist eine Medaille geprägt worden auf die Rückkehr des Preuszischen Kriegsherrn, 1742, aus dem Felde. Die Umschrift des Königlichen Brustbildes lautet: „Rex triumphator“.

Es erübrigt uns eine Rückschau auf die „Friedensmacher“ — die Diplomaten und Soldaten.

König Friedrich II., Selbstregent im vollsten Wortsinn, war auch Sein Eigener Minister des Auswärtigen. Die allgemeine Meinung erachtete den alten Minister v. Thulemeyer (ein lebendiges Archiv und ein sehr gewandter Mann), welcher den 4. August 1740 starb, für unersetzlich; jedoch der mit staunenswerther politischer Scharfsicht und raschem Geschäftsüberblick begabte Monarch erledigte persönlich mit Seinen oder den fremden Gesandten die äuszere Politik,*) und überliesz Seinem „ministre des affaire étrangères“ nur die Ausarbeitung der Manifeste und ähnlicher Schriftstücke, sowie den bräuchlichen Verkehr mit den in Berlin beglaubigten ausländischen Gesandten. Innerhalb dieses beschränkten Wirkungskreises amtirten Podewils und später Herzberg sozusagen als „Expedienten“.

*) Vgl. „Neue militairische Blätter“, März-Heft 1876, S. 161 u. f.

Heinrich v. Podewils, Erbherr auf Fredersdorf etc. etc., stand bei Friedrich's II. Thronbesteigung im 45. Jahre. Er hatte in Halle und Leyden die Vorlesungen der damaligen berühmtesten Rechtslehrer gehört, auf einer Cavalierreise mehrere Europäische Höfe kennen gelernt und unter König Friedrich Wilhelm I., in verschiedenerlei Posten, sich heraufgearbeitet zum Staatsminister (1732). Seiner Arbeitstüchtigkeit verdankte er das besondere Vertrauen des Eroberers von Schlesien.

Wir gaben, bei Erörterung der Friedenspräliminarien, einen kleinen Hinweis auf des Königlichen Politikers lapidare Directivnormen für Podewils. Dass Letzterer den jeweiligen Zielen und Lagen seines Gebieters zuverlässig und umsichtig Rechnung trug, ist von Herrn Professor Droysen mannigfach dargethan worden, durch authentische Beläge; und ich darf deshalb wohl sagen: Es ist dem am 30. Juli 1760 gestorbenen Minister Graf v. Podewils ein unvergängliches Denkmal errichtet worden. (An der Rauch'schen Reiterstatue des groszen Königs vermisse ich die Erinnerung an Podewils.)

Wir beschränken uns hier auf die Notiz: Podewils erhielt für seine guten Dienste bei Schlesiens Erwerbung den „groszen Orden" und den Grafentitel, am 5. bezw. 6. November 1741.

Graf Hyndford (Lord Carmichael), welcher mit Graf Podewils dem Könige, aus Breslau, nach Berlin gefolgt war, feierte am fünften Tage nach dem hier endgültig vollzogenen Friedensschluss sein Friedensfest, im Königlichen Schlosse zu Charlottenburg (2. August 1742). Es wurde ihm nämlich, auf Bitte und in Vollmacht König Georg's II., vom Preuszenkönig der Ritterschlag ertheilt für den Schottischen Distelorden, in Anwesenheit der Königlichen Familie und „vieler Standespersonen". Preuszischerseits erhielt der Lord — da er, eine anderweite Auszeichnung ablehnend, nur eine Wappenzierde erbeten hatte — die Erlaubniss, in sein heraldisches Siegel den Preuszischen Adler mit Scepter und Reichsapfel aufzunehmen und hierbei die Devise „Ex bene merito" anzufügen. (Königliches Diplom d. d. Berlin, 30. September 1742, in äuszerst verbindlicher Form.) Auszerdem beschenkte der König diesen Schotten mit einem sehr kostbaren Silberservice. —

Wie feierte Fridericus Borussorum Rex, der Primus unter den Friedensmachern, den Frieden? Eine Frage, auf welche man, bei der Vielgestaltigkeit dieses Fürsten, eine Reihe von Antworten geben könnte.

Wir widerstehen der Verlockung, hier näher darauf einzugehen,

wie Friedrich als Dichter, Freund des durch Kunst und Geistesgenüsse veredelten Landlebens, etc., Sich des Friedens erfreut. Er schrieb den 15. Juni an „Tindal“ (Jordan): „Pressez Knobelsdorf, d'achever Charlottenburg“. Dort, in Seinem „neuen Lyceum“, will Friedrich „noch ein Stück Frühjahr genieszen“, studiren, philosophiren u. s. w. — Für all diese, gewissermaszen privaten Angelegenheiten liegen uns autobiographische Gedenkstücke vor, in dem Briefwechsel mit dem „hochgelehrten“ Freund Jordan. (Oeuvres T. XVII.)

Der Totaleindruck, welchen Friedrich's erfolgreiches kriegerisches Auftreten füglich machen musste auf die Zeitgenossen, lässt sich in Kürze darlegen durch ein, Ende Mai 1742 in den höheren Berliner Gesellschaftschichten cursirendes, geflügelt Wort aus dem Munde einer geistreichen Dame. Sie sagte bei der Nachricht vom Chotusitzer Siege: „Das nenne ich einen König!“ — Freilich „eine erborgte Rolle lässt sich schwer durchführen; man kann nur das spielen, was man wirklich ist“. Dies äuszert Friedrich gelegentlich; in Seiner satirischen Weise das seltsame Verhalten eines undeutschen Fürsten schildernd. (Oeuvres T. III, 15.)

Als Friedrich „Seinen Krieg“ begann, ängstigten sich die Berliner. Man glaubte den jungen König nur beschäftigt mit Studien und — Vergnügungen.*)

> Allerhand fremdländische Glücksritter stellten sich in Berlin ein, als Friedrich II. zur Regierung gekommen. Die Gasthöfe waren gefüllt. Man sah Equipagen in groszer Zahl. Hohes Spiel wurde gespielt; feine Diners und Vergnügungspartieen standen auf der Tagesordnung. Alles hatte das Aeuszere der Opulenz und der Lebhaftigkeit. Der Kriegsausbruch beseitigte diesen exotischen Unfug. Die Spreu trennte sich vom Waizen. Berlin ward eine stille Stadt. (Bielfeld. Lettres familières.)
>
> Diese Episode erweitert unser Verständniss einer, in der bisher so spartanischen Residenz, kriegsfeindlichen Stimmung.

Die Berliner befürchteten Nachtheil von dem Unternehmen gegen kriegsgewöhnte Truppen.**) Man hatte also keine Ahnung davon, dass der junge König völligst begabt sei zu einer glanzvollen Rolle als Feldherr und als Politiker. Jedoch der glorreich beendete Krieg

---

*) Vgl. „Mémoires du marquis de Valori“. I, 86.

**) Vgl. Gansauge „1440, 1640, 1740“. S. 128.

erweckte in Berlin u. a. O. die Ueberzeugung, dass ein „Friedrich“ nicht ungestraft angegriffen werden könne. — Der philosophische König erwidert auf Jordan's desfallsige „freimüthige“ briefliche Eröffnungen: „Weil es den meisten Menschen an Einsicht gebricht, ist es ihnen unmöglich, das Verhalten derjenigen zu beurtheilen, deren Projecte und Mittel sie nicht kennen.“

Die nah bevorstehende Abreise aus Breslau (Juli 1742) veranlasst den Monarchen zu der Aeuszerung: „J'ai rempli ma tâche en entier, j'ai fini toutes mes affaires, et je reviens dans ma patrie avec la consolation de n'avoir aucune reproche à me faire envers elle.“ (Brief an Jordan.) Dies sind Friedrichs-Worte, welche dafür zeugen, dass Er ein Fürst und Kriegsherr, der dem Halbwerk und der laxen Pflichterfüllung ein entschiedenster Feind. Sein Wahlspruch lautet: „Viel arbeiten heiszt leben.“ „Il faut se plier à son état dans le monde et se faire un plaisir de son devoir.“*) In diesem Sinn geschah es auch, dass das Preuszenheer „mit Lieb' und Lust“ heranging, nach dem Frieden 1742, zu neuer Arbeit.**)

Den „kriegerischen“ Leistungen Seiner Vaterlandsvertheidiger zollt Friedrich stolzes Lob. „Rien ne surpasse“ — schreibt Er am 15. Juni im Lager von Kuttenberg — „cette armée en valeur, en force, en patience dans le travail et dans toutes les partis qui constituent des troupes invincibles.“ Ein Lob, welches in der Histoire de mon temps (Oeuvres T. II, 129) sich eint mit der pietätvollen Hindeutung auf die militairischen Verdienste des arbeitsamen und fürsorglichen Thronvorgängers. „Was am meisten zur Eroberung Schlesiens beitrug, war ein während 22 Jahren in bewundernswerther Kriegszucht erstarktes Heer . . .“ Friedrich schlieszt diese bald nach dem Berliner Frieden niedergeschriebenen kriegshistorischen Zeilen mit dem bescheidenen Selbstportrait: „Das Glück steht oft der Jugend zur Seite.“

Die Königliche Zufriedenheitserklärung mittelst Tagesbefehls vom 20. Mai 1742, im Lager bei Zlep, ferner die Errichtung neuer Regimenter, der ehrenvolle Empfang in der Heimath, die neuen Königlichen Dienstvorschriften, u. A. m. brachten eine frische Strömung in das Friedens-Fahrwasser. — „Man bezahlt das Bischen Ruhm theuer. Seine Erwerbung und ebenso seine Erhaltung kostet Mühe und Sorgen.“ (Königliches Schreiben an Graf Algarotti.) Das

---

*) Oeuvres T. XVII, Nr. 166 und 38; T. XVIII, Nr. 23.

** Vgl. Oeuvres II, 142 und 92.

Petschaft, mit welchem der Kriegsherr den Friedenseintritt besiegelte für Seine Armee, zeigt einen Januskopf.

Wenn Seydlitz, der Reiterfürst, einmal äuszerte in freundschaftlichem Gespräch: „Es besteht ein groszer Unterschied zwischen „Instrumentenmacher" und „Instrumentenspieler"" — so bedeutet dies: Man müsse in Friedenszeiten nicht zu viel Mühe verwenden auf die Hervorbringung eines gut klappenden Mechanismus (passez l'expression, s. v. pl.) und zu wenig denken an dessen Gebrauch im Kriege. Seydlitz verdeutlicht uns mit diesem Ausspruch die Quintessenz der Friedensthätigkeit eines Heeresoberhaupts, welches Seinen Generalen ankündete: „Da ich nun besonders darauf arbeite, alles bei der Armee einzuführen, was vor dem Feinde nöthig, . . . (Oeuvres T. XXX, 156).

Charakteristisch für die generelle Kriegsbereitschaft des Fridericianischen Heeres ist eine schon am 4. Juni 1740 dem Artilleriechef v. Linger ertheilte Königliche Ordre: „. . . Uebrigens bin ich persuadiret, ihr . . . werdet die gute Ordnung bei dem Bataillon, so wie sie jetzo ist, jederzeit erhalten, auch dasselbe so conserviren, dass wenn Ich Selbiges unvermuthet sehe, Ich es allemal in Ordnung und in solchem Stande finde, dass Ich davon zufrieden zu sein Ursach habe." Kennzeichnend aber für die während der Friedensaera 1742 bis 1744 unablässige persönliche Mühewaltung des Königs, die Wehrkraft des Staats taktisch zu erhöhen — bleibt die noch in Feindesland (1742, den 17. Juni) den Kürassiren und Dragonern ertheilte Benachrichtigung: „Se. Majestät werden die Regimenter die eine oder die andere Bewegung machen lassen, wie solche Höchstderoselben einfallen."

Eine kleine Rückschau auf den Königlichen Heeres-Instructor und ein Bruchstück aus der Berliner Truppen-Geschichte sollen uns unter dem Gesichtspunkt der „Friedensfeier" mitten hinein versetzen in die militairischen Julitage 1742. — Wir erinnern uns, dass der König am zwölften Juli, Nachmittags, in Charlottenburg eintraf. Den 13. (Freitag) nahm Er dort das Dragoner-Regiment Württemberg in Augenschein. Am 14., Vormittags zwischen 10 und 11, fuhrte Se. Majestät in Eigener Person die Gardes du Corps-Escadron von Charlottenburg in den „Thiergarten", wo sämmtliche Prinzen des Königlichen Hauses, der Feldmarschall Herzog v. Holstein-Beck, andere Prinzen, Generale und Standespersonen, sowie auch eine sehr grosze Zahl von Bewohnern Berlins und Charlottenburgs sich eingefunden hatten. Der König Höchstselbst „commandirte" Seine Gardes du Corps, welche „die neuen Kriegsübun-

gen" machen mussten — „geschwindes Avanciren, Retiriren, Schwenken, Auseinandersprengen und Wiedervereinen", — was Alles „mit bewunderungswürdiger Fertigkeit ausgeführt wurde". (Der König verwerthete Seine Gardes du Corps als cavalleristische Versuchsstelle und Lehrtruppe.) Um 11 Uhr rückte das Infanterie-Regiment „Alt-Dessau" in den Thiergarten. Der König liesz dasselbe bataillons- und compagnieweise vorbeimarschiren, u. s. w.; die Besichtigung währte $2^1/_2$ Stunde und fiel so zufriedenstellend aus, dass der König die Stabsoffiziere dieses Regiments für den folgenden Tag nach Charlottenburg zur Tafel befahl, ferner „ungemein gnädig" Pathenstelle übernahm bei den vier Söhnen, welche an diesem Revuediner-Tage eine Soldatenfrau des Regiments „Alt-Dessau" geboren, und schlieszlich dem Commandeur, Oberstlieutenant v. Schwerin, den Pour le mérite ertheilte beim Rückmarsche dieser Truppe nach Halle, Anfang August. (Schwerin starb 1750 in Berlin, als Generalmajor, 50 Jahre alt.)

Gegen 2 Uhr, am genannten Inspicirungstage, traf der König in Berlin ein, speiste bei Seiner Mutter in Monbijou, liesz sich einige Cadetten vorstellen, von denen Er fünf als Junkers auswählte für das Dragoner-Regiment Württemberg, und ritt um 6 Uhr zurück nach Charlottenburg.

Am 16. Juli hatten die beiden Schwadronen schwarzer Husaren „Königs-Revue"; ihre erste; denn die jetzigen (schwarzen) Leib-Husaren-Regimenter Nr. 1 und 2 datiren vom 5. September 1741. Sie entstanden, fünf Schwadronen stark, unter den Auspicien des „alten Dessauers", Serenissimus, im Lager bei Brandenburg. Drei dieser Schwadronen marschirten im Frühjahr 1742 nach dem Kriegsschauplatz; der Rest rückte nach Berlin, wurde am 14. August 1742 nach Köpenick translocirt, kam aber im Mai des folgenden Jahres zurück nach Berlin, um hier kriegsgemäsz „eingesetzt" zu werden, weil der König diese beiden Schwadronen als Stamm für die neuen Husaren-Regimenter Nr. 7 und 8 verwenden wollte. Zieten erwarb sich bei diesem und ähnlichen Anlass den Titel „Husarenvater"; von Rechtswegen aber gebührt derselbe dem Preuszischen Urhusaren Bronikowsky. Er war es, der den Kern lieferte für die im Lager des Dessauer Fürst-Feldmarschalls zu einem „Regiment" anwachsenden schwarzen Husaren.*)

Am 17. Juli kehrte das „Löbliche" Regiment Gendarmes aus

---

*) Ein Mehreres über Bronikowsky's husarengeschichtliche Bedeutsamkeit im „Husarenbuch, Potsdam 1863"; 656 Seiten gr. 8°.

dem Felde zurück in seine Garnison Berlin. Der König befand sich an diesem Tage (und den nächstfolgenden) in Potsdam. — Um die Ställe für genanntes Kürassir-Regiment frei zu machen, bezog das Dragoner-Regiment Württemberg am 17. Juli ein Biwak vor dem Potsdamer Thore. Hier erhielt es über 100 Remonten, und marschirte am 22. d. M. ab nach seiner Garnison in Schlesien.

Den 18. Juli, Mittags, traf eine Grenadier-Compagnie der Leib-Garde in Berlin ein. Sie überbrachte zwei feindliche „Feldstücke" nebst einer bei Chotusitz eroberten Fahne, und marschirte den 19. weiter nach Potsdam.

Wollte man Glauben schenken den Schilderungen des Pariah-Verhältnisses, in welchem vormals der soldatische „gemeine Mann" sich befunden (haben soll), seitab der Civil-Menschheit, so würde man schier staunen darüber, dass viele Hunderte von Berlinern am 22. Juli 1742 den Sonntag-Nachmittag dazu verwendeten, bis auf eine halbe Meile „und darüber" dem in seine Friedensgarnison Berlin heimkehrenden Infanterie-Regiment Truchsess entgegenzueilen, und dass in dem Stadttheil, welchen diese Truppe beim Einrücken passirte, alle Straszen und Plätze „mit Zuschauern vollgepfropft waren". Ein festtaglicher Siegereinzug; wahrlich ein denkwürdiges Stück Berliner Friedensfeier.

„Ehre dem Ehre gebühret!" Wir aber wollen hier erneuen die Erinnerung an die Helden von Lesch.*) — Generalmajor Graf Sebastian Wunibald zu Waldburg-Truchsess, geboren 1689, geblieben 1745 bei Hohenfriedberg als Generallieutenant, zählt neben Graf Rothenburg und später Seydlitz zu denjenigen, die ganz ausnahmsweis von Friedrich II. als Generalmajor den Schwarzen-Adler-Orden erhielten. Graf Truchsess, ein bei Mollwitz und Lesch verwundeter Sechsfüszler, erwarb sich im ersten Schlesischen Kriege eine Amtshauptmannschaft und einen Extra-Sold. Seine Gewohnheit, harmlos zu scherzen, gewann ihm Vieler Herzen. —

Wir schlieszen unser friedensgeschichtliches Fragment mit der Notiz: Am 30. Juli (1742) kam der König von Charlottenburg nach Berlin, und liesz die dorthin aus Böhmen zurückkehrenden Infanterie-Regimenter Markgraf Karl und v. Kalckstein, sowie die Zieten-Husaren bei sich vorbeidefiliren. Vom Regiment Gendarmes bezogen täglich 90 Mann Feldwachen auszerhalb der Stadt, „um in be-

*) Gefecht bei Lesch, in Mähren, den 14. März 1742. Vgl. Oeuvres II, 112 und „Militaria", Berlin 1866 bei Mittler, S. 84; sowie auch unserer „Jahrbücher", Januar-Heft 1873, S. 68.

ständiger Uebung zu bleiben". In der That eine sehr martialisch ausschauende Friedensgarnison.

28 Preuszische Offiziere durften als „Volontairs" den Oesterreichischen Feldzug 1743 mitmachen. Ein heeresgeschichtliches Factum, welches — wie mir scheint — der Vergessenheit anheimfiel.

Sehr treffend schildert der wegen seiner Fluchtversuchs-Kraftproben oft genannte Baron v. d. Trenck*) die gesammte Friedensdienstes-Emsigkeit 1742 bis 1744: „Man musste in Friedrich's Schule viel arbeiten, um viel zu lernen."

Trenck trat 1742 ein bei den Gardes du Corps. Seine „Merkwürdige Lebensgeschichte", ein Buch welches theils eine Verherrlichung, theils eine Verunglimpfung des groszen Königs enthält, erschien nach Friedrich's Tode 1786 in Wien, und 1787 in Berlin; ein — nach eigenem Geständniss — von Trenck, Geldnoth halber, als Roman auf den Büchermarkt „geschleudertes" Opus. —

Berlin gewann durch den Friedensschluss 1742 das stolze Bewusstsein, allgemein gelten zu können als Centrum eines wirklichen Königreiches, d. h. eines Königreichs, welches den Beweis erbrachte, dass es selbstständig zu kämpfen und zu pactiren die Kraft besitze.

Dem Machtmehrer Friedrich II. gebührt seit dem 11. Juni 1742 der Beiname „Silesiacus", wie man in der Römerwelt mit „Africanus" oder „Numantinus" Kriegshelden nach ihren Hauptthaten nannte.

Die Kriegsschule 1741 und 1742 und sodann die „Kriegsübungen" 1742 bis 1744 brachten dem Preuszenheere eine Periode der Aussaat, welche reiche Frucht hervorrief.

Die alten Griechen priesen ihren Zeitgott als besten Rathgeber der Menschen.

Geschrieben Mitte März 1877. Gr. L.

Quellennotiz: „Gesammelte Nachrichten und Documente, den gegenwärtigen Zustand des Herzogthums Schlesien, Königreichs Böhmen . . . betreffend. Band III". Sodann neben anderweiten alten Druckstücken auch einige Notizen aus dem handschriftlichen Tagebuche des Breslauer Kaufmanns Steinberger (1742). —

*) Vgl. Oeuvres T. XXX, 195.

II.

Die Verlustlisten aus dem Kriege 1870 bis 1871 und ihre Benutzung zu Folgerungen.

Es ist ein besonderes Vorrecht aller mathematischen Wissenschaften, dass die Ergebnisse ihrer Forschungen und Bestrebungen von dem Laien einwandlos hingenommen werden, und dass auch ihre, an die Oeffentlichkeit tretenden Behauptungen nicht leicht Widerspruch erfahren. Von den streng beweiskräftigen Sätzen der reinen Mathematik ist ein Abglanz auf die angewandte und auf alle diejenigen Gebiete entfallen, welche ohne mathematische Schulung nicht bestehen können. Jedermann unterschreibt bereitwillig und gebraucht mit Resignation des Physikers Benzenberg angeblichen Ausspruch: „Zahlen beweisen“ (obwohl nach Büchmann's geflügelten Worten Benzenberg mehr die Nothwendigkeit genauer Zahlen betont hat und den Ausdruck: „Zahlen entscheiden“ wählte). Ohne vieles Forschen nimmt man mit Zahlen belegte Behauptungen gern als bewiesen hin; selten fragt man danach, ob die Ausdehnung solcher Sätze bis zu den Extremen und die Vermehrung der grundlegenden oder zusätzlichen Zahlen jenes Fundament bewegen könnte.

Welchen Leser hat nicht beispielsweise Jules Verne's Reise nach dem Monde und um diesen herum, in allen Stadien der Vorbereitung und Durchführung durch Einfügung von Zahlen und Berechnungen zu einer bestrickenden Wahrscheinlichkeit der Ausführbarkeit erhoben? Wer von ihnen hat dem, für Belehrung und Unterhaltung von Verne aufgewandten Capital von Wissen und von Belesenheit das (schlieszlich wirklich lohnende) Interesse, den Zeitaufwand und die Kenntnisse entgegenstellen mögen, um die Trugschlüsse und die Grenzen der Möglichkeit zu entdecken?

Falls die Anwendung der mathematischen Wissenschaften ausschlieszlich der Unterhaltung dient, kann allerdings solches Nachfolgen nur selten erwartet werden; diese Unterlassungssünde wiegt nicht schwer. Was schadet es, wenn das Trugbild nicht zerstört wird, welches bei reizvollen Spielzeugen durch die verborgene Anwendung physikalischer Experimente Kindern und selbst Erwachsenen vorgegaukelt wird? Wenn aber solche, scheinbar unumstöszliche Behauptungen in das praktische Leben hineingreifen, so liegt keine

geringe Gefahr in der Theilnahms- oder Urtheilslosigkeit des Publicums; es kann sich ihren Einflüssen nicht entziehen. Die Kritik hat alsdann nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, scharf dem Experimentirenden auf die Finger zu sehen; milde, so zu sagen wohlwohlende Beurtheilungen, die gegenwärtig die überwiegende Mehrzahl bilden, sind hier unangebracht.

Vornehmlich bedarf das Publicum einer solchen Unterstützung in Allem, was die Statistik betrifft. Statistische Zahlen sind, wie vor Kurzem von der Tribüne des Abgeordneten-Hauses treffend bemerkt wurde, immer sehr gefällig und verhalten sich etwa wie der nasse Thon, aus dem der Bildhauer seine Modelle formt; wenn ihm eins nicht gefällt, drückt er es zusammen und macht ein anderes. Wir möchten hinzufügen: schlieszlich ist ein gefälliges Bildwerk entstanden, wo der Stoff zu vielen anderen abschreckenden dennoch vorhanden war, den Sinnen nur entrückt bleibt.

Trotz ihrer Jugend hat die Statistik einen ausgedehnten Einfluss schon erlangt, der naturgemäsz in stetem Wachsen bleiben wird. Ihre Lehrsätze, die Ergebnisse der Zusammenstellung gleichartig gewonnener Zahlen, zu gestalten, ist eine schwere, aber zweifellos sehr wichtige Aufgabe. Die Schwierigkeit liegt nicht allein in dem Auffinden der Analogien todter und dennoch sprechender Zahlen, in deren Belebung; — sie wird in hohem Grade hervorgerufen durch Ungleichartigkeit des zu verarbeitenden Materials, — besonders wenn für die Beschaffung desselben die Normen nicht von der Stelle bereits ausgingen, welche es verarbeitet.

Ohne solche Vorbedingung werden nur selten die unvermeidlichen Fehler und Verschiedenheiten sich selbst gegenseitig annähernd aufheben oder sich so weit übersehen lassen, dass ihre Wirkung in Rechnung gestellt werden kann. Wo dergleichen sichere Grundlage nicht besteht, können unabsichtliche Irrthümer, Trugschlüsse auch bei dem redlichsten Streben, der sorgfältigsten Arbeit, dem klarsten Ueberblicke mit unterlaufen. Einschränkung ist dann in den zu ziehenden Folgerungen nothwendig, wenn nicht die Möglichkeit eintreten soll, dass die Fehler ins Abnorme sich häufen und das gewonnene Resultat völlig der Wirklichkeit entgegenstellen.

Eine solche, nur beschränkt verwendbare, statistische Grundlage bieten die „Verlustlisten der Königlich Preuszischen Armee und der Groszherzoglich Badischen Division aus dem Feldzuge von 1870—1871“, welche bereits in verschiedenen Richtungen bis in die neueste Zeit hinein Bearbeitung und Verwendung gefunden haben.

Der Befehl, namentliche Verlustlisten eines bestimmten Schema's nach jedem Gefechte aufzustellen und dem Kriegsministerium einzureichen, ist — so weit uns bekannt — zuerst für den Feldzug in der Rheinpfalz und in Baden, 1849, ergangen. Bis dahin hatten nur summarische Angaben, meist am Schlusse der Gefechtsberichte, diese wesentlichen Daten festgelegt, also eigentlich mehr für historische Zwecke und um einen Maaszstab für die Hartnäckigkeit der Betheiligung an der Action zu geben, auch wohl um die mehr oder minder grosze Nothwendigkeit eines Ersatzes darzulegen. Die Verlustangaben der früheren Schlachten sind daher wenig genau, die Controle der Herstellung Verwundeter, des Wiedereintreffens Vermisster aber den Centralstellen fast unmöglich gewesen.

Ein derartiges Verfahren, wie es seit 1849 in Preuszen üblich ist und mit Veröffentlichung Hand in Hand geht, scheint bis nun noch bei keiner auszerdeutschen Macht zur Anwendung gekommen zu sein. Namentlich haben die Kriege von 1866 und 1870 bis 1871 dieserhalb den Oesterreichischen und Französischen Heeresverwaltungen mancherlei Vorwürfe aus dem Volke heraus entstehen lassen. Aus solchen Gründen sind denn auch die Verlustangaben aus dem Nordamerikanischen Secessionskriege so unzuverlässig und variiren die Französischen Verlustziffern aus dem letzten Kriege noch immer in hohem Grade.

Das im Jahre 1849 der Preuszischen Armee für jene Zwecke gegebene Schema ist, so viel wir ermitteln konnten, bis jetzt in unveränderter Gestalt geblieben. Es fordert, neben der Bezeichnung des Gefechtes und Truppentheils, für jeden aufzunehmenden Verlust: Charge, Vor- und Zunamen, Geburtsort des Betreffenden. Aus den Listen der Truppe kann dies mit Genauigkeit stets entnommen werden.*)

Demnächst giebt das Schema zur eventuellen Ausfüllung die Rubriken: getödtet, schwer verwundet, leicht verwundet, an den

---

*) Auf Seite 283 des ausgezeichneten Werkes: „Die Verluste der Deutschen Armeen an Offizieren und Mannschaften im Kriege gegen Frankreich 1870 und 1871 (Berlin 1872)", spricht Dr. Engel sein Bedauern darüber aus, dass er nicht festzustellen vermochte, wie sehr die einzelnen Kreise und gröszeren Orte durch die Menschenopfer heimgesucht wurden; die Angabe des Kreises sei eine der am häufigsten fehlenden gewesen. Da fast die sämmtlichen Daten dieses Werkes auf namentlichen Listen (und Zählkarten) beruhen, so würde sich dieser Nachweis selbst jetzt noch beschaffen lassen, wenn die Kriegsministerien eine Unterstützung zu gewähren für angezeigt halten.

Wunden gestorben wo und wann? vermisst, Art der Verwundung, liegt im Lazareth wo? Eine Spalte „gefangen“ enthält das Schema nicht, so dass als „vermisst“ auch Diejenigen verzeichnet werden müssen, deren Gefangennahme notorisch ist.

Unter stabilen Verhältnissen und nach geringer Einbusze kann den Anforderungen dieser Rubriken genügt werden. Treten aber die Verluste massenhaft ein, betreffen sie die Chargen der Compagnien etc. und folgen den Schlachten wieder Märsche und Dislocationen unmittelbar, so wird sehr häufig nur eine der Rubriken: „todt“, „verwundet“, „vermisst“ sich bestimmen lassen und die letztere unverhältnissmäszig anschwellen. Beim Durchblättern der, im Interesse des ganzen Volkes in möglichster Beschleunigung noch während der Ereignisse erschienenen Verlustlisten des Deutsch-Französischen Krieges springt dies sofort in die Augen; ja man findet sogar die ausdrückliche Erklärung, dass trotz Rücksendung an den Truppentheil irgend eine andere Angabe, als die der Namen, nicht hat herbeigeführt werden können. — Grosze Ungenauigkeiten enthalten naturgemäsz in den frühzeitig eingereichten Listen schon die Kategorien „schwer verwundet“ und „leicht verwundet“. Die Fälle sind nicht selten, in welchen „schwer verwundet“ Geführte sich ohne Aufnahme in ein Lazareth wieder bei der Truppe einfanden und bei ihr verblieben, während andererseits „leicht verwundet“ mit dem Tode endete. Dagegen veranlasste ein verspätetes Aufstellen der Liste den Truppentheil oft, die an den Wunden nachträglich Gestorbenen gleich als todt bei dem betreffenden Gefechte aufzunehmen (wie auch Dr. Engel speciell hervorhebt) und zurückgekehrte Gefangene nicht erst „vermisst“ zu führen.

Hervorragend lückenhaft ist die Rubrik: „Art der Verwundung“. Eine nähere Vorschrift oder Erläuterung über das, in dieser Richtung zu Vermerkende ist nicht bekannt geworden. Schon an und für sich sind diese Angaben nach beendetem Gefechte am schwersten zu ermitteln, namentlich hinsichtlich der in Feindes Hand zurückgelassenen Verwundeten und der Todten. Konnte noch der verletzte Körpertheil durch Zeugenvernehmung ermittelt werden, so wird in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle der Einsender der Liste schon sehr befriedigt gewesen sein. Und in der That ist ja dem vornehmsten Zwecke hiermit Genüge geleistet. Der Zusatz, ob die blanke Waffe oder ein Schuss Ursache der Verwundung waren, liegt schon erheblich ferner, da er nicht ausdrücklich gefordert ist; er findet sich daher in den gedruckten Listen seltener. Zu erwarten, dass der Schuss noch weiter specialisirt werde, hat man bisher

eigentlich kein Recht. Es ist z. B. eine ganz ausnahmsweise Seltenheit, wenn in den Verlustlisten das Mitrailleusen- oder die Shrapnelgeschoss als Ursache benannt wird. Alles dergleichen subsummirt sich anstandslos unter dem vielsagenden, kurzen „S.“ (Schuss) der Listen, neben welchem nur noch der Streif- oder Schrammschuss als Variationen, aber meist ebenso wenig nach ihrem Geschosse näher bezeichnet, sich einigermaaszen hervorthun.

Durch die sehr dankenswerthen und überall tief empfundenen, leider aber in dieser Richtung erst spät beginnenden Bemühungen des Central-Nachweise-Büreau's für verwundete und kranke Krieger lieszen sich indessen nachträglich noch mannigfache Berichtigungen aus den Rapporten der Lazarethe und aus besonderen Nachweisungen der Ersatztruppentheile beschaffen. Dass hierbei weniger Werth auf Erforschung der ursächlichen Waffe gelegt oder bezügliches Material eingegangen zu sein scheint, ist sehr erklärlich, da für die Zwecke dieser Behörde, der Truppen und der Anverwandten es vor Allem darauf ankam, das Verbleiben der Verwundeten nachzuweisen. Dadurch verringerte sich indessen die Zahl der unbekannt, besonders die der vermisst Geführten.

Die gedruckten Nachträge und Berichtigungen legen ein rühmliches Zeugniss ab für die Erfolge jener freiwilligen Thätigkeit. Dennoch konnte auch sie noch kein fehlerloses Material liefern, selbst nicht einmal was die Totalsummen betrifft. Manche Angaben, namentlich über Offiziere, waren in die Verlustlisten überhaupt nicht gelangt, — nach Dr. Engel: weil die Angehörigen sofort direct Benachrichtigung erhielten. Mancher Truppentheil versäumte im Drange der Begebenheiten ganz und gar, seine Eingabe zu machen. In anderen Fällen ergab sich glücklicherweise eine Veranlassung zur Mahnung und diese zeigte auch wohl, dass die abgesandten Listen verloren gegangen. So finden sich noch bis zu der, ein Viertel-Jahr nach Beendigung des Krieges erschienenen, vorletzten Nummer der Verlustlisten neue Publicationen aus den August-Schlachten. Im Gegensatze hierzu entstanden Doppel-Führungen, wenn nachträglich Ermitteltes zu den Verlustlisten Seitens der Truppentheile angemeldet wurde, ohne einer bereits erfolgten ersten Angabe zu gedenken. Ungeachtet der Gewissenhaftigkeit, welche bei allen dienstlichen Eingaben angestrebt wird, waren ferner Fehler durch eine verschiedene Auffassung des Zweckes und der Absicht neben den mancherlei Lücken unvermeidlich.

Zur Beseitigung aller dieser Mängel hätte es nach dem Friedensschlusse neuer Recherchen bei Truppen, Lazarethen etc. bedurft, die

aber wohl nur theilweise zur Ausführung gekommen sind; es wurden indessen wenigstens alle bereits Geführten vermittelst getrennter Zählkarten gewissermaaszen individualisirt, so dass die zahlreichen Doppelführungen verschwanden. Aus dem sonach verbesserten und hinsichtlich der übrigen Deutschen Truppen ergänzten Material entstand dann die bereits erwähnte, äuszerst werthvolle und mindestens hinsichtlich der Todten dem Thatsächlichen bis Ende Mai 1871 sehr nahe kommende Arbeit des Directors des statistischen Büreau's, Dr. Engel.*) Diese Arbeit benutzt die kriegsgeschichtliche Abtheilung des groszen Generalstabes auch bei den Angaben für das officielle Geschichtswerk, das seinerseits auch wohl nur in Betreff der Todten der Wirklichkeit entsprechen, über Verwundete und Vermisste aber vollständig Erschöpfendes nicht durchweg bieten wird. Noch weniger sicher kann auf dem Wege der umgestalteten Verlustlisten die Einbusze festgestellt werden, welche durch Gefangennehmen verursacht war; ist sie zwar keine dauernde geblieben, so bleibt sie doch für die Kriegsgeschichte und zur Beurtheilung der taktischen Situationen höchst interessant, eine Ungenauigkeit ihrer Höhe daher bedauerlich.

Innerhalb der Grenzen, welche jene Vorgeschichte und die Voraussetzungen der Entstehung ziehen, wird das ursprüngliche Material der Verlustlisten den für seine weitere Nutzbarmachung zu stellenden Anforderungen auch ferner noch Genüge leisten können; weiter aber darf nicht gegangen werden. Aus den Totalzahlen der Verluste der einzelnen Truppentheile, — der Chargen absolut und nach Waffengattungen, — der Gefechte und Schlachten nach Zeit und Ort, — aus dem Verhältniss der Todten zu den an Wunden Gestorbenen und zu den schwer bez. leicht Verwundeten etc. etc. und auch aus der Rubrik: „Art der Verwundung" haben vielerlei Schlüsse gezogen werden können, und ein groszer Theil derselben hat ein annähernd (wenn auch nicht unbeschränkt) sicheres Fundament. Die eben genannte Rubrik kann aber hierzu nicht gerechnet werden, weil sie jetzt nicht mehr in allen Richtungen zu completiren ist. So z. B. lieszen und lassen sich die ursächlichen Waffen in einer überwiegenden Menge der anfänglich unbestimmt gebliebenen Fälle nicht feststellen.**) Wiewohl ein Verfolgen gerade

*) In Betreff der Zahl der Verwundeten konnte von Dr. Engel volle Sicherheit nicht mehr erreicht werden, desgleichen über die ursprünglich Vermissten.

**) Dies gilt besonders von den Todten. Die Zahl der unmittelbar auf den Schlachtfeldern Gefallenen und innerhalb der nächsten 24 Stunden Ge-

dieser Richtung sehr verführerisch ist, so dass sie von einigen Seiten schon auf Grund der einfachen Verlustlisten eingeschlagen wurde, hat doch die gröszte und am besten fundirte der Arbeiten, die des Dr. Engel, sie nicht, auch nicht einmal andeutungsweise berührt, wohl jedenfalls in der richtigen Erkenntniss der Grenze. Auch hier bewahrheitet sich des Altmeisters Goethe trefflicher Spruch: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

Die ersten Bearbeitungen der Verlustlisten hatten wohl nur den nächsten Zweck einer Ermittelung und übersichtlichen Zusammenstellung der absoluten Verlustzahlen. Die unfreiwillige Musze Verwundeter, welche die Schicksale ihrer Kameraden, ihres Truppentheils und gröszeren Verbandes verfolgten, hat gewiss Manchen veranlasst, an eine solche Arbeit heranzutreten, ohne dass eine Veröffentlichung beabsichtigt wurde oder demnächst erfolgte. Manches Offizier-Casino wird solche Arbeiten besitzen. So liegt uns durch geneigte Vermittelung ein, mit Gewissenhaftigkeit und groszem Fleisze angefertigtes, zweibändiges tabellarisches Manuscript vor, welches die Verluste regimenterweise übersichtlich gruppirt, die Offiziere unter Bezeichnung des Namens und ihrer Wunde, die Verluste innerhalb der Regimenter wieder getrennt nach „todt", „verwundet" und „vermisst", so wie nach den Gefechten. Die Namen und die Zuverlässigkeit, mit welcher alle publicirten Nachträge und Berichtigungen der Verlustlisten benutzt wurden, machen diese Arbeit zu einer Controle anderer vorzüglich geeignet. Aber diese ergiebt auch zur Genüge die Lückenhaftigkeit jener Quelle. So sei aus vielen erkennbaren Lücken nur als Belag der genauen Befolgung des Vorbildes angeführt, dass ein z. Z. der Anfertigung dem Regimente des Bearbeiters angehörender, schwer verwundeter Hauptmann nicht aufgeführt ist, aus dem einfachen Grunde, weil der gesammte, in demselben Gefechte entstandene Verlust der Truppe überhaupt nicht zur Publication gekommen ist. Derartige Fälle sind durchaus nicht selten.

Das aus gleicher Musze entstandene Werk v. Sodenstern's „das Norddeutsche Bundesheer im Kampfe gegen Frankreich 1870 bis 1871" (Cassel 1871) beruht hinsichtlich der Preuszischen Truppen ausschlieszlich auf den Verlustlisten, deren

storbenen beträgt bei der Deutschen Armee 17,572; demnächst verstarben an ihren Wunden bis Ende Mai 1871 noch 10,707. (Dr. Engel a. a. O. Seite 285.)

erste generelle Bearbeitung es bildet. Es giebt regimenterweise die Verlustzahlen summarisch unter Bezeichnung der Schlachten, Gefechte etc., in welchen die Einbusze entstand, und zieht selbst keinerlei Folgerungen. Dagegen ist die ausgesprochene Absicht, als vergleichende Uebersicht der Ehrentage jedes einzelnen Truppentheils einen hinreichenden Anhalt in geschichtlicher Beziehung zu geben und als Maaszstab für die Grösze der verschiedenen Betheiligungen zu dienen. Es will uns scheinen, dass selbst bei einer absoluten Richtigkeit der Grundlagen dem Quellenmaterial doch nicht ein so bedeutender kriegsgeschichtlicher und statistischer Werth zugebilligt werden könnte. Denn es müssen natürlich diejenigen Gefechte bei den einzelnen Truppentheilen fehlen, in welchen sie keine Verluste erlitten, — mochte ihre Betheiligung eine noch so einflussreiche, schon ihr Erscheinen zu rechter Zeit, am rechten Orte eine grosze Leistung gewesen sein. Auch in den anderen, den aufgeführten Gefechten vermag der Verlustmaaszstab allein nicht allen Seiten gerecht zu werden. Eine absolute Genauigkeit ist aber obenein in den Verlustlisten nicht geboten. Wenn zwar die Zusammenstellung das erste Bedürfniss befriedigen konnte und somit sehr dankenswerth war, so vermochte die aufgewendete auszerordentliche Sorgfalt doch nur annähernd Richtiges zu geben. So sind beispielsweise die v. Sodenstern'schen Ermittelungen derjenigen Truppentheile der Infanterie-Divisionen, welche je die gröszte Einbusze erlitten, in manchen Fällen durch das Werk des Dr. Engel widerlegt worden.

Was hierin verloren gegangen, ist aber in anderer Richtung gewonnen; v. Sodenstern hat durch seine Arbeit ein Maasz geliefert für den Werth der Verlustlisten selbst. Um diesen speciell zu kennzeichnen und um an einem Beispiele ihre Abweichungen von dem zu zeigen, was der Wahrheit am nächsten kommt, haben wir aus den genannten beiden Werken in nachstehender Tabelle diejenigen Truppentheile aufgeführt, welche in den einzelnen Infanterie-Divisionen, resp. in ihrer Waffe den gröszten Verlust nach Dr. Engel erlitten.

Verband etc.	Truppentheil.	Nach v. Sodenstern					Nach Dr. Engel						
		todt.	verwundet.	vermisst.	allein todt und verwundet (1. und 2.) in Summa.	Summa todt, verwundet, vermisst (1., 2. und 3.)	Summa todt, verwundet, vermisst (7., 11.) (nach Tab. II).	allein todt und verwundet in Summa (nach Tab. II).	todt oder innerhalb 24 Stunden nach d. Gefecht verstorb. (nach Tab. VI).	mithin waren verwundet (7. minus 8.)	Bis Ende Mai 1871 verstarben an Wunden (nach Tab. VI).	vermisst (nach Tab. II).	Noch vermisst Ende Mai 1871 (nach Tab. VI).
		1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.
1. Garde-Infant.-Division	3. Garde-Regiment zu Fusz	310	810	2	1120	1122	1123	1119	198	921	123	4	31
2. - - -	Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2	302	1011	10	1313	1323	1322	1289	254	1035	105	33	30
1. Infanterie-Division	Infanterie-Regiment Nr. 43	235	954	19	1189	1208	1245	1171	147	1024	118	74	57
2. - -	- - - 44	332	1174	52	1506	1558	1694	1492	275	1217	123	202	47
3. - -	- - - 14	75	421	30	496	526	461	436	46	390	38	25	?
4. - -	- - - 9	162	525	20	687	707	727	683	119	564	49	44	26
5. - -	- - - 52	359	1155	76	1514	1590	1655	1515	212	1303	176	140	52
6. - -	- - - 35	294	1000	54	1294	1348	1360	1256	235	1021	120	104	21
7. - -	- - - 66	103	540	16	643	659	659	610	81	529	35	49	5
8. - -	- - - 31	117	510	24	627	651	652	623	83	540	51	29	10
9. - -	- - - 7	221	762	48	983	1031	1048	980	196	784	63	68	73
10. - -	- - - 6	251	1090	61	1341	1402	1504	1442	229	1213	118	62	86
11. - -	- - - 10	34	101	8	135	143	142	132	19	113	23	10	6

12. - -	- - - 23	60	105	—	165	165	163	163	42	121	30	—	6
13. - -	- - - 55	159	606	15	765	780	788	768	103	665	70	20	13
14. - -	- - - 39	186	546	48	732	780	820	719	138	581	58	101	29
15. - -	- - - 33	172	1109	98	1281	1379	1302	1183	152	1031	85	119	78
16. - -	- - - 40	139	766	69	905	974	1026	909	112	797	56	117	38
17. - -	- - - 76	179	595	47	774	821	843	762	136	626	65	81	?
18. - -	- - - 11	355	1097	44	1452	1496	1506	1432	238	1194	156	74	39
19. - -	- - - 16	542	775	145	1317	1462	1691	1318	378	940	201	373	?
20. - -	- - - 56	210	962	103	1172	1275	1300	1181	159	1022	106	119	1
21. - -	- - - 87	128	551	51	679	730	731	666	116	550	31	65	31
22. - -	- - - 83	185	940	43	1125	1168	1254	1106	154	952	70	148	56
Jäger und Schützen	Garde-Schützen-Bataillon	178	344	3	522	525	518	513	119	394	61	5	15
Cürassiere	Regiment Nr. 7	53	115	4	168	172	207	166	44	122	10	41	15
Dragoner	- - 19	19	118	7	137	144	151	131	11	120	6	20	1
Husaren	- - 3	41	116	23	157	180	188	154	32	122	12	34	—
Ulanen	- - 16	42	117	38	159	197	198	158	35	123	10	40	—
Feld-Artillerie	- - 3	103	544	1	647	648	632	630	66	564	52	2	—
Festungs-Artillerie	- - 4	26	114	—	140	140	141	141	21	120	6	—	—
Pioniere	Feld-Bat. Nr. 10 u. Festungs-Pioniere X. Armeecorps	9	39	—	48	48	76	47	8	39	4	29	—
Gesammtverlust der Norddeutschen Truppen excl. des XII. Armeecorps und der 25. Division:		18,674	70,599	5449	89,273	94,722	97,143	88,211	13,676	74,535	8010	8932	2696

Ein Vergleich der correspondirenden Verticalrubriken ergiebt für die beiden Werke, dass die Abweichungen sich bald in positiver, bald in negativer Richtung ergeben, und dass die Unterschiede zwar bei einigen Truppentheilen in den Totalsummen (Spalten 5 und 6) gering sind, bei anderen jedoch sehr hoch steigen. So ist bei v. Sodenstern der Verlust des Infanterie-Regiments

Nr. 44 um 136 Köpfe (8 % des Dr. Engel'schen) zu niedrig,
Nr. 6 „ 102 „ (6¾ % „ „ „ „ „ „
Nr. 33 „ 77 „ (6 % „ „ „ „ zu hoch,
Nr. 14 „ 65 „ (14 % „ „ „ „ „ „

angegeben. Diese Differenzen verschwinden nicht, wenn man die Vermissten (Rubriken 3 und 11) fortlässt, hinsichtlich welcher die beiden Werke verschiedene Grundsätze vertreten.*) Der Vergleich der Spalten 4 und 7 zeigt dies, ebenso wie ein Nebeneinanderhalten der Zahlen aus den Rubriken 1, 8 und 10 ergiebt, wie wenig endgültig die Angaben der Verlustlisten hinsichtlich der Todten sind, unerachtet aller Nachträge. Dass sie überdies in den Lazarethen an Wunden Gestorbene als „todt im Gefecht" führen und also nicht einmal diese Art der Waffenwirkung zu constatiren zulassen, wurde oben bereits erwähnt.

Welche der verschiedenen möglichen Ursachen an den einzelnen Stellen Ungenauigkeiten und Abweichungen veranlasst haben, lässt sich nachträglich in keiner Weise ermitteln, daher auch nicht in

---

*) In Rubrik 3 „vermisst" (Spalte 3 der Tabelle) führt v. Sodenstern nicht alle, anfänglich nach den Gefechten etc. derartig in die Verlustlisten aufgenommenen Mannschaften und Offiziere, sondern rechnet diejenigen ab, welche in den Nachträgen als „todt", „verwundet", „zum Regiment zurück" oder „dem Ersatz-Bataillon attachirt" wieder erscheinen, die ersteren natürlich den bezüglichen anderen Rubriken zuzählend. Sonach verbleiben als „vermisst" bei ihm nur die in Gefangenschaft Gerathenen (so weit solche überhaupt als vermisst geführt waren) und die weiter gar nicht mehr nachgewiesenen Vermissten.

Dr. Engel (Spalte 11 der Tabelle) zieht dagegen von den anfänglich in den Verlustlisten als „vermisst" Geführten nur die, nachträglich als „todt" oder „verwundet" Ermittelten ab, so dass neben den Gefangenen auch die, zeitweise vom Truppentheil Abgekommenen in diesen Zahlen verbleiben; er fügt ihnen diejenigen hinzu, welche anfänglich todt oder verwundet geführt, sich später als unverwundet in Gefangenschaft gerathen herausstellten. — Die in der besonderen Rubrik „noch vermisst" (Spalte 12) enthaltenen Zahlen beziehen sich auf den Zeitpunkt des Schlusses seiner Arbeit (Ende Mai 1871) und werden in der überwiegenden Mehrzahl auf Todte und Verstorbene zurückzuführen sein; zum Theil hatten sie in den Verlustlisten gar keine Erwähnung gefunden, waren vielmehr erst bei späteren Aufrufen im Militair-Wochenblatt — zur Sprache gekommen.

Rechnung stellen, wenn die Verlustlisten allein benutzt werden sollen. Trotzdem sich die im Einzelnen bald positiv, bald negativ auftretenden Abweichungen zum Theil wieder für grös zere Einheiten aufheben und ausgleichen, sind doch noch selbst deren Summenzahlen erheblich verschieden. Wie die Tabelle zeigt, ist z. B. der Gesammtverlust der Norddeutschen Truppentheile, excl. der Königlich Sächsischen und Groszherzoglich Hessischen, bei v. Sodenstern (d. i. in den Verlustlisten) um 2422 Köpfe (2,5 %) zu niedrig angegeben, und er kommt auch nicht in Gleichgewicht, wenn man die Vermissten auszer Betracht lässt. Die Zahl der Gefallenen und an Wunden Gestorbenen wird dort um 13,9 % zu niedrig berechnet, trotzdem in die v. Sodenstern'schen Zahlen der Verlustlisten viele Todte ohne Angabe der Todesursache und Verunglückte eingeschlossen sind. Dr. Engel scheidet sie aus der Waffenwirkung aus mit 415 resp. 290.

Auszer in solchen generellen Bearbeitungen ist das Material der Verlustlisten auch beiläufig und zu besonderen Zwecken verwerthet worden, indem es in einzelnen Richtungen excerpirt oder zur ziffermäszigen Belegung der verschiedenartigsten, vereinzelt aufgestellten Behauptungen verwendet wurde nach jener Theorie, dass Zahlen beweisen sollen. Je mehr man hierbei in das Detail gegangen ist, um so gefährlicher wurde das Experiment. Der beabsichtigte Eindruck wird allerdings wohl in der Regel erreicht worden sein. Wer sollte an den Zahlen zweifeln, wer gar ihnen nachforschen! Dass aber thatsächlich wesentliche Irrthümer hierbei entstanden sind, vielleicht aus der Beschaffenheit der Quelle entstehen mussten, wolle der geneigte Leser uns gestatten, an einigen Beispielen nachzuweisen.

Die früheste auszugsweise Benutzung zu Folgerungen dürfte von Oesterreichischer Seite geschehen sein. Da dort die Vorbedingungen nicht füglich in ganzem Umfange zu übersehen gewesen sein werden, so darf man über eingetretene Fehlschüsse nicht gerade erstaunt sein, muss sie vielmehr entschuldigen. Der rühmlichst bekannte Redacteur der Oesterreichischen Militairischen Zeitschrift, Hauptmann Brunner, behandelte in diesem Journal schon im ersten Halbjahr 1871 die Vertheidigung von Straszburg.*) Aus den Verlustlisten entnimmt diese Arbeit (Seite 25) eine den Deutschen vor jener Festung durch Waffenwirkung verursachte Einbusze von 127 Todten, 739 Verwundeten = 866 Mann und 16 Vermissten.

*) Demnächst als besondere Brochüre unter demselben Titel (Wien 1871) erschienen.

Erstere Zahlen werden weiterhin (Seite 72) in folgender Weise nach den ursächlichen Waffen specialisirt:

durch Granatsplitter:	34	todt,	256	verwundet,	290	Summe,
durch Bombensplitter:	13	"	48	"	61	"
durch Gewehrfeuer:	77	"	400	"	477	"
durch Bajonettstich:	1	"	13	"	14	"
durch Säbelhieb:	—	"	1	"	1	"
durch Unvorsichtigkeit und zufällig:	2	"	21	"	23	"
	127	todt,	739	verwundet,	866	Summe.

Diese, übrigens auch nach Offizieren und Mannschaften und nach Waffengattungen gegliederten Ziffern werden dann (neben Anderem) benutzt zur Begründung der scharfen Verurtheilung der artilleristischen Vertheidigung und zu der Behauptung, dass dem Angreifer durch Gewehrfeuer mehr Verluste beigebracht seien, als durch Geschützfeuer. Wenn nun zwar im Festungskriege auch noch andere, als lebende Ziele für die Artillerie vorhanden sind und zeitweise im Vordergrunde stehen, so widerspricht dies doch allen bisherigen Erfahrungen; es würde ferner höchst interessant und werthvoll sein, wenn ein derartiger, unbeeinflusster Maaszstab nach den Ereignissen an solche kriegerische Thätigkeit gelegt werden könnte. Wir haben uns daher veranlasst gesehen, jener Oesterreichischen Angabe in den Deutschen Quellen nachzugehen. Bei genauer Durchsicht der Verlustlisten*) fanden wir Folgendes:

Nach dem ursächlichen feindlichen Geschosse oder der Waffe sind dort nur bezeichnet:

259 Fälle unzweifelhaft artilleristischen Ursprungs (nämlich Vollkugel, Kanonenkugel, Kartätschkugel, Kartätschschuss, Shrapnelschuss, Shrapnelsplitter, Granate, Granatschuss, Granatsplitter, Bombe, Bombenstück, Bombensprengstück, Bombensplitter, Sprengstück);

74 Fälle, bei welchen ein artilleristischer Ursprung in höchstem Grade wahrscheinlich ist (64 Splitter, 7 Steinsplitter und Steinstücke, 3 Prellstücke);

333 Latus.

*) Nr. 87, 88, 89, 92, 94, 101, Berichtigung in Nr. 96. Nicht berücksichtigt sind hier diejenigen Verluste des Belagerungs-Corps, welche in den Vogesen, vor Schlettstadt etc. bei den entsendeten Detachements entstanden und die nach Dr. Engel auf etwa 24 todt und verwundet, 16 vermisst sich belaufen werden; ferner fehlen natürlich die Verluste der Württembergischen und Bayerischen Artillerie und Pioniere (nach Dr. Engel 14 Mann).

333 Transport.

12 Fälle, die zweifellos von Handfeuerwaffen herrühren (Gewehrschuss, Gewehrkugel, Chassepotkugel, Wallbüchsenschuss, Revolverschuss);

9 malige Wirkung feindlicher blanker Waffen (Stich, Bajonettstich);

13 Fälle eigener Unvorsichtigkeit (eigenes Bajonett, Deutscher Seits ausgeführte Sprengung) oder des Deutschen Feuers (Deutsche Granatsplitter, Vorstecker, Gewehrschüsse, Pulvergase);

nur 367 in Summe. Im Uebrigen, d. h. in der Mehrzahl herrscht Unbestimmtheit. Es sind:

373 Fälle lediglich als Schuss oder Streifschuss (Schrammschuss, Prellschuss) bezeichnet, unter welchen nachweisbar auch artilleristische Wirkungen sich befinden;

17 als gefangen oder vermisst;

106 todt, verwundet, leicht verwundet, schwer verwundet, contusionirt (Quetschung), ohne nähere Angabe;

496 in Summe, so dass die Gesammtzahl 863 beträgt, incl. der 17 Gefangenen.*)

Diesen Zahlen muss man wohl entnehmen, dass eine ziemlich willkührliche Vertheilung der 496 Fälle letzterer Art in der Brunner'schen Schrift stattgefunden hat, wenn für diese nicht etwa noch anderes, dort nicht erwähntes Quellenmaterial zur Verwendung kam; in letzterem Falle würde die Angabe desselben sehr wichtig sein. Die vorstehend zusammengestellten Zahlen zeigen aber ferner deutlich, dass selbst hinsichtlich des Belagerungskrieges und dessen günstiger Situation die Verlustlisten keine genügende Basis für derartige Detail-Forschungen bieten und ihren angeblichen Ergebnissen von vorneherein misstraut werden muss.

Einen anderen Belag für solche Behauptung liefern v. Ploennies und Weygand in ihrem, von der Kritik rühmlichst empfohlenen und für die Waffentechnik wichtigen Werke: „Die Deutsche Gewehrfrage".**) Die Verfasser haben sich vielfach und auch

*) Die Totalzahl stellt sich bei Dr. Engel etwas höher, nämlich (incl. der Württembergischen und Bayerischen Verluste) auf 872 todt und verwundet, 20 vermisst vor Straszburg; — gleichzeitig vom Corps Werder vor Schlettstadt u. s. w. 24 todt und verwundet, 16 vermisst.

**) v. Ploennies und Weygand, Neue Studien über die gezogenen Feuerwaffen der Infanterie, 2. Supplementband, neue Hinterladungsgewehre, 2. Theil:

in diesem Werke um Ermittelung der kriegsmäszigen Waffenwirkung bemüht. Die Resultate ihrer Untersuchungen sind nicht allein von ihnen selbst, sondern auch weiter noch als Grundlage wichtiger Forschungen benutzt worden und haben daher grosze Bedeutung erlangt. Der letzte Krieg, unläugbar die Ursache eines beschleunigten Tempo's der Deutschen Gewehrfrage, musste für sie eine besondere Anziehung ausüben, und seine Erscheinungen waren hierbei hervorragend wichtig. Da sind die Verfasser nun, wohl in Ermangelung besseren Materials auf Benutzung der Verlustlisten verfallen, haben dieselben aber nicht in ihrem ganzen Umfange durcharbeiten lassen, sondern nur 43 Listen (von den erschienenen 248), und auch diese nur hinsichtlich der Schlacht von Gravelotte - St. Privat. Im besten Falle würde also nur ein Nachweis des Werthes der verschiedenen Französischen Waffengattungen für diese Schlacht geliefert sein und für deren sonstige (taktische und örtliche) Bedingungen.

In der bezüglichen Zusammenstellung werden 6830 Verwundungen durch Infanteriegeschosse, 364 durch Artilleriegeschosse, 6 durch Mitrailleusen und 70 durch blanke Waffen aufgeführt, oder nach Procenten: 94, bezw. 5, 0 und 1. Die angebliche Thatsache dieses Procentverhältnisses ist natürlich für mannigfache und weitgehende Folgerungen geeignet und auch verwerthet worden. Glücklicherweise sind die Nummern der Verlustlisten und die darin gefundenen Fälle in der „Gewehrfrage" näher angegeben, so dass eine Controle der Angelegenheit möglich ist. In dem Argwohn gegen dieses Material haben wir Veranlassung gefunden, dieser Controle nachzugehen. Dieselbe hat nun einmal ergeben, dass die eilf Listen, Nr. 74—77, 79—83, 89, 98, gänzlich unbeachtet geblieben sind, obwohl sie ebenfalls die Schlacht des 18. August betreffen. Wir wollen indessen annehmen, dass diese Listen in den Verhältnisszahlen nichts ändern würden, — auch annehmen, dass solches hinsichtlich der gleichfalls nicht benutzten Nachtrags- und Berichtigungslisten der Fall wäre. Wenn wir dann aber einige jener 43 benutzten Listen nachzählen, so ergeben sie das Folgende. Es werden geführt:

Die Deutsche Gewehrfrage. Mit Berücksichtigung der neuesten Europäischen Ordonnanz-Modelle. Darmstadt und Leipzig. 1872.

In der Verlustliste *)	nach der „Gewehrfrage“				nach genauer Zählung												
	todt oder verwundet durch				todt oder verwundet durch				ohne Angabe der ursächlichen Waffe								
	blanke Waffen	Mitrailleusen	Artilleriegeschosse	Infanteriegeschosse	blanke Waffen	Mitrailleusen	Granatschuss, Shrapnelschuss, Granatsplitter	Gewehrschuss	Schuss	Streifschuss, Schrammschuss, Prellschuss	verwundet	leicht verwundet	schwer verwundet	todt	vermisst	Quetschung	Contusion
	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.
Nr. 6	6	—	—	68	6	—	—	—	47	21	7	3	2	4	58	—	3
Nr. 21	1	—	—	81	1	—	—	—	69	12	166	1	2	68	50	1	2
Nr. 25	—	—	—	4	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	1
Nr. 37	—	—	2	260	—	—	2	—	242	18	171	4	6	40	12	2	3
Nr. 40	—	—	9	35	—	—	9	3	28	4	3	1	—	1	—	—	2

*) Es ist uns leider nur ein Exemplar der Verlustlisten zugänglich gewesen, in welchem mehrere der ersten Nummern fehlen, so dass wir die Durchsicht nicht in der bei v. Ploennies aufeinanderfolgenden Reihe bewirken konnten. Die vorstehend in Betracht genommenen Listen lassen aber schon erkennen, wie die Angelegenheit behandelt worden ist.

Der Vergleich der beiden Rechnungen ergiebt, dass auszer den ausdrücklich als Gewehrschuss (Rubrik 8) benannten auch alle, lediglich mit S. (Schuss) und Streifschuss, Schrammschuss bezeichneten Verwundungen (Spalten 9 und 10) einfach als Wirkungen von Handfeuerwaffen in der „Gewehrfrage“ angenommen wurden. Wenn dies auch in einer sehr groszen Zahl von Fällen zutreffend sein mag, so ist doch nach der Art und Weise der Aufstellung von Verlustlisten keine Garantie vorhanden, dass dem durchweg so ist.

Nach ärztlichen Behauptungen entstammen die als Prellschüsse und Schusscontusionen zur Beobachtung kommenden Fälle, also hier die Rubriken 16, 17 und ein Theil aus Rubrik 10, zum allergröszten Theile dem groben Geschütze (Granatsprengstücken etc.), und nur selten sind sie eine Folge von Gewehrschüssen, da die meist unbedeutenden pathologischen Erscheinungen der letzteren Fälle den Soldaten nicht leicht bestimmen, seinen Truppentheil zu verlassen oder sich als verwundet zu betrachten, wie diese Fälle denn in der That nicht eigentlich als eine Wirkung in Betracht kommen können.

Die auffallend gering angegebene Zahl von Verwundungen durch Mitrailleusenkugeln zeigt ferner evident die Unrichtigkeit. Die „Gewehrfrage“ erwähnt selbst, dass dem Verfasser für einige Fälle die Hineinziehung des Effectes von Mitrailleusen in die Wirkung der Gewehrgeschosse (d. h. also unter der einfachen Bezeichnung „Schuss“) bestimmt bekannt sei. Dies ist sicher in hohem Maasze der Fall und handelt es sich nicht um kleine Differenzen; die Armee von Metz besasz 72 Mitrailleusen.

Zu den gezogenen Schlusssummen und dem Procentverhältnisse 1 : 0 : 5 : 94 macht die „Gewehrfrage“ aber noch folgenden Zusatz (resp. mit fetter Schrift): „Als unsere obige Berechnung erst so weit vorgeschritten war, dass sie im Ganzen nur 3453 Fälle umfasste, stellte sich das Verhältniss für die Artillerie und die blanken Waffen der Franzosen noch weit ungünstiger, neben der ganz überwiegenden Wirkung des Chassepotgewehres von kleinem Kaliber. Es ergaben sich nämlich 96,5 % durch Chassepotgewehre, 2,7 % durch Artillerie, 0,8 % durch blanke Waffen, welche letztere Zahl dem berühmten Französischen élan ein eigenthümliches Zeugniss ausstellt.“

Und trotz solcher, im Laufe der Arbeit gemachten Erfahrung keine weiter ausgedehnte Gründlichkeit!? Hätte nun nicht vielmehr nach der Totalzahl des wirklichen Verlustes geforscht werden sollen? — Das Generalstabswerk berechnet den in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat von den Deutschen Armeen erlittenen Verlust

zu 5238 Todten und an Wunden Gestorbenen, 14,435 Verwundeten, 493 Vermissten, im Ganzen zu 20,166 (statt der 7270 Fälle der „Gewehrfrage"). *) Wollte man (unrechter Weise) die volle Zahl der Schüsse und Streifschüsse als eine Wirkung des Kleingewehrs in Rechnung stellen, so würde man dennoch nur das Recht haben zu sagen, dass von dem Totalverluste lediglich die geringe Quote von 35,5 % in den durchgesehenen 43 Verlustlisten nach den ursächlichen Waffen näher bezeichnet sei derartig, dass bestimmt 0,35 % auf die blanken Waffen, 0,03 % auf Mitrailleusen, 1,8 % auf artilleristische Geschosse entfallen und 33,3 % (als S. etc.) der Wirkung des Kleingewehrs zugeschrieben würden.

Was aber steckt in den fehlenden 64,5 % derjenigen Todten, schwer und leicht Verwundeten oder überhaupt nur verwundet Geführten, von welchen meistens nicht einmal der verletzte Körpertheil durch die Verlustlisten angegeben wird? Jedenfalls die Möglichkeit, dass diese Verhältnisszahlen in der Wirklichkeit vollständig anders sich gestaltet haben. Ist aber die Basis eine so unsichere, wie kann das darauf Errichtete fest erscheinen!? So haben denn die Folgerungen, welche die „Gewehrfrage" aus den excerpirten Zahlen der Verlustlisten ableitete, im Band XIX der Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine **) in dem Artikel: „Ueber den praktischen Werth der Feuerwaffen" Widerlegung und Richtigstellung erfahren können; wir haben hier nicht weiter darauf einzugehen, mussten aber des Falles als eines eclatanten Erwähnung thun.

Gleichen irrthümlichen Voraussetzungen entstammen leider einige Folgerungen in der mühevollen neuesten Bearbeitung des Stoffes: G. Fischer, Statistik der in dem Kriege 1870 bis 1871 im Preuszischen Heere vorgekommenen Verwundungen und Tödtungen (Berlin 1876). Diese Arbeit verfolgt allein den Zweck, die Verluste der Norddeutschen Truppen, mit Ausnahme der Königlich Sächsischen und Groszherzoglich Hessischen, näher darzustellen nach der Schwere, dem Sitze und der Häufigkeit der Verwundungen, nach der ursächlichen Waffe und bei gleichartigen Verletzungen noch je nach der Truppengattung; sie sieht gänzlich ab von Zeit und Ort der Verwundungen, von den einzelnen Truppentheilen und von den durch Krankheiten entstandenen Todesfällen.

) Obiges nach Seite 227 der Anlagen zum 1. Theile des Generalstabswerkes; die in späteren Heften gegebenen Berichtigungen stellen den Verlust auf 20,174.

**) Mai- und Juni-Heft 1876, Seite 189 ff.

Als Grundlage dienten die Verlustlisten und deren Berichtigungen, wie dieselbe im Central-Nachweisebüreau für verwundete und kranke Krieger hergestellt wurden, — demnächst hinsichtlich der Offiziere das Militair-Wochenblatt und die Rangliste pro 1870 bis 1871. — Wie wenig vollständig jenes Material ist und welche Grenzen in ihm vorgezeichnet sind, haben wir wiederholt dargelegt. Gerade den lückenhaften Seiten hat sich das in Rede stehende Werk besonders zugewendet, nicht um sie auszufüllen und zu verbessern, sondern sie als Fundament verwerthend. Seine bezüglichen Endresultate können daher nur bedingten Anspruch erheben auf Gültigkeit. Bedauerlicher Weise liegt dieses Verhältniss nicht klar vor Aller Augen. Es werden daher Irrthümer aus Benutzung der dargebotenen absoluten und Verhältnisszahlen entstehen können, und halten wir somit erforderlich, denselben etwas näher zu treten.

Zunächst wird (an mehreren Stellen des Textes) hervorgehoben, dass die Verlustlisten und deren Berichtigungen die zu den verschiedenen Rubriken nöthigen Angaben in mehr als 65,000 Fällen (für 3948 Offiziere, 61,212 Mann = 65,160) nachgewiesen hätten und dass in nur circa 23,000 Fällen (genau 23,717) die specielleren Angaben nicht vorhanden seien. Aus den benutzten Quellen sind also überhaupt 88,877 entnommen und ersichtlich nicht allein die unverwundet in Gefangenschaft Gerathenen, sondern auch die Noch-Vermissten (letztere nach Dr. Engel: 2696 Köpfe der Preuszischen etc. Truppen) fortgelassen worden. Es kann aber nichts Anderes angenommen werden, als dass die letztere Kategorie ebenfalls den feindlichen Waffen zum Opfer gefallen ist und dass sie ohne Recognoscirung der Persönlichkeiten bezw. ohne Wissen des Truppentheils begraben wurde. Abgesehen von den Schlachtfeldern, erwähnt z. B. Dr. Engel, dass selbst die Todtenlisten der Lazarethe etwa 250 Preuszische Soldaten ohne Namen enthalten und ungefähr 200 benennen, deren Truppentheil unbekannt blieb, so dass sie nicht einregistrirt werden konnten; jedenfalls werden auch diese Verstorbenen als Noch-Vermisste geführt. Man wird also jene 2696 zu den obigen 23,717 Unbestimmbaren und zur Totalsumme hinzufügen müssen. — Ferner konnten unter den, nach ihrem verletzten Körpertheile rubricirten 65,160 Fällen noch 2598 (244 Offiziere, 2354 Mann) in der Tabelle B (Schlusssumme auf Seite 57) nicht nach der ursächlichen Waffe untergebracht werden; hierunter sind auch die Contusionen begriffen. 263 weitere Fälle kommen nicht auf feindliche Waffen, sondern auf unglückliche Ereignisse (Sturz mit dem Pferde, Ueberfahrenwerden incl. durch die Eisenbahn, Explosion u. s. w.).

Beides muss wohl hier in Abzug kommen und verringert die im Uebrigen specialisirten Fälle auf 62,299, neben welchen die unbestimmten auf 29,011 steigen. Während die betreffenden directen Angaben Fischer's Seite 3, Abschnitt III, irrthümlicher Weise eine Procentzahl von 73,3 der nach den ursächlichen Waffen vertheilbaren Verluste voraussetzen lassen und auf Seite 8 sogar behaupten, reducirt diese Zahl sich durch jene beiden Umstände nach unserer Auffassung auf 68,2 %. Diese Sorte der Verluste bildet also nur etwa zwei Drittheile der gesammten.

Hiernach können die weiter gezogenen Folgerungen, auf welche, wie es scheint, schon jetzt von vielen Seiten Werth gelegt wird, nicht sicher genug erscheinen, und sie bedürfen jedenfalls genauerer Betrachtung, bevor sie in irgend einer Weise weiter benutzt werden. Namentlich gilt dies von denjenigen Schlüssen, welche auf die totalen Waffenerfolge der einzelnen Waffengattungen, auf die verschiedenen verletzten Körpertheile und auf die „Multiplicität der Wunden" sich beziehen, in welchen letzteren Richtungen das Werk Fischer's sehr in die Details geht und noch keinen Vorgänger zu besitzen scheint.

Hinsichtlich des Nachweises der verletzten Körpertheile stellt sich ferner heraus, dass unter den 64,897 in Betracht kommenden Personen (also excl. der Verunglückten) für nicht weniger als 5984 oder 9,2 % in den Verlustlisten etc. mehrfache Verwundungen (doppelte, 3- bis 34fache) nachgewiesen werden. Sie sind natürlich nur ein Mal in Rechnung gestellt, aber wir fragen: für welches ihrer Glieder, wenn nicht etwa zufällig beide obere oder beide untere Gliedmaaszen an gleichen Stellen getroffen waren oder die vielfache Verwundung nur einen Körpertheil betraf. Beeinträchtigt dies nicht wiederum die Verlässlichkeit der Rechnungen?

In Rücksicht der ursächlichen Waffen werden folgende Unterabtheilungen gemacht:

56,062	durch Schüsse	verwundet oder getödtet,
5084	durch Granat- und Bombensplitter .	
218	durch Säbelhiebe und Kolbenschläge	
595	durch Bajonett- und Lanzenstiche .	
236	durch Sprengstücke von Gestein u. Erde	
60	durch Brandwunden (leicht oder schwer) verletzt,	
44	durch Minenexplosion getödtet.	
62,299		

Für 2598 wird ausdrücklich die Unkenntniss der betreffenden Waffe und für 263 ein Unglücksfall als Ursache zugegeben. Die Procentzahlen werden nun nach der hierdurch vergröszerten Hauptsumme

von 65,160 berechnet. Will man dem zustimmen, d. h. diese Procentzahlen überhaupt verwenden, so muss man offenbar von der Voraussetzung ausgehen, dass die 29,011 wirklich unbestimmbaren Fälle sich in derselben Weise vertheilen, — eine um so willkührlichere Annahme, als die Zahl der Todten in der letzteren Kategorie ganz unverhältnissmäszig gröszer ist. Procente können nach unserer Meinung lediglich mit Bezug auf die Totalsumme von 91,310 berechnet werden und müssen also 31,8 % als unbestimmbar offen lassen. Gleiches gilt von den Schlüssen, die hinsichtlich Vertheilung der verschiedenen Waffenwirkungen auf die Waffengattungen (Seite 8) gezogen sind.

Unter den übrigen 68,2 % befinden sich, wie erwähnt, 56,062 Fälle, oder 61,3 %, welche auf Seite 6, 12 ff. des Werkes nach den Verlustlisten ganz richtig als „Schüsse“ bezeichnet werden. Eigenthümlicher Weise sind sie aber zwischendurch und in den Tabellen stets als „Gewehrschüsse“ aufgeführt. Es ist hier also ebenso wie in der „Deutschen Gewehrfrage“ verfahren worden, nur findet sich, statt der dortigen Andeutung einer in die Gewehrwirkung eingeschlossenen Mitrailleusenwirkung, hier bei der, einer Benennung der Waffe ganz ermangelnden Classe die beiläufige Notiz, dass Mitrailleusenschüsse nur vereinzelt in den Verlustlisten anzutreffen seien, — was doch also wohl auf die Annahme hinführen soll: es seien hier die nicht verzeichneten Mitrailleusenverwundungen zu suchen. Ein solcher Gewaltsprung, wie die Umstempelung der thatsächlich unbestimmten „Schüsse“ zu ausdrücklichen Gewehrschüssen muss wohl bei einem Statistiker verurtheilt werden.

Im Weiteren erscheinen die gewählten Unterabtheilungen bedauerlich undurchsichtig. Warum sind Säbelhiebe und Kolbenschläge, d. h. die Wirkung von Cavallerie und Infanterie zusammengeworfen? Warum ebenso Bajonett- und Lanzenstiche? Warum die in den Verlustlisten (wenn auch in geringer Zahl) vorkommenden Shrapnel-, Mitrailleusen- und ausdrücklichen Kleingewehr-Verwundungen nicht deutlich abgesondert? Welches Ursprunges sind die Verletzungen durch Brandwunden, die Tödtungen durch Minenexplosion, die hier noch auszer den oben erwähnten Verunglückungen durch Explosion auftreten? Erstere betreffen 26 Infanteristen und 34 Artilleristen, letztere fast nur Infanteristen. Beziehen sich diese Posten etwa auf die Katastrophe von Laon? Dann wären sie von der Waffenwirkung überhaupt in Abzug zu bringen. — Fast fühlt man sich versucht, weiter zu folgern, dass die „Granat- und Bombensplitter“ wirklich nur Verwundungen durch derartige Partikel umfassen und

dass die „Granatschuss", „Shrapnelschuss" etc. sich unter den „Schüssen" befinden mögen.

Wie sehr die Angaben der Verlustlisten trotz der Nachträge unvollständig geblieben sind, ergiebt ein Vergleich der Ziffern Todter des Werkes von Fischer mit den Angaben Dr. Engel's; wir stellen sie daher hier nebeneinander:

	todt	an den Wunden gestorben	Summa
Nach Fischer waren	13,556	4685	18,241
incl. verunglückt	—	—	66
Nach Dr. Engel (Tab. VI, Preuszen etc.)	13,676	8010	21,686
excl. verunglückt	—	—	208
und excl. ohne Angabe der Todesursache	—	—	70

Hiernach ist es nur zu erklärlich, wenn die von Fischer ermittelten Procentzahlen der Todten weder in den Vereinzelungen nach Zahl der Verwundungen, nach Chargen, nach Waffengattungen etc., — noch im Ganzen mit den von Dr. Engel aufgestellten übereinstimmen. —

Eine andere, unzuverlässig erscheinende Seite der Verlustlisten bildet die Trennung nach der Schwere der Verwundungen, über welchen Umstand wir uns schon weiter oben ausliessen. Auch ihr geht Fischer in allem Detail, und Procentzahlen berechnend, nach, obwohl er neben den sofort Getödteten nur 34,311 leicht Verwundete und 25,523 schwer Verwundete nachweist, von 15,487 aber, d. i. von 20,5 % der Verwundeten, solche Vertheilung nicht kennt, auch unter den leicht Verwundeten 559 demnächst Sterbende zählt. Dr. Engel sagt in dieser Beziehung (Seite 285): „Zur Beurtheilung des Grades der Verwundungen und der aus denselben sich ergebenden militairischen wie wirthschaftlichen Nachtheile boten die Verlustlisten in den ersten Angaben durch die Bezeichnung leicht oder schwer verwundet keinen zuverlässigen Anhalt, denn, im entschiedensten Gegensatze dazu, starb nicht selten ein in der Verlustliste als leicht verwundet Geführter, nach der Todtenliste schon auf dem Transport ins Lazareth oder doch kurze Zeit nachher, während mancher schwer verwundet Gemeldete in wenigen Wochen wieder gesund und frisch mit seinen Cameraden von Neuem die Gefahren des Feldzuges theilen konnte. Zugestanden, dass die Constitution des Mannes, die Beschaffenheit des Aufnahmelazareths, die Jahreszeit, der Zeitpunkt des Eintritts ärztlichen Beistandes und manche andere Ursache auf einen solchen Ausgang der Verwundung bestimmenden Einfluss hatte;

dass wohl auch der Verlauf manches Verwundungsfalles jeder menschlichen Voraussicht überhaupt spottete: so mochte doch andererseits solchen Angaben nicht immer ein ärztlicher Ausspruch, wenigstens keine genauere Untersuchung zu Grunde liegen."

Interessant ist es übrigens, aus der „Statistik" von Fischer, wo sie sicher steht, die unumstöszlich richtigen Grundwahrheiten wieder zu erkennen, — so z. B. die unverhältnissmäszig groszen Verluste der Offziere sowohl im Ganzen, wie hinsichtlich mehrfacher Wunden des Einzelnen, — oder dass die Verwendung der Infanterie dem Wohlstande und der Kraft des Volkes nicht allein absolut, sondern auch relativ die gröszesten Wunden schlägt. Unter den von Fischer rubricirten 88,877 Fällen der Todten und Verwundeten (also ohne die, grösztentheils der Infanterie entstammenden 2696 Noch-Vermissten) fallen

0,1 % auf die höheren Stäbe,
90,8 % „ „ Infanterie,
3,5 % „ „ Cavallerie,
5,2 % „ „ Artillerie,
0,4 % „ „ Pioniere.

Ziemlich ähnlich ergeben die Zahlen Dr. Engel's, dass durch feindliche Waffenwirkung für Preuszen etc. ein unersetzlicher Ausfall (also allein durch Todte und an Wunden Gestorbene) verursacht wurde mit

0,01 %, bez. 91,8 %, bez. 4,02 %, bez. 4,08 %, bez. 0,03 % und 0,01 % beim Train.

Wenn man die anderweitig, durch Tod an Krankheiten etc., dem mobilen Heere Preuszens entstandene Einbusze nach Dr. Engel überschlägt, so betheiligen sich die Waffengattungen hieran recht abweichend, nämlich im Verhältniss von

1,0 — 70,4 — 7,5 — 11,2 — 2,3 und 7,4.

Diese, so merkwürdig anders aussehenden Zahlen stehen aber in richtigerer Beziehung zu einander, wenn man sie mit den Etatszahlen vergleicht. Wir finden solche bei Dr. Engel leider nicht für die Preuszische Armee und deren Anhänge besonders nachgewiesen, entnehmen daher diesem Werke die folgenden Etatszahlen des gesammten Deutschen Heeres von 1870 bis 1871:

0,82 — 74,4 — 8,2 — 10,4 — 2,3 — 3,7.

Der Vergleich dieser Zahlenserien zeigt, dass die Infanterie unter der feindlichen Waffenwirkung in erheblich gröszerem Maasze litt als die anderen Truppen.

Allerdings ist dieses Vergleichen nicht ganz einwandfrei, denn

es kann behauptet werden, dass eigentlich die Grundlagen ungleiche seien, dass unter den kämpfenden Truppen die Stärkeziffern in einem anderen Bezuge stehen. Es sind die Etatsstärken der Infanterie-Munitions-Colonnen weder zur Infanterie noch zum Train, sondern zur Artillerie gezählt, von welcher sie reglementsmäszig und thatsächlich weder Linien-, noch Reserve- oder Landwehr-Offiziere erhielten. Dort, wie in den Artillerie-Munitions-Colonnen ist die Zahl der Artilleristen zu gering, um solche Zuweisung zu motiviren; sie erhalten in gleicher Weise als Fahrer ihrer Bespannungen nur Trainsoldaten und Cavallerie-Reserven und unter ihren Begleitmannschaften pflegen, je nach dem disponiblen Bestande der Landwehr, Cavalleristen und Infanteristen zur Verwendung zu gelangen, — an Offizieren ist aber nur bei letzteren Colonnen ein Artillerist neben zwei Cavalleristen oder Train-Offizieren etatsmäszig. Diese Sachlage ist wohl in der Armee und auszerhalb weniger bekannt. Es scheint wünschenswerth, dass sie in Zukunft berücksichtigt werde, dass man nicht allein Feld- und Festungs-Artillerie getrennt halte, sondern auch von der ersteren die Munitions-Colonnen ebenso zum Train zähle, wie schon jetzt die Eisenbahn- und Telegraphen-Abtheilungen und die Sanitäts-Detachements etc. in statistischer Hinsicht bei den Trains in Rechnung gestellt wurden, und dass den drei Hauptwaffen nur die Besetzung und Bespannung ihrer engeren Administration (Bataillons-Patronenwagen, Bataillons- und Compagnie-Packwagen, Medicinwagen etc., — Batterie-Munitionswagen und -Vorrathswagen etc.) allgemein zugerechnet werde, so weit sie schon der Etat der Truppentheile selbst umfasst.

Im Weiteren wird der geneigte Leser, der uns bis hierher auf den meist trockenen Pfaden eines, mehr oder minder der Statistik angehörenden Thema's folgte, darin mit uns übereinstimmen, dass es dringend nöthig sein dürfte, für eine zukünftige Benutzung das bisherige Schema der Verlustlisten, besonders in Hinsicht der Rubrik „Art der Verwundung“ und zur Abzweigung wie Nachweisung der Gefangenen, abzuändern und mit Erläuterungen zu versehen.

In der Detaillirung dieses, uns dringend erscheinenden Wunsches weiter zu gehen, halten wir uns nicht für competent; es bedarf dazu nach unserer Auffassung einer gemeinsamen Thätigkeit des Statistikers von Fach, des Arztes und des Offiziers, damit nicht Ueberflüssiges und Unbilliges verlangt, den obwaltenden Schwierigkeiten möglichst Rechnung getragen, — andererseits auch eine gröszere Sicherheit, Genauigkeit und namentlich Uebereinstimmung in der ersten Auf-

stellung gewährleistet werde, — die Berichtigungen aber nicht erst aus anderweitigen Bedürfnissen resp. aus freiwilliger Thätigkeit, sondern zeitgerecht entstehen und in vorbereiteten Wegen verlaufen.

Ferner dürfte es in allgemeinem Interesse liegen und auch durchführbar sein, dass die übrigen Opfer eines Krieges, die an Krankheiten Verstorbenen, in gleicher Weise zur öffentlichen Kenntniss gebracht werden, gleichviel ob sie bei der Truppe oder in Lazarethen verstarben. Auch sie sterben den Tod für König und Vaterland und erwerben ein Anrecht auf das in den „Verlustlisten“ unzweifelhaft bestehende Denkmal. Der Strohtod ist 1870 bis 1871 verhältnissmäszig Wenigen zu Theil geworden, der Kriegsgott hat aber nicht immer derartig getheilt. Schon 1866 stellte er die Zahlen in wesentlich anderer Beziehung zu einander. Der Krimm-Feldzug, der Krieg von 1828 bis 1829 zeigen die Gefährlichkeit der Waffen verschwindend gering neben Pest, Cholera, Typhus, Scorbut. Lazarethe von Tausenden starben aus, ganze Divisionen verschwanden vor diesen Gegnern, so dass sie auch auf statistischem und historischem Gebiete ihre schreckliche Berechtigung sich erwarben. Hoffentlich füllt der in Aussicht gestellte statistische Sanitätsbericht der Preuszischen Militair-Medicinal-Abtheilung die für den Krieg 1870 bis 1871 in den Verlustlisten gebliebene Lücke wenigstens in Hinsicht der Zahlen.

Es kann heute kein Zweifel mehr bestehen über den groszen Werth des Zweiges der Statistik, welcher die Kriegsverluste verfolgt. Unter allen Opfern eines Krieges sind die Menschenopfer, selbst abgesehen vom ethischen Standpunkte, weitaus die kostbarsten und schwerwiegendsten, wie Dr. Engel überzeugend hervorhebt. Aber auch für die Waffenlehre und Truppenverwendung, für Heeres-Organisation und Ausbildung, für Sanitätswesen und Vorbereitung der Invalidenversorgung, so wie für Lebens- und Unfallversicherung während des Krieges sind von höchster Wichtigkeit die Ergebnisse der Ermittelungen, welche in nuce auf den Verlustlisten beruhen. Vervollkommnung dieser letzteren für künftigen Gebrauch erscheint somit eine Pflicht.

Rücksichtlich der Listen des Krieges von 1870 bis 1871 dürfte dagegen der Wunsch nicht unbillig sein, dass sie endlich in Frieden ruhen mögen. Sie haben ihre Aufgaben — schon während des Verlaufes der groszen Kämpfe — redlich erfüllt, und mehr, als bisher aus ihrem Borne geschöpft ist, wird in ungetrübter Klarheit nicht füglich zu entnehmen sein. Für diese bereits gehobenen Schätze schlieszlich möchten wir, im Hinblick auf das vortreffliche Werk

Dr. Engel's, in positiver und negativer Richtung das Goethe'sche Wort empfehlen: Am besten ist's auch hier, wenn Ihr nur Einen hört, und auf des Meisters Worte schwört.

Wr.

III.

Die Küstenvertheidigung.

Nach dem Französischen des Vice-Admirals V. Touchard mit besonderer Autorisation des Herrn Verfassers

von

H. v. Clausewitz,
Hauptmann a. D.

Die maritimen Grenzen Frankreichs betragen, Corsika's Küsten mitgerechnet, rund 2500 Kilometer. An diesen Küsten liegen nicht allein die gewaltigen Arsenale der Französischen Flotte, sondern auch eine grosze Zahl von bedeutenden Städten, theils heute noch, theils in vergangener Zeit Mittelpunkte eines groszartigen Weltverkehrs. Dazwischen befinden sich geringere Städte, Flecken und Dörfer von sehr verschiedener Grösze, alle aber bewohnt von einer fleiszigen, intelligenten, seetüchtigen Bevölkerung. Hier ist die unerschöpfliche Quelle, aus der Frankreichs Kriegsflotte und Handelsmarine ihre vorzüglichen Matrosen, Unter- und Oberoffiziere entnehmen. Theils im Kriegsdienste, theils im friedlichen Wettkampfe des Handels, theils als Fischer, immer aber auf der See, der Allnährerin, führen diese Männer ein arbeitsvolles, entsagungsreiches, oft gefährdetes Dasein, das eine treffliche Vorschule abgiebt, aus der später vorzügliche Matrosen, Steuerleute, Marine-Infanteristen und Artilleristen hervorgehen.

Wenige Tage genügen im Falle eines Krieges zur Indienststellung dieser Seewehr. Gegenwärtig spielt die Frage einer schnellen Mobilmachung überall eine grosze Rolle. Frankreichs Flotte hat sie, Dank Colbert's trefflichen Einrichtungen, seit 200 Jahren gelöst. —

Ein so erfreuliches Schauspiel bietet noch heut das lebende Material der Französischen Küstenvertheidigung dar, obwohl auch hier die verderbliche Hand der Revolution wie überall zerstörend eingriff, ohne im Stande zu sein, etwas Neues zu schaffen. —

Betrachtet man aufmerksam eine Küstenkarte Frankreichs, so wird man dreierlei Arten der Küstenbildung bemerken: — (diese Bemerkung gilt selbstverständlich im Allgemeinen für die ganze Erde cum grano salis. Der Uebers.)

1) Offene und leicht zugängliche Meerbusen,
2) Inselgruppen, den Küsten vorgelagert,
3) Flussmündungen.

Naturgemäsz gliedert sich auch die Aufgabe einer jeden Küstenvertheidigung dreitheilig:

Die Flussmündungen müssen geschlossen werden.
Die Inseln sind als detachirte Forts zu behandeln.
Die offenen Meerbusen sind durch Offensiv- und Defensivmaaszregeln zu schützen.

Derart sind Ouessant, Groix, die Insel Aix, Cordouan, Pomegue, die Hyères beschaffen, nur Cherbourg bildet eine Ausnahme, weil es ein Kunstbau ist, dessen Bassins, Deiche, Molen von Menschenhand gleich nach den Regeln der Befestigungskunst geschaffen sind. —

Viele ältere Männer, besonders Franzosen, werden das Jahr 1840 noch nicht vergessen haben. Der Weltfriede war ernstlich bedroht, und wenig fehlte, dass abermals eine Coalition gegen Frankreich sich bildete. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Verhältnisse einzugehen, nur an die tiefe Erregung soll erinnert werden, welche damals ganz Frankreich durchzog, in der noch frischen Erinnerung an zwei Eroberungszüge äuszerer Feinde. Eine Folge dieser patriotischen Aufregung war einerseits die Befestigung von Paris, andererseits ein bedeutender Aufschwung in Bezug auf die Küstenbefestigung. 37 Jahre sind verflossen, Wissenschaft und mechanische Künste sind ungeahnter Entwickelung gefolgt, und die Kriegswissenschaft hat auf diesem reichen Felde der Entdeckungen eine nicht geringe Ernte gemacht. —

Man soll als gebildeter Mann den Krieg verabscheuen, aber dieser Abscheu darf uns nie vergessen lassen, dass dennoch eben dieser verabscheuungswerthe Krieg die edelsten und wichtigsten Lebensbeziehungen eines jeden Volkes umfasst. — So wie der Krieg jetzt in die Erscheinung tritt, unterstützt von Wissenschaft und Industrie, müssen wir mit ihm rechnen, und ich denke, erst in der Kürze haben wir erfahren, was es heiszt, gegen eine gute Artillerie zu kämpfen. Die Grundbedingungen der Vertheidigung sind seit 37 Jahren gewaltig verändert, eben sowohl für die Küstenvertheidigung, als den Festungskrieg. Es sollen hier die Grundzüge dieser Veränderung zur Anschauung gebracht werden, was uns zwingt einen kurzen

Blick in die nächste Vergangenheit zu werfen, in welcher die Wurzeln der heutigen Kriegswissenschaft ruhen. —

I.

Bei allen „meerumrauschten Völkern“ hat die Küstenvertheidigung zu allen Zeiten eine grosze Rolle gespielt. England, Spanien und Frankreich haben inmitten ihrer Jahrhunderte hindurch mit Erbitterung geführten Kämpfe niemals den Zweck aus dem Auge verloren, ihre Küsten hinreichend zu sichern. Verschiedene Wege schlugen die verschiedenen Staaten hierbei ein. Spanien und Frankreich nahmen das System an, durch groszartige und zahlreiche Bauten alle nahbaren Punkte ihres Areals zu sichern. England versuchte denselben Zweck zu erreichen durch seine „Eichenherzen und hölzernen Wälle“, wie seine Dichter die zahlreiche Flotte bezeichneten.*)

Spanien hatte zur Zeit seines Glanzes nicht nur seine eigenen ausgedehnten Küstenlinien zu decken. Seine Handelspolitik zwang es auch, seine unendlichen Colonialgebiete abzusperren. Daher finden wir überall, wo einst Spaniens Flagge wehte, die mehr oder weniger gut conservirten Ueberreste von Küstenbefestigungen, die nach der jedesmaligen Zeitanschauung vortrefflich waren. (Viele Millionen Goldes sind von diesen unproductiven Steinhaufen verschlungen, ohne dem Mutterlande einen entsprechenden Nutzen zu leisten in der Stunde der Gefahr. Der Uebers.)

Frankreich hatte ebenfalls ein Netz von Befestigungen gesponnen, welches zugleich einen äuszeren Feind abhalten und seine reichen Seestädte, seine groszen Arsenale schützen sollte. Man war im Laufe der Jahrhunderte in den Fehler der Zersplitterung gerathen, man wollte jeden möglichen Landungspunkt durch eine Festung, ein Fort, ein Schänzchen oder ein Thürmchen decken. Gewissermaaszen zwang dazu die Nothwendigkeit, denn die mangelhaften Verbindungsmittel jener Zeit erlaubten nicht, wie heut, mit Schnelligkeit grosze Massen zu concentriren, man musste also überall ein wenig todtes wie lebendes Vertheidigungsmaterial in Vorrath halten.

---

*) Weder die Eichenherzen noch die hölzernen Wälle schützten die Engländer, als nach 800 Jahren zum ersten Male ein fremder Eroberer mit einem Einfallskriege Ernst zu machen schien. Man lese nur in Memoiren aus jener Zeit, welcher Taumel wahnsinniger Angst England ergriff, als Napoleon I. 1805 von Boulogne aus drohte. Jetzt allerdings möchte man jene Zeit gern todtschweigen. Der Uebers.

Schon das Kaiserreich aber fühlte die Schwäche dieses Zersplitterungssystems, und war besonders im Canal la Manche bemüht, Maschen dieses Netzes von Erz, Stein und Feuer enger zu ziehen.

Dazu war Veranlassung: Englands Marine (nicht, wie die Französische, durch die Guillotine ihrer besten Offiziere beraubt. Der Uebers.) legte nicht allein durch ihre schnellen Kreuzer den ganzen Französischen Handel lahm, auch die Seefischerei wurde vernichtet, und nur mühselig fristeten Fischer und Schiffer, unter dem Schutze der Festungskanonen längs der Küste schleichend, einen geringen Kleinhandel.

Auf der ganzen Strecke von Calais bis Boulogne kann ein scharfes Auge bei gutem Wetter die Englischen Dünen erblicken. Senkt der Beschauer von der Höhe der Französischen Düne sein Auge in das Vorterrain, so sieht er überall kleine Forts und Strand-Batterien mit geschlossener Kehle. Rings vom Meere umflossen scheinen sie Inseln zu sein, welche die Natur nach Vauban's oder Cormontaigne's System geschaffen. Diese kleinen detachirten Forts dienten zu jener Zeit dem Küstenhandel zur Deckung. Wie eine Vorpostenkette dem Gegner das besetzte Terrain und Vorgänge darin verschleiert, so wirkten diese Werke.

Ebenso wenig wie eine wirkliche Vorpostenkette konnten sie aber vor einem ernsthaft gemeinten Angriffe schützen. So wurden denn auch bei verschiedenen Gelegenheiten und Zeiten trotz der vorgeschobenen Forts Cherbourg, Dieppe, St. Malo, le Havre bombardirt. 1809 wurde auf der Rhede von Aix ein ganzes Geschwader theils vernichtet, theils gefangen. Ja mitunter wurden im Hafen der See-Festungen von den feindlichen Capern Schiffe genommen.

Im weiteren Verlaufe des Krieges wurden viele dieser Forts und Inseln dauernd vom Feinde besetzt und dienten ihm als Stützpunkte seiner Operationsbasis. Hierzu gehören die Bai von Quiberon, verschiedene vorgelagerte Inseln des Atlantischen Oceans, Toulon, die Inseln von Hyères u. a. m. So grosz war die Ueberlegenheit der Englischen Marine über die Französische.

Selbstverständlich beschäftigte sich die Kriegsgeschichte sehr ernsthaft mit diesen ebenso betrübenden als wichtigen Vorgängen. Eine im Jahre 1841 berufene Commission stellte Grundzüge und Vorschriften auf, in denen man gewissermaaszen die heutige Zeit der Dampfschiffe und Monstregeschütze vorausahnen kann. Zwölf Jahre, nachdem die Commission ihr Memoire: „La défense des frontières Maritimes de la France“ veröffentlicht hatte, sanken die

Befestigungen der Dnjepr-Mündung unter dem Feuer unserer Panzer-Batterien zusammen.

Es war dies der erste Kampf zwischen Panzer und Kanone, der erste Schritt in ein neues Gebiet, das eine ungeahnte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zeigen sollte. HeutzuTage sind jene Directiven der Commission von 1841 schon längst nur noch eine geschichtliche Thatsache. Das Gebäude, welches sie aufführen sollten, ist vor der Zeit zur Ruine geworden; doch: „Neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Es war nur natürlich, dass der Wellenschlag der Französischen Aufregung von 1840 laut tönend an Alt-Englands Kreidefelsen widerhallte. Nach den langen 25jährigen Kriegszeiten der Revolution und des Kaiserreichs kam in ganz Europa ein wahrer Fanatismus der ungestörten Ruhe als natürliche Reaction zum Ausdrucke. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ war ein internationales Gesetz geworden. Mehr vielleicht als irgendwo kam dies Bedürfniss nach behaglichem Friedenscomfort in England zum Ausdrucke. Neben tiefen Wunden, welche der Krieg dem Nationalwohlstande auch hier geschlagen, verlangte die öffentliche Meinung gebieterisch Reformen in der inneren Landesverwaltung. Wen auszerdem hatte Albion zu fürchten? Frankreichs und Spaniens Flotte waren bei Trafalgar zertrümmert, und was von unserer Marine noch übrig war, in alle Winde über den Erdball verstreut. Für lange Zeit, wenn nicht für immer, schien England die Herrscherin der Meere, vor jeder feindlichen Landung durch seine „hölzernen Wälle“ bewahrt.

Indessen aber hatte die, scheinbar vollkommen todte, Französische Marine plötzlich einige beunruhigende Lebenszeichen gegeben. Sie hatte vor Cadix, bei Navarin, bei Sidi Ferruch, bei der Einnahme von Algier sich gezeigt, namentlich bei letzterer Affaire, wo sie unter dem feindlichen Geschützfeuer 31,000 Mann Landungstruppen deckte. Im Tajo, in Mexico erschien die Französische Flagge zum Schutze der vaterländischen Interessen, und Wissenschaft und Handel sahen Französische Kriegsschiffe als bahnbrechende Pioniere.

So lebte allmälig die Französische Flotte wieder auf. Im Jahre 1839 war sie in der Levante mit einem Geschwader von 12 Linienschiffen, die bald auf 20 vermehrt, darunter 3 Dreidecker von 120 Kanonen, erschienen. Eine solche Flotte hatte Frankreich seit Trafalgar nicht aufgestellt, und zum ersten Male erschienen dabei einige bescheidene kleine Dampfcorvetten von 200 Pferdekraft. Die näheren Umstände für diese Machtentfaltung gehören nicht hierher.

Sultan Mahmud V. war gestorben, Mehemet Ali hatte sich durch den Sieg bei Nezib den Weg nach Constantinopel geöffnet. (Kurz die Orientalische Frage trieb üppige Knospen, die allerdings erst in unseren Tagen ihre mit Blut und Thränen bethauten Blüthen öffnet. Der Uebers.)

Das England damaliger Zeit aber war fern von der „Politik der Nichtintervention", handelte es sich doch um Egypten, wegen dessen Englands Minister schon lange Frankreich im Verdachte hatten. Noch vor Kurzem theilte der nun verstorbene Graf Jarnac in seinen Memoiren die näheren Details mit, unter denen Lord Palmerston seinerseits Himmel und Erde in Bewegung setzte, um durch eine neue Coalition gegen Frankreich dem allgemeinen Misstrauen Ausdruck zu geben, welches Englands Volk gegen Frankreichs Politik hegte. Kurze Zeit darauf trat bei verschiedenen Gelegenheiten es deutlich hervor, mit welchem feindseligen Misstrauen man Frankreich gegenüber „toujours en vedette!" war. Wir erinnern nur an die Verhältnisse von Marocco, an Tahiti, an die Frage vom Durchsuchungsrechte auf offener See, an die Spanischen Heirathen.*) Stets war der „old Pam" die Seele der feindseligen Agitation, welche entsprungen war aus der Jahrhundert alten Rivalität beider Völker; möge er der letzte Repräsentant derselben gewesen sein!

Im Jahre 1844, ungefähr ein Jahr, nachdem der oben erwähnte Bericht der Landesvertheidigungs-Commission erschienen war, erklärte Sir Robert Peel in offener Parlamentssitzung: Englands Küsten seien schutzlos gegen feindlichen Angriff. Die alten Werke erklärte er für nutzlose Ruinen. Deshalb beantragte er die Berufung einer Landesvertheidigungs-Commission. Dieselbe trat zusammen und entwarf einen Plan nebst Kostenanschlag. Er war ein genaues Widerspiel des Französischen Vorganges.

Zwei Jahre später schlug Lord Palmerston von Neuem Lärm. Er war zugleich Kriegsminister und Ministerpräsident, und in dieser doppelt gewichtigen Stellung schrieb er: „England ist wehrlos einem feindlichen Einfalle preisgegeben. Es hat weder eine Armee, noch Festungen, noch sind seine Küsten gesichert." Als Gegensatz zu diesem wenig trostreichen Gemälde schildert er dann Frankreich, gewappnet bis an die Zähne, Paris befestigt, die Französische Flotte als beinahe der Englischen gleich, und im Stande, jeden Augenblick

*) Möge la France, die jetzt so fromm geworden, sich trösten mit ihrem reinen Gewissen und dem Bibelspruche: „Der Gerechte muss viel leiden!"
Der Uebers.

100,000 Mann an Englands Küsten zu landen. In der Stimme des Politikers und Staatsmannes gesellte sich die Ansicht Lord Wellington's und des erst kürzlich verstorbenen Generals Bourgoyne, der später General-Inspecteur der Festungen wurde. Eine halb officiöse Correspondenz zwischen Lord Wellington und Sir Bourgoyne über diese Verhältnisse wurde sofort in ganz England veröffentlicht. In einem Briefe, datirt von Strathfieldsaye, den 9. Januar 1847, unterstützt nicht nur der eiserne Herzog die Ansichten seines Zöglings und Waffenbruders, sondern tritt mit einer bei ihm seltenen Lebhaftigkeit für die Sicherstellung seines Vaterlandes in die Schranken. Er sagt: „Wenn es wahr ist, dass unsere Flotte nicht mehr allein zu unserem Schutze genügt, so können wir in unserer jetzigen Verfassung keine acht Tage Widerstand leisten.“ Gutachten des Admirals Sir Charles Napier vom 11. October 1850 über die Französische Flotte, welche er bei Cherbourg hatte manövriren sehen, ebenso wie eine damals viel gelesene Flugschrift: The defenceless state of Great-Britain by Sir Francis B. Head, London 1850, Alles wies darauf mehr oder weniger hin: England sei einem Französischen Angriffe gegenüber wehrlos.

Diese Zeugnisse von den höchsten Männern des Englischen Staates über die damaligen Verhältnisse Englands kennzeichnen den Standpunkt der öffentlichen Meinung hinreichend, aber man würde irren, wenn man darin eine gerechte Beurtheilung Frankreichs erblicken wollte. Frankreich befand sich unter einem zugleich friedlichen und weisen Regierungssystem, es entwickelte stetig seine mächtigen und reichen Hülfsquellen, aber es bedrohte Niemand, und wenn sein Einfluss fortwährend zunahm, so geschah dies nicht mit Hülfe der Waffen. Frei und reich, stark und feindliebend, konnte es wohl Neid, niemals aber Hass erregen!*)

Wie dem nun auch sei, die von Sir Robert Peel geweckte Bewegung schlug immer höhere Wellen. Das Jahr 1848 verzögerte wohl die Maaszregeln, aber das Misstrauen gegen das zweite Kaiserreich beschleunigte sie mit doppelter Eile. Die glänzende Rolle, welche dasselbe bei Abschluss des Vertrages von Paris spielte, gab der Englischen Eifersucht neue Nahrung. In erhöhtem Maasze trat dies hervor, als die Panzerfregatte, la Gloire, vom Stapel lief. England besasz noch kein derartiges Schiff. Was bewegte Frankreich,

*) Unter so bewandten Verhältnissen hatte Britannia natürlich Unrecht, und konnte höchstens mit Gretchen klagen:

„Ich hab' nun mal die Antipathie!“

Der Uebers.

sich so enorme Kosten aufzuerlegen? Wen wollte es mit dieser neuen Waffe bedrohen? Welche plötzliche Eruption verbarg der düstere Krater der verschlossenen Kaiserlichen Politik?

Diese „patriotischen Beklemmungen“ bewegten, ob mit Recht oder Unrecht, Britannia's Busen, und sie überdauerten den Sturz des Kaiserreiches; erst als Frankreich blutend zu den Füszen des stärkeren Gegners lag, wechselten sie das Object, nun war es das siegreiche Deutschland, welches von England mit widerwilligem Bangen beargwohnt wurde.

Diese übertriebenen Besorgnisse verbargen einen doppelten reellen Zweck, es galt, die öffentliche Meinung dahin zu bringen, dass sie eine Vermehrung der Land- und Seemacht für dringlich erkennen möge. Die erstere interessirt uns hier nicht, in Betreff der zweiten lassen wir dem General Sir Bourgoyne, dem Inspecteur der Küstenvertheidigung, das Wort; sein Bericht lautet: „England besitzt keine einzige Festung, und seine Kriegshäfen stehen jedem feindlichen Handstreiche offen. Woolwich, unser wichtigstes Etablissement in dieser Beziehung, ist unbefestigt, und die topographischen Verhältnisse gestatten keine Befestigung. Um hierin gröszere Sicherheit zu schaffen, ist es nöthig, Plymouth, Portsmouth, Sheerness zu befestigen, auszerdem aber an allen passenden Punkten permanente Fortificationen für Küsten-Batterien zu errichten. Endlich müssen Nothhäfen in genügender Anzahl geschaffen werden. . . . .“

Andererseits schrieb Lord Wellington bei Gelegenheit der Genesung von einer schweren Krankheit dem alten Freunde: „Wir sind für den Fall eines Angriffs ohne Vertheidigungsmittel, möge es dem Allmächtigen gefallen, nachdem ich 75 Jahre mit Ehren gelebt, mich vor dem Anblicke einer Katastrophe zu bewahren, welcher meine Landsleute, taub gegen meine Rathschläge, sich aussetzen . .“

So dringende Mahnungen aus solchem Munde konnten nicht unberücksichtigt bleiben. In der Armee und Marine, in der Wissenschaft und in der Presse fanden sie ein lebhaftes Echo. Trotzdem war die öffentliche Meinung immer noch sehr apathisch. Dreiszig Friedensjahre hatten eine Generation heranwachsen lassen, welche den Jammer und das Elend der Kriegszeiten vergessen hatten, um sich nur der siegreichen Schlachten zu erinnern, womit diese Kriege geendet hatten. Es war schwierig, dieser Generation die Ueberzeugung beizubringen, dass durch die gewaltigen Veränderungen der Kriegskunst Alt-Englands hölzerne Wälle aufgehört hatten, einen Schutz gegen Feindesangriff zu bieten. — Auszerdem theilte die Englische Volksvertretung mit denen der übrigen Nationen den

Widerwillen gegen eine Erhöhung des Budgets für die Armee in Friedenszeiten. Nur sehr ungern liesz sie sich die Augen öffnen für Gefahren, die für eine oberflächliche Betrachtung der bestehenden Verhältnisse nicht sichtbar waren. Ganz eben so wie in Frankreich, als es sich im Jahre 1841 um die Befestigung von Paris handelte, vertheidigte die Englische Volksvertretung mit einer Hingebung, die eines edleren Gegenstandes würdig gewesen wäre, ihr — Portemonnaie. *)

In Frankreich war es erst der Energie des Generals Niel gelungen wirksame Maaszregeln anzubahnen. Er starb viel zu früh für Frankreich!

In England besiegten erst die Resultate der Kriege, welche nach dem Krimkriege in rascher Folge Europa erschütterten, die allgemeine Sorglosigkeit. Gegenwärtig ist es entschlossen am Werke, und geht energisch vor, so dass es, im Besitze der gröszten Flotte, den Ereignissen ruhig ins Auge sehen kann. (Dürfte doch zu viel gesagt sein. Der Uebers.)

Vieles, ja das Meiste von dem, was Bourgoyne gefordert, ist geschehen, die drei Hauptkriegshäfen, die oben erwähnt wurden, sind befestigt. Auszerdem sind Zufluchtshäfen geschaffen worden, die zu jeder Stunde, trotz Ebbe und Fluth, bequemen Zugang gestatten, worunter Falmouth, Dartmouth, Portland, Seaford, Dover, Harwich, Jersey, Guernsey und Aurigny zu nennen sind. Die Mündungen der Themse und des Medway sind durch Panzerforts gedeckt, dergleichen erheben sich auch zu Spithead, Portland, Plymouth, Milford-Haven und Cork. Man sieht, es ist ganz besonders die Süd-Küste ins Auge gefasst worden. Gürtelbahn und Telegraphennetz vervollständigen diese permanente Befestigung durch die Leichtigkeit, mit der sie die Ansammlung von mobilem Kriegsmaterial gestatten.

Diese „beweglichen Vertheidigungsmittel“ setzen sich aus zwei Elementen — auszer der Landarmee — zusammen. Da ist zuerst das für die eigentliche Küstenwacht bestimmte Geschwader zu erwähnen (home squadron), zweitens die Canal-Flotte (channel fleet). Die letztere ist stets in Dienst gestellt, sie bildet eine fortwährend bereite Reserve. Die erstere besteht aus Thurmschiffen, Torpedo- und Kanonenbooten (gun-boats), welche mit dem 12- oder 18-Tons-Geschütz bewaffnet sind. Ferner zählen hierzu einzelne alte Holz- und Eisenschiffe, die als Schulschiffe für das Corps der Küsten-Seewehr und der Freiwilligen-Küstenwehr dienen.

*) Auch andere Länder können hierzu entzückende Beispiele liefern.
Der Uebers.

Dieses System der Küstenbefestigung ist gewissermaaszen die zweite Vertheidigungslinie, die erste wird durch die Panzerflotte gebildet. —

II.

Während in der Vergangenheit Frankreich, England und Spanien die dominirenden Seemächte Europa's bildeten, hat die neue Zeit mächtige Rivalen entstehen sehen. Italien, Deutschland und Russland erscheinen als Seemächte. Welchen Einfluss das Auftreten dieser neuen Kämpfer in der Arena des Seekrieges äuszern wird, muss die Zukunft lehren, mit Sicherheit aber kann man vorhersagen, dass der Kriegsschauplatz ein anderer als früher sein wird. Nicht mehr in Indien oder Canada, wie in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts mit England, wird heute Frankreich seine Gegner zu bekämpfen haben. Die Kämpfe, welche Europa's Flotten in der Zukunft — möge sie eine recht ferne sein — kämpfen werden, werden sicherlich auch auf den Europäischen Meeren ausgefochten werden. Hier werden die Schläge geführt werden, welche den einen Theil in die Vertheidigung, den anderen zum Angriffskriege drängen werden. Ueberall aber wird die Küstenvertheidigung eine grosze Rolle spielen, für den Sieger in offener Seeschlacht wird es gelten, sie zu durchbrechen, für den Vertheidiger wird sie das Mittel zu einem energischen Widerstande sein.

Den drei neuen Seemächten ist diese Wichtigkeit der Küstenvertheidigung keineswegs entgangen, im Gegentheil haben sie wetteifernd ihre Maaszregeln auf diesem Gebiete vervollkommnet. Die gröszten Schwierigkeiten hatte hierbei **Italien** zu überwinden, denn bei seiner Annexion des Kleinstaaten-Potpourri hatte es nicht einen einzigen brauchbaren Kriegshafen vorgefunden. Weder Genua noch Neapel, weder Messina noch Ancona konnten als brauchbare Grundlage angesehen werden. Venedig, trotz seiner in diesem Gebiete so groszartigen Vergangenheit, hätte nur mit unverhältnissmäszigen (und doch wohl vergeblichen, der Uebers.) Kosten zu einem Kriegshafen umgeschaffen werden können.

Schon im Jahre 1862, kurz nach seiner Neubildung, ernannte das junge Königreich eine permanente Commission für diesen Zweig des Krieges. Erst nach neunjähriger Thätigkeit im Jahre 1871 legte diese Commission definitive Pläne vor. Dies war nur naturgemäsz, denn während dieses Zeitraumes wurde das bisherige sogenannte Europäische Gleichgewicht zerstört, Italiens Machtstellung indessen fortwährend vergröszert. Das junge Königreich hatte durch

glückliche Allianceu, obwohl im Kriege unglücklich, indessen Venedig sich einverleibt, einige Jahre später Rom zu seiner Hauptstadt gemacht. Selbstverständlich machten so bedeutende Vergröszerungen auch neue Vertheidigungspläne nöthig. Da auch die Landbefestigung zugleich mit ins Auge gefasst wurde, so ist es kein kleines Unternehmen, an dem Italien arbeitet, wenn man erwägt, dass seine Küstenentwickelung 3000 Kilometer beträgt.

Die Commission verwarf durchaus das alte System der Küstenvertheidigung, das zu einer verderblichen Zersplitterung der Kräfte führe. (Sehr mit Recht. Der Uebers.) „Allerdings müssen alle dem Feinde günstig gelegenen Orte von der Seeseite gedeckt werden, mit Landbefestigungen aber sind nur diejenigen Punkte zu schützen, welche Arsenale enthalten, oder sonst durch ihre geographische Lage auf die Kriegslage von Einfluss sind. Auf diese Weise wird einem Angreifer eine gröszere Landung, die er zur Basis weiterer Operationen machen könnte, nach den Vorschlägen der Commission allerdings unmöglich gemacht. Kleinere Landungen sind als einflusslos gar nicht in Betracht gezogen."

„Indem man Vorhandenes so viel als möglich ausnutzte, hat man nur für Spezzia eine vollkommen neue Schöpfung erforderlich erachtet. Hier ist eine groszartige Land- und See-Feste im Entstehen, indessen man die vielen kleinen Küsten-Batterien, welche man früher für nöthig hielt, für nutzlos erklärt."

Indem die Commission sich so ausspricht, erachtet sie im Ganzen zur vollkommenen Sicherheit des Staates für nöthig: Im Ganzen — mit der Landgrenze — die Erbauung resp. Erweiterung von 97 Werken, die Anlage von 16 Bahnlinien, die Legung eines zweiten Geleises für 11 bestehende Bahnen, endlich einen Gürtel von Signal-(Leuchtthürmen) und die Vervollständigung des Telegraphennetzes. Der Kostenanschlag beläuft sich auf 318 Millionen Lires. Gestattet die Finanzlage des Staates es nicht anders, so schlägt die Commission einen zweiten reducirten Plan vor, der einer späteren Erweiterung fortwährend fähig bleibt und nur 150 Millionen erfordern soll. Spezzia und Rom aber sind in beiden Plänen als Plätze ersten Ranges gedacht, für welche die Arbeiten sofort zu beginnen haben. Ein Doppelring detachirter Forts mit einem verschanzten Lager wird Rom schützen und circa 40 bis 50 Millionen Lires kosten.

Diese Vorschläge wurden von einer Commission gefasst, in welcher der Prinz von Carignan über eine Anzahl von Generalen den Vorsitz führte. Wir nennen darunter La Marmora, Menabrea,

della Rocca, Brignone als die bekanntesten. Spezzia, Venedig und Tarent wurden als Hauptarsenale bestimmt.

Schon das erste Kaiserreich hatte den Golf von Spezzia ins Auge gefasst. Nach dem Pariser Vertrage im Jahre 1856 griff Cavour (mit seiner berühmten klugen Voraussicht, der Uebers.) die Sache energisch an. Wohl war es ein kühnes Werk, aber dem Schöpfer von Italiens Einheit mochte ein solches wohl anstehen, wenn es auch scheinbar die Kräfte seines engeren Vaterlandes kaum ertrugen.

Auch war es wohl weniger für Sardinien, als für das zukünftige Italien, dass er ein solches Werk unternahm. Die allgemeine Stimme Italiens, ebenso in Mailand, Florenz und Neapel, als zu Turin und Genua, sprach schon damals laut dem kühnen Manne ihre Sympathie aus. Heut nähert sich das Werk Cavour's seinem Abschlusse, und zuerst und als wichtigster der drei oben genannten Punkte wird das Arsenal von Spezzia dastehen. Es ist ein ebenbürtiger Nebenbuhler Toulons, man muss sich nicht fürchten dies auszusprechen.

Bei der Wahl eines Kriegshafens ist die natürliche Lage das bestimmende Grundelement, nur bis zu einem gewissen Punkte kann die Menschenhand bessernd eingreifen. Andererseits muss diese Lage aber auch in die strategischen und politischen Verhältnisse des Staates passen. So ist Italien mit seiner langgestreckten Gestalt zwischen zwei Meeren eines Hafens und Arsenals auf jeder Seite seiner schmalen Basis benöthigt, während die weit nach Süden vorgreifende Spitze ebenfalls in derselben Weise geschützt werden muss. Von hier aus ist auch Sicilien zu decken. Spezzia mit seinem tief einschneidenden Becken, das os leicht zu schlieszen ist, wird gewissermaaszen schon durch die Natur zu einer groszartigen Rüstkammer bestimmt. Tarent, weit vorgreifend, den Handelsweg der Levante beherrschend, ist der natürliche Sammelplatz für die Abtheilung der Flotte, welche offensiv in den Gang der Operationen eingreifen wird. Es ist zu einem Zufluchtshafen im gröszten Style bestimmt, für alle Erfordernisse der Wiederherstellung, Ergänzung und Ausbesserung reichlich versehen, mit den nöthigen Werkstätten und Docks genügend ausgerüstet. 25 Millionen Lire sind dafür bewilligt (doch wohl nur, um anzufangen! Der Uebers.). Venedig hingegen wird eben durch Tarent und die gleichfalls für Brindisi projectirten Entwürfe zu einem Platze zweiten Ranges herabsinken.

Mit der ganzen Energie eines jugendlich aufstrebenden Staates nimmt Italien die immerhin sehr bedeutenden Opfer und Arbeiten dieses Planes in Angriff, von welchem hier natürlich nur die all-

gemeinen Umrisse skizzirt sind. Es ist zu erwarten, dass ebenso, wie in früheren Epochen neben groszen Künstlern und Gelehrten auch bedeutende Seefahrer aus dem Italienischen Volke hervorgegangen sind, es auch heute nicht zur rechten Stunde an den rechten Männern fehlen wird. Schon jetzt sind seine Schöpfungen, auf dem Gebiete der Landarmee wie der Marine, dreist denen der älteren Groszmächte an die Seite zu stellen. Hierbei ist der Umstand nicht zu übersehen, dass der junge Staat fast das ganze Material an Menschen aus sich selbst gewonnen hat, wie denn auch Schiffe, Geschütze, Gewehre mit geringen Ausnahmen Italienische Producte resp. Erfindungen sind.

Italien besitzt, ebenso wie Deutschland und Russland, alle erforderlichen Hülfsmittel zur kräftigen Entwickelung seiner Marine. Es hat hinreichend Holz, Eisen, Arbeitspersonal, und besonders an seiner langen Küstenlinie eine sesshafte Fischer- und Schifferbevölkerung. Man kennt die hart arbeitenden und muthigen Korallenfischer, welche jährlich in ganzen Flotten an der Sardinischen und Afrikanischen Küste erscheinen. Mehr als einmal habe ich Gelegenheit gehabt, diese energischen und beharrlichen Männer bei ihrer mühsamen und gefährlichen Arbeit zu beobachten und im Stillen Italien um diese treffliche Seemannsschule beneidet.

In der Gegenwart breitet ein stets wachsender Handel Italiens Flagge in zukunftfrohem Gedeihen aus. Genua, das lange Zeit mit Venedig um den Vorrang im Mittelmeere stritt, erhebt sich aus hundertjähriger Lethargie. Sein Hafen, der für die heutigen Schiffe ungenügend war, ist durch die Abtretung des Marine-Arsenals wesentlich vergröszert worden, welches früher der kleinen Sardinischen Flotte diente. Da diese kleinen Bauten der Flotte des Königreichs Italien doch nicht genügen, so hat auch die Regierung die ähnlichen Etablissements von Ancona und Neapel, das letztere aus politischen Gründen erst in allerneuester Zeit, dem Seehandel überlassen.

Während Frankreichs Seehandel rückwärts geht, herrscht so in den Italienischen Häfen reges Leben. — —

Auch **Preuszen** erwarb schon am 20. Juli 1853 durch einen Vertrag mit Oldenburg sich das zur Anlage eines Nordsee-Kriegshafens nöthige Terrain, wozu ihm damals sonst der Boden fehlte. Dies bei Heppens, an der Westküste des Jahde-Busens, gelegene Bassin bildet einen tief einschneidenden Meerbusen, in dessen südlichster Spitze das Flüsschen Jahde mündet. Auszerdem hatte Preuszen auf dem gegenüberliegenden Ufer sich bei Eckwards-Horn ebenfalls ein Gelände gesichert, um defensive Küstenbauten zu er-

richten. Auszerdem aber war in dem Vertrage vorgesehen, dass Preuszen die Berechtigung zur Anlage einer Eisenbahn haben sollte, welche seinen neuen Kriegshafen mit seinen alten Bahnlinien verbinde. Hannover verweigerte aber seine Zustimmung zu diesem Baue, und so musste man erst 1866 mit dieser Opposition kurzen Process machen, ehe man den Bahnbau ausführen konnte.*)

Die eigentlichen Hafenbauten wurden trotz alledem mit groszer Rührigkeit in Angriff genommen. Ein morastiger, stellenweise unter dem Niveau der nahen Nordsee liegender Boden bot neben groszen technischen Schwierigkeiten nicht unbedeutende Gefahren für die Gesundheit der Arbeiter. Endlich, nach 16 Jahren mühevoller Arbeit, konnte König Wilhelm selbst das gelungene Werk seiner klugen und weitsehenden Politik einweihen. Drei Jahre nach Königgrätz und kurz vor dem Ausbruche des Französischen Krieges, 1869 war es, und von hier aus kann man den Ursprung der Preuszischen Flotte datiren. (Zehn Jahre zurück, dann ist es richtiger. Der Uebers.) —

So führten kurz nach einander, 1853 und 1856, zwei Staaten, die beide in sich den Willen und die Macht zu groszen Thaten trugen, zwei Werke auf, die für die ferne Zukunft berechnet schienen, hier Spezzia, dort Wilhelmshafen. Beide sonst so verschiedene Nationen nahmen im Ganzen einen gleichen Entwickelungslauf, und hatten merkwürdigerweise dasselbe Glück, den rechten Mann für die rechte Stunde in ihren ersten Ministern zu finden. — Beide grosze Männer, Bismarck wie Cavour, förderten in weiser Voraussicht die Entwickelung einer Kriegsmarine je nach Kräften und Gelegenheiten.

Zehn Jahre später erwarb Preuszen sich den Hafen von Kiel im Kriege gegen Dänemark. Von diesem Augenblicke an überstürzten sich die Ereignisse, bald darauf krachten die Kanonen bei Sadowa, für Frankreich und Europa eine düstere Mahnung (!) (un sinistre avertissement). Wenn bis dahin die Deutschen Bundesstaaten nur mit einer höchst kläglichen Sparsamkeit die Schöpfung einer Deutschen Marine unterstützt hatten, so war es nunmehr nicht gut angängig, „zähe den Daumen auf den Beutel zu drücken", der Herr gab seine Wünsche mit unwiderstehlicher Ueberredungskraft kund —

---

*) Es ist dies nur eine der vielen malitiösen Chicanen, welche die Hannöver'sche Regierung länger als 51 Jahre hindurch gegen den mächtigen Nachbar übte, obwohl ein groszer Theil des Volkes derartige Mesquinerien stark missbilligte. Wer Wind säet, erntet Sturm. Der Uebers.

oder nein — wenn wir wahr und gerecht sein wollen, und dies ist unser Wille, so müssen wir sagen, die Deutsche Vaterlandsliebe flammte mächtig empor und feilschte nicht um die Kosten einer so wichtigen Schöpfung. Das begonnene Werk erfreute sich der allgemeinen Unterstützung. Dies bewies die überwältigende Majorität, mit der in der nächsten Bundestagssitzung für die Flotte ein Extra-Credit von 52 Millionen Thalern bewilligt wurde. Im Jahre 1873 setzt der Fürst Bismarck dem Reichstage auseinander, welche neuen Anstrengungen noch zu machen seien. Es war zwei Jahr nach dem Pariser Frieden, und mit der Französischen Kriegscontribution und den politischen Erfolgen waren auch die vorgesteckten Ziele gewachsen. Das Programm von 1867 genügte nicht mehr. An Stelle von zehn Panzerschiffen ersten Ranges wurden sechszehn projectirt. Auszerdem sollten zwanzig als Kreuzerschiffe brauchbare und achtundzwanzig Torpedo-Boote erbaut werden. Auszerdem Monitors, gepanzerte Batterien und Kanonenboote für den Küstenkrieg. — Diese Vermehrungen sollten bis 1877 vollendet sein und ein Extraordinarium von 35 Millionen Thalern erfordern. —

Als der Krieg 1870 ausbrach, konnte Preuszen es nicht wagen, in offenem Kampfe einer Flotte entgegenzutreten, welche nur die Englische als eine überlegene anerkannte, und auch dieser mehrfach in früherer Zeit die Herrschaft streitig gemacht hatte. Die Preuszische Flotte musste eine rein defensive Rolle spielen, und ihre Flagge verschwand von der offenen See.*) Die einzeln in der Fremde stationirten Kriegsschiffe mussten neutrale Häfen und der Rest der Flotte die Häfen der Nord- und Ostsee aufsuchen, welche eine weise Vorsicht für sie vorbereitet hatte.

Seinerseits war Frankreich nicht genügend ausgerüstet, um den Krieg aa die flache feindliche Küste zu tragen. Dies ist mehr als einmal der Französischen Flotte vorgeworfen worden. Konnte indessen nicht die Absendung eines Französischen Geschwaders ganz andere Zwecke haben? Warum sollte die Französische Regierung nicht den Punkt in das Gebiet ihrer Berechnungen gezogen haben, von dem aus sich eine Alliance mit den Scandinavischen Staaten oder wenigstens mit einem von ihnen knüpfen liesz? So wie man diese Möglichkeit zu Grunde legt, erscheint das Auftreten und Verfahren der Französischen Flotte durchaus erklärt. Das in aller Eile

*) Doch nicht so ganz, wie der Zustand bewies, indem der „Bouvet“ in den Schutz der Spanischen Batterien zurückkehrte, ebenso wie das Jammergeschrei über das „Piratenschiff Augusta“. Der Uebers.

von Cherbourg abgesendete Geschwader ist ja dann nur die Avantgarde einer stärkeren Flotte gewesen, bestimmt, einer alliirten Armee als Operationsbasis zu dienen. Ich bin nicht in die Pläne der damaligen Regierung eingeweiht gewesen, dies ist bekannt genug; diese Thatsachen aber sprechen für sich selbst. War nicht etwa der Befehlshaber für die Landungsarmee bereits ernannt worden? War nicht ebenfalls die Transportflotte mit einem solchen versehen, in den Häfen des Nordens versammelt und in Dienst gestellt? Nicht ich spreche dies aus, sondern es gehört bereits der Geschichte an, und nicht etwa der geheimen. Der Transport eines aus drei Divisionen bestehenden Landungsheeres ist keine Kleinigkeit und will bis in seine geringsten Anordnungen wohlerwogen und vorbereitet sein. Alles dies war von beiden Ministerien, dem des Krieges und dem der Marine, in vollstem Maasze geschehen. Es handelte sich nur noch um die letzten Befehle, welche in solchen Fällen eine jede Regierung, welche nicht leichtsinnig handelt, bis zum letzten Moment zurückhalten wird. Nehmen wir einmal an, es wäre gelungen, zweimal in kurzen Zwischenräumen 30,000 Mann an die Deutsche Küste zu werfen, die sich dort mit 40,000 Alliirten vereint auf die rückwärtigen Verbindungslinien der Deutschen Armeen geworfen hätten; es wäre dies gewiss nicht ohne Folgen geblieben!

Man muss also so die Sache auffassen: Eine Flotten-Abtheilung wird eiligst hinaus- und vorausgeschickt, um das Terrain für eine später kommende Transportflotte, und auch die dunklen Besorgnisse in dem Herzen des zu hoffenden Alliirten aufzuklären, welcher Falstaff's bessere Hälfte des Muthes auf sein Panier geschrieben, und sich noch nicht klar ausgesprochen hat. — Diese Hypothese, die man vielleicht auch ebenso gut einen Plan nennen kann, erklärt vollkommen, weshalb dieses erste Geschwader, eilig ausgerüstet, nicht mit denjenigen Streitmitteln versehen war, deren man nicht entbehrt haben würde, hätte man eine unmittelbare Offensive gegen die Deutsche Küste als Ziel ihrer Absendung im Auge gehabt. — Alles deutet darauf hin, dass man die Absicht hegte, mindestens ein Armeecorps an die Deutsche Küste zu werfen, dazu aber musste man Herr der See sein. Hierzu war die Expedition der 1. Flotten-Division das geeignete Mittel. Hatte für den weiteren Verlauf schon ein fester Plan bezüglich der feindlichen Küsten und Hinterlande bestanden? Die Ereignisse allein hätten hierauf eine Antwort geben können.

Was hat im Jahre 1854 das Englisch-Französische Geschwader in der Ostsee ausgerichtet? Hätte es mehr thun können? Auch

diese Flotte bestand aus groszen Segel- und Dampfkriegsschiffen mit starkem Tiefgang. Was geschah? Die Flotte setzte sich in den Besitz von Bomarsund, aber der Ruhm dieser Kriegsthat gehörte zur Hälfte der Landarmee; der Flotte blieb nichts übrig, als ihre Flagge spazieren zu führen und eine nur halb wirksame Blockade aus weiter Ferner auf die Küste wirken zu lassen.

Im zweiten Jahre des Krieges verwerthete man die negativen Erfahrungen des ersten, aber leider nicht ausreichend, und so gelang es denn nur im Schwarzen Meer die Forts an der Mündung des Dnjepr niederzuwerfen, während in der Ostsee das Bombardement von Sweaborg als ein Resultat gerechnet werden konnte. Im dritten Jahre endlich, wo man sich als genügend vorbereitet ansehen durfte, machte der Frieden der Sache ein Ende. — Diese Erfahrungen, ebenso wie diejenigen des Amerikanischen Secessionskrieges, waren durchaus nicht unberücksichtigt geblieben. Thatsache aber bleibt es trotz alledem, dass wir nicht — oder wenigstens keineswegs hinlänglich — vorbereitet waren, an den so sehr flachen Gestaden der Nord- und Ostsee einen regelrechten Angriffskrieg zu führen.

Wir hatten eben diesen Krieg mit Preuszen nicht Jahre lang vorher überlegt, wie man es jenseit des Rheines mit dem Kriege gegen Frankreich gethan hat, wir hatten ihn nicht ausgebrütet, diesen Krieg in einer langen Zeit voll hasserfülltem Grübeln (nous ne l'avions pas couvée, cette guerre, dans une longue et haineuse incubation). Das ist unser Irrthum gewesen, unser Fehler, wir haben ihn schwer büszen müssen, und noch dauert unsere Busze.*)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ich hielt mich nicht für berechtigt, diese Stelle zu unterdrücken, — übrigens die einzige derartige in dem ganzen Aufsatze — so gern ich es im Interesse des sonst so gerecht und ritterlich gesinnten Herrn Verfassers gethan hätte. Es ist eine Thatsache, und wir Deutsche können nicht oft genug daran erinnert werden, wenn es uns auch mit schmerzlicher Ungeduld erfüllt, dass der geistreichste, ehrenhafteste und gebildetste Franzose, ebensowohl die ganze Weltgeschichte, als die jüngste vor Aller Augen liegende Tagesgeschichte lieber wissentlich ignorirt und entstellt, ehe er auch nur schweigend zugiebt: das Französische Volk hat einen ungerechten Krieg begonnen. Von einem „Nichtwissen“ oder einem „Irrthum“ solchen Männern gegenüber, wie der Herr Admiral Touchard, zu reden, wäre lächerlich. Was soll man von dem „Volke“ erwarten, wenn Männer von so hoher wissenschaftlicher Bildung in bitterm Ernste derartige Ansichten aufstellen? —

(Schluss folgt.)

IV.

Wellington.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Englischen Kriegführung zu Anfang des 19. Jahrhunderts

von

A. Janke,

Hauptmann à la suite des 3. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 14 und Lehrer an der Kriegsschule zu Metz.

(Mit einer Karte.)

Bei einem Feldherrn, den eine Nation in die Reihe ihrer grössten Männer aufgenommen hat, dürfte es nicht uninteressant sein, dem nachzuforschen, was er geleistet, und wie er seine Erfolge erreicht hat. Namentlich wird Derjenige dieses Interesse verdienen, der am Entscheidungstage von Waterloo an der Seite unserer Truppen eine so wichtige Rolle gespielt hat.

Indem wir uns diese Aufgabe gestellt haben, werden wir zunächst Wellington's Kriegführung in Spanien und Portugal, da sie in ihrer mehrjährigen Dauer namentlich charakteristisch für ihn und die Englische Armee ist, in das Auge fassen und dann zum Schlusse einen Blick auf den Feldzug von 1815 werfen, um zu erkennen, wie er auch in letzterem seinem Systeme treu bleibt.

Betrachten wir zuvor das Werkzeug, mit dem Wellington seine Lorbeeren errang, so erscheint dasselbe nur dazu angethan, seinen Ruhm zu vermehren. Niemand hatte eine grosze Meinung von der Englischen Armee. Dieselbe entbehrte jenes öffentlichen Stolzes, den die Truppen des Continents besaszen. Zu diesem Nachtheile, den die Art der Recrutirung und die Käuflichkeit der Chargen nur vermehrten, kam eine grosze Menge von Missbräuchen, welche nur theilweise durch die Anstrengungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts die Armee zu reformiren begonnen hatte, beseitigt worden waren.

Die allgemeine Revolution des gesammten Heerwesens, welche seit Napoleon's Auftreten fast in allen Armeen des Continents Eingang fand, hatte England nur theilweise berührt; obwohl fast bei allen Kriegen betheiligt, erfolgte in seiner Armee doch jene grosze Umwälzung nicht. Selbst nachdem Wellington dann manchen

wunden Fleck beseitigt hatte, blieb sie ein Amalgam, das im Vergleiche mit den anderen Armeen einen eigenthümlichen Eindruck macht. Diese Unzulänglichkeit liegt in Dingen, die sich nicht ganz ausrotten lassen, in der Englischen Verfassung, in der Stimmung der Nation, in der besonderen Lage des Landes, endlich im Wesen und Charakter des Englischen Soldaten.

Neben den obigen Mängeln besitzt die Englische Armee jedoch Eigenschaften, welche sie vor anderen auszeichnet. Diese liegen in der Persönlichkeit des Soldaten, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Der Englische Soldat besitzt nicht die fast knechtische Ergebenheit des Russen, nicht den Elan des Franzosen; es ist ein eigenthümliches Naturell, das den Englischen Soldaten bei der überaus strengen Disciplin nicht feige oder tückisch macht, sondern ihn nur in seinem Gleichmuthe bestärkt. Er harrt auf seinem Posten aus, bleibt ruhig im Feuer, weil ihm eine gewisse angeborene Scheu vor dem Gesetze innewohnt. Zum Franzosen kann man vor dem Gefechte nicht genug sprechen, nicht populair genug sein. Der Engländer ist froh, wenn er seine Vorgesetzten nicht sieht, er will nicht haranguirt sein, Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender als eine Rede. Der Franzose thut Alles für seinen Feldherrn, für seinen Chef, für sich. Der Engländer hasst sie Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Der Stoicismus und das Phlegma der Engländer sind zwei Waffen, die ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen. Auf diese Waffen hatten die Franzosen in Spanien sich nicht eingerichtet, auf sie aber basirte Wellington seine Kriegführung.

Er selbst besasz diese lächelnde Kaltblütigkeit im höchsten Grade; sie half ihm öfter siegen, als sein Genie. Er stellte seine Truppen auf und war gewiss, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen; er liesz sich nicht darauf ein, einen Fehler im ersten Entwurfe in der Schlacht wieder gut zu machen; mit eiserner Consequenz hielt er daran fest und brachte auf diese Weise oft den gewandtesten Gegner aus der Fassung.

Er siegte überall dadurch, dass seine Soldaten zu stehen und zu feuern verstanden. Grosze Vortheile konnte er damit nicht erreichen, denn in der That wusste Wellington nie den Sieg zu benutzen; er gewann das Schlachtfeld, mehr wollte er nicht. Er liesz seinem Gegner ruhig Zeit, sich aufs Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel von Neuem zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe an einander die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie viel Menschen er aufopferte, weil er von seinem Vor-

theile, von seinem Glücke nicht den richtigen Gebrauch zu machen verstand, wie häufig er das wiederholte, was — einmal gewonnen — einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vorsprünge verschafft hätte.

Während Napoleon stets der Offensive den Vorzug gab und selbst in Momenten, wenn er zur Defensive genöthigt war, nur auf den Zeitpunkt wartete, um aus ihr zur Offensive überzugehen, in der Vertheidigungsschlacht die Offensive selbst über die ursprüngliche Front hinaus damit zu verbinden trachtete, wollte Wellington die Kraft seines Gegners an natürlichen Hindernissen und dem Feuer seiner Infanterie erlahmen lassen, um ihm, wenn er trotzdem eindrang, durch seine Reserven den letzten Stosz zu geben. Es war das alte System der Linear-Taktik, nur mit dem Unterschiede, dass er gegenüber den neuen taktischen Formen der Franzosen die Bewegung in den Hintergrund treten liesz und an deren Stelle die Wirkung des Feuers setzte.

Wenn wir auch nicht der übertriebenen Bewunderung der meisten Englischen Schriftsteller beistimmen können, die Alles loben, was Wellington gethan hat, die ihn über Friedrich den Groszen und mit Napoleon völlig gleichstellen als Feldherrn, so verdient er unserer Meinung nach als Repräsentant eines Systems, das er mit der gröszten Consequenz durchgeführt hat, doch entschiedene Beachtung. Zur Charakterisirung dieses Systems mögen die folgenden Beiträge dienen.

Durch seine ersten Feldzüge in Holland und in Indien bekannt geworden, erhielt Wellington bei der nach Portugal bestimmten Expeditions-Armee ein Commando, das ihn zu bedeutender Thätigkeit auf den Kriegsschauplatz der Pyrenäischen Halbinsel berief. Es ist dieser von 1807 bis 1814 geführte Krieg unter den Napoleonischen der am wenigsten bekannte.*) Es liegt dies mit an den Eigen-

---

*) Die wichtigsten Quellen über diesen Feldzug sind:

John T. Jones. Account of the war in Spain and Portugal and in the South of France from 1808 to 1814 inclusive. London 1818.

Supplementary despatches, correspondance and memoranda of Field-Marshal Arthur Duke of Wellington. Vol. the 6th to 8th.

Gurwood. The General-Orders of Field-Marshal the Duke of Wellington in Portugal, Spain and France from 1809 to 1814. London 1837.

Napier. Histoire de la guerre dans la Péninsule et dans le midi de la France depuis l'année 1807 jusqu'à l'année 1814. Traduction revue, corrigée par Math. Dumas. 13 Vol. et 2 vol. Atlas. Paris 1828.

Foy. Histoire de la guerre de la Péninsule sous Napoléon, précédée d'un tableau politique et militaire des puissances belligérantes. 4 Vol. Paris 1827.

thümlichkeiten des dortigen Kriegsschauplatzes, die gemeinschaftliche Operationen im Groszen und Ganzen wenig begünstigten. Wir sehen daher die einzelnen Französischen Corps auf den verschiedenen Kriegstheatern selbstständig operiren, während nur die Englische Armee als fester Kern zusammengehalten wurde. Die Thätigkeit der Spanischen Corps bietet wenig Interessantes; nur auf dem Gebiete des kleinen Krieges ist die Thätigkeit der Guerilla's hervorragend; sobald diese aber in gröszeren Massen vereinigt wurden, zeigten sie alle Mängel einer regulairen Armee, ohne zugleich deren Vorzüge zu besitzen.

Am 6. August 1808 landete Wellington in der Mondego-Bucht, vereinigte dort 14,000 Mann und rückte gegen Lissabon vor. Der Zufall wollte, dass der zum Obercommandirenden ernannte General Dalrymple noch nicht gelandet war. Wellington übernahm daher bis zu dessen Ankunft den Oberbefehl, vertrieb die Franzosen am 17. August aus Roliça und wies am 21. August in einer festen Stellung bei Vimeiro die Angriffe der Franzosen ab. Das letztere Gefecht ist insofern interessant, als es das erste Beispiel liefert, dass in Linie formirte Truppen die aus den Revolutionskriegen hervorgegangene dichtgeschlossene Colonne chargirt und durchbrochen haben. Das Englische Infanterie-Regiment Nr. 50, ungefähr 900 Mann stark, hatte nebst drei Geschützen eine vor Vimeiro befindliche Anhöhe besetzt, als eine Französische geschlossene Colonne von halben Bataillonen in der Gesammtstärke von 5300 Mann mit sieben Geschützen gegen dieselbe anrückte. Das 50. Regiment hatte bis zu diesem Augenblicke mit Gewehr bei Fusz gestanden, jetzt aber liesz der Commandeur den linken Flügel des Regiments — dasselbe hatte zehn Compagnien —, die 10. bis 6. Compagnie, deren Front ungefähr ebenso lang war, als die der feindlichen Colonne, in Linie stehen, den rechten Flügel aber, die 5. bis 1. Compagnie, eine Linksschwenkung machen, wodurch das Regiment einen Haken bildete, der die feindliche Colonne einschloss. Es fehlte jedoch an Zeit, diese Bewegung ganz auszuführen. Der Feind war bereits bis dicht an das Regiment herangekommen, als erst die 5. und 4. Com-

(Le Noble) Mémoires des opérations militaires des Francais en Galice, en Portugal, et dans la vallée du Tage en 1809 sous le commandement du Maréchal Soult. Avec Atlas. Paris 1821.

Rigel. Der siebenjährige Kampf auf der Pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814. Besonders meine eigenen Erfahrungen in diesem Kriege nebst Bemerkungen über das Spanische Volk und Land. Darmstadt 1819. 3 Vol. und Carton.

pagnie die Linie formirt hatten, auf welche die Flanke der feindlichen Colonne ein heftiges, jedoch ungeregeltes Feuer eröffnete. Es wurde sofort Englischerseits eine Salve abgegeben und zur Bajonett-Attacke übergegangen, der sich alsdann die 3., 2. und 1. Compagnie auch anschlossen. Die Ecke der feindlichen Colonne wurde durchbrochen, auf das Centrum geworfen und die ganze Colonne zum Rückzuge gezwungen.

Dieser erste geglückte Versuch, sowie ähnliche Resultate bei Talavera und Albuera hoben natürlich die Meinung von den Vortheilen der Linie gegenüber der Colonne ungemein; so spricht sich z. B. ein Englischer Bericht (Col. Walker) folgendermaaszen aus: „Der Angriff mit der geschlossenen Colonne ist nur als bloszes Auskunftsmittel zu betrachten, dessen man sich im Anfange des Krieges bediente, als einerseits die Französischen Truppen noch nicht hinlänglich disciplinirt waren, um mit Ordnung und Ruhe in Linie zu avanciren, andererseits aber ihre Gegner nicht genug in der Manövrirkunst geübt waren, um durch Entschlossenheit und schnelle Bewegungen dem Drucke einer solchen Colonne begegnen zu können. Diese Art des Angriffs ist in taktischer Hinsicht gänzlich des groszen Namens unwerth, welchen sie erlangt hat.“

Ein anderer Bericht (Napier) sagt: „Die Schnelligkeit, mit der die Französischen Soldaten nach einem so harten Unfalle sich wieder sammelten, war bewunderungswürdig, doch lässt sich ihre gewöhnliche Methode, in Colonnen anzugreifen, nicht rühmen. Gegen die Oesterreicher, Russen und Preuszen mag sie mit Erfolg angewandt sein, gegen die Briten aber wird sie stets fehlschlagen, denn die Englische Infanterie ist standhaft, einsichtsvoll und disciplinirt genug, um in Linien die feindlichen Massen zu erwarten, und dreist genug, um mit dem Bajonette mit ihnen handgemein zu werden.“

Dass das obige Resultat nur die Folge des Zusammentreffens besonders günstiger Umstände gewesen sein muss, übersehen diese Berichte. Die Franzosen machten erstens einen fehlerhaften Gebrauch von ihrer Artillerie; statt sie auf einer Höhe stehen und durch Feuer ihren Angriff unterstützen zu lassen, lieszen sie dieselbe vor sich her in die Englische Infanterie hineinfahren; auch hatten sie ihre Flanken nicht durch leichte Truppen gedeckt; letztere würden das obige Manöver zu einem gefährlichen Wagestück gemacht haben.

Junot liesz sich nach diesen Niederlagen auf Unterhandlungen ein, welche am 30. August die Convention von Cintra zur Folge hatten und dem Feldzuge im Jahre 1808 ein Ende machten.

Als Wellington am 22. April 1809 zum zweiten Male in Portugal landete und mit dem Oberbefehle über die Britischen Truppen betraut wurde, war die Situation folgende:

Drei Französische Armeen bedrohten Portugal. Der Marschall Soult war mit einem Corps von 20,000 Mann von Norden her aus Galicien in Portugal eingedrungen und hatte seinen Marsch auf Oporto an der Mündung des Duero gerichtet. Die Stadt wurde nach dreitägiger, von den Portugiesen schlecht geleiteter Vertheidigung genommen.

Lapisse stand mit 9000 Mann bei Salamanca, während vorgeschobene Colonnen sich schon Ciudad Rodrigo näherten. Er drohte anfänglich mit einem Angriffe auf die Provinz Beira, gab aber diesen Plan auf, marschirte längs der Grenze nach Alcantara*), überschritt dort den Tajo, um sich bei Merida**) am Guadiana mit Victor zu vereinigen.

Dieser hatte mit 25,000 Mann bei Almaraz den Tajo überschritten, die vereinte Spanische Armee, welche mit 25,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavallerie und 20 Geschützen auf der Hochebene von Don Benito bei Medellin am Guadiana Stellung genommen hatte, angegriffen und sie vollständig geschlagen. Die Spanier hatten sich nach Portugal zurückziehen müssen. Victor war ihnen gefolgt und bedrohte die Grenze von Portugal.

Alle drei Corps hatten von Napoleon den Befehl erhalten, ihre Bewegungen zur Besitznahme von Oporto und Lissabon zu vereinigen. Indess die Feldherren waren unabhängig von einander, sie verloren, jeder für sich operirend und auf die Unterstützung der Anderen nicht vertrauend, die Zeit zum Handeln in Unschlüssigkeit und zwecklosen Märschen; es fehlte an der gemeinsamen Leitung von dem Augenblicke an, als sich Napoleon mit 15,000 Mann nach Deutschland zurückbegeben hatte, um dort die Vorbereitungen zum Kriege zu treffen.

Dagegen brachte Wellington auf der gegnerischen Seite Einheit in die Handlungen und Unternehmungen der Verbündeten.

---

*) Der Name kommt von der groszen, durch Trajan im Jahre 103 erbauten Brücke, in deren Mitte sich ein noch wohlerhaltener Triumphbogen befindet.

**) Die Stadt, welche auszer den stolzen Trümmern einer groszen Vergangenheit nichts Bemerkenswerthes bietet, ist die durch Augustus für seine Veteranen gegründete Emerita Augusta

Den 50,000 Franzosen gegenüber, die Portugal bedrohten, verfügte Wellington über:

22,000 Mann unter seinem unmittelbaren Befehle,
3700 Mann Cavallerie, welche in Leyria concentrirt waren,
16,000 Portugiesen unter Beresford bei Thomar,

von welchen letzteren ein Detachement unter Frant bis an die Vouga und ein anderes unter Silveira an den Tamega vorgeschoben war.

Auszerdem standen von der Spanischen Armee:

30,000 Mann Infanterie,
6000 Mann Cavallerie

unter Cuesta bei Elvas.*) Den Oberbefehl über die Letzteren hatte Wellington jedoch nicht.

Günstig für ihn waren seine centrale Stellung, der Besitz der Festungen Ciudad Rodrigo, Almeida, Abrantes, Elvas und Badajoz, einer Englischen Flotte auf der See, der freien Schifffahrt auf dieser sowohl, als auf den Flüssen, die in Bezug auf die Verpflegung von groszer Wichtigkeit für ihn war.

Wegen seiner Nähe war Victor der gefährlichste Gegner, andererseits aber hatte Soult eine reiche Provinz und die zweite Hauptstadt des Landes inne, deren Wiedereroberung die Regentschaft dringend wünschte. Um Victor anzugreifen, war durchaus gemeinschaftliches Handeln mit Cuesta nothwendig, wozu es noch geraumer Zeit bedurft hätte. Deshalb beschloss Wellington, sofort gegen Soult vorzugehen, um im Falle des Gelingens und nach Einrichtung einer geeigneten Vertheidigung der nördlichen Provinzen schnell an den Tajo zurückzukehren und von dort aus gegen Victor in Ueber-

*) Elvas gilt als stärkste Festung Portugals. Auszer sieben mit Auszenwerken versehenen Bastionen, welche die Stadt einschlieszen, wird dieselbe durch die beiden die ganze Umgegend beherrschenden Forts Sa. Lucia und Nostra Senhora da Graça oder De Lippe vertheidigt. Das Letztere ist eine 1764 von dem damals in Portugiesischen Diensten stehenden Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg angelegte Citadelle, die für uneinnehmbar gilt. Beresford wurde zum Herzoge von Elvas ernannt.

Nächst Elvas gilt Almeida als wichtigste Grenz-Festung Portugals gegen Spanien, während Abrantes das Hauptbollwerk Lissabons im Tajo-Thal bildet, der daselbst schiffbar wird.

Badajoz ist ein Waffenplatz ersten Ranges. Auszer dem mit neun Bastionen versehenen Walle wird derselbe durch einen starken Brückenkopf und die drei Forts San Christoval, Pardaleras und Picurina vertheidigt. Badajoz steht auf der Stelle der von Augustus neu erbauten Stadt Pax Augusta und hat mannigfache Belagerungen aushalten müssen, von denen weiter unten die Rede sein wird.

einstimmung mit Cuesta zu operiren. Diesem gab er den Rath, sich bis dahin in der Defensive zu verhalten.

Mit 16,000 Mann setzte sich Wellington nun von Leyria über Coimbra gegen Oporto in Bewegung, während Beresford mit 6000 Portugiesen über Viseu an den Duero marschiren, diesen bei Lamego überschreiten und Soult den Rückzug über Amarante verlegen sollte. Bei Abrantes auf dem rechten Tajo-Ufer verblieb ein Detachement von 8000 Portugiesen, verstärkt durch zwei Englische Bataillone und zwei Cavallerie-Regimenter unter Mackenzie, für den Fall, dass Victor einen plötzlichen Ueberfall auf Lissabon versuchen sollte. Der Oberst Mayne wurde mit einem Detachement nach Alcantara geschickt.

Am 10. Mai traf man an der Vouga auf Französische Truppen, die es bei dem weiteren Vorrücken der Engländer nur auf kleinere Gefechte bei Oliveira und Grijo ankommen lieszen und sich auf das rechte Duero-Ufer zurückzogen. Dagegen hatte das Portugiesische Detachement unter Silveira, das bis an den Tamega-Fluss gelangt war, die Brücke von Amarante aufgeben müssen und war hinter den Duero zurückgegangen. Beresford aber nahm die Brücke von Amarante wieder und bedrohte so den Soult'schen linken Flügel.

Am 12. Mai befanden sich die Engländer am Duero, der Oporto gegenüber etwa 300 Meter breit, tief reiszend und von hohen felsigen Ufern eingeschlossen ist. Diesen im Angesichte des Feindes zu überschreiten, war allerdings ein kühnes Unternehmen. Englische Berichte sagen: „Alexander hätte, ohne zu erröthen, dasselbe aufgeben können." Es kam auf Schnelligkeit des Entschlusses an, da Soult sonst ungehindert seinen Rückzug antreten, Beresford an der Tamega überfallen und nach der Beira entkommen konnte.

Die Englischen Truppen standen gedeckt südlich vom Dorfe Villa nova und dem Kloster Serra. Soult traf seine Anordnungen zur Räumung Oporto's, unter der Voraussetzung, dass General Loison, den er an die Tamega vorgeschickt hatte, sich dort behaupten würde, und dass, wenn die Engländer überhaupt einen Uebergang versuchen sollten, dieser nur auf Schiffen von der Seeseite erfolgen könne. Deshalb richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Theil des Flusses unterhalb der Stadt und vernachlässigte die Ufer bei der Stadt. Hierauf gründete Wellington seinen Plan; den General Murray hatte er nach Avintas, vier Englische Meilen oberhalb, detachirt, um dort überzugehen.

Das Kloster de Serra*) liegt auf dem Gipfel eines Vorgebirges, welches dem Flusse eine jähe Front zukehrt; auf einer Anhöhe jenseits liegt das Seminar, ein unvollendetes, ursprünglich zum bischöflichen Palast bestimmtes Gebäude. Der Abhang in der Front desselben ist von Mauern umschlossen, die bis zum Rande des Wassers hinabgehen; der Raum zwischen ihnen kann etwa zwei Bataillone fassen. Von der Strasze von Valonga her bot das Seminar keinen anderen Eingang dar, als durch einen eisernen Thorweg. Das Gebäude beherrschte alle umliegenden Oertlichkeiten und wurde selbst nur von einer Anhöhe in Kanonenschussweite überragt, deren exponirte Lage aber zur Errichtung einer Batterie nicht geeignet war. Hier beschloss Wellington den Uebergang auszuführen. Der von Mauern eingeschlossene Vorplatz gewährte den zuerst übergesetzten Truppen Schutz, die Krümmung des Flusses verbarg die Boote beim Uebergange den Blicken des Feindes, dessen Aufmerksamkeit noch immer auf das Ufer unterhalb der Stadt gerichtet war. Das Seminar selbst diente den übergesetzten Soldaten als Stützpunkt. Gegen 10 Uhr hatte man endlich ein paar Boote aufgebracht, so dass der Uebergang begonnen werden konnte.

Paget sollte mit seiner Division nach dem Seminar übersetzen. Nachdem die ersten Truppen unentdeckt dort angekommen waren, wurden die Franzosen erst aufmerksam, doch das Seminar war ein zu günstiger Stützpunkt; es gelang den Franzosen nicht, ihn den Engländern zu entreiszen. Batterien vom Garten des Klosters unterstützten die Vertheidigung. An Paget's Stelle, der hierbei verwundet wurde, trat Hill.

Während dessen hatte Sherbrook mit seiner Division den Uebergang bei der Stadt bewerkstelligt, war enthusiastisch von der Bevölkerung aufgenommen und bedrohte die das Seminar angreifenden Franzosen im Rücken. Ebenfalls kam Murray von Avintas her, um den Franzosen den Rückzug auf der Strasze nach Valonga abzuschneiden. Dem zu entgehen, sah sich Soult zu schnellem Rückzuge genöthigt, der schon in groszer Verwirrung angetreten wurde und zur vollständigsten Auflösung geführt hätte, wenn Murray kräftig angegriffen, wenn überhaupt eine energische Verfolgung eingetreten wäre. Aber er liesz die Französischen Colonnen ruhig auf der Strasze von Valonga ziehen; nur zwei Escadrons Dragoner attackirten die

---

*) Dasselbe ist jetzt zur Citadelle umgewandelt. Im Alterthume lag an der Stelle von Oporto der Hafenort Portus Cale, später Porto Cale genannt, von welchem der Name Portugal stammt.

Französische Arrièregarde, doch erzielten sie, da sie keine Verstärkung an Infanterie erhielten, keine Erfolge. Murray handelte, wie es scheint, nur nach den Intentionen seines Obercommandirenden.

Die Kühnheit und geschickte Ausführung des Ueberganges muss man anerkennen; auch Napoleon bewog sie zu der Erklärung, „dass Wellington ein General sei, der dreist mit seinen besten Marschällen in die Schranken treten könne". Es ist jedoch eine Eigenthümlichkeit, die wir bei Wellington häufig wiederfinden werden, dass er mit dem höchsten Grade der Kühnheit die äuszerste Vorsicht verbindet und die gröszte Besorgniss für jede Rolle in seinem ganzen Operationsplane und für jede mit deren Ausführung betraute Person verband. Die Folge aber dieser Vorsicht war, dass er sich mit dem Siege begnügte, die Ausbeutung des Sieges verschmähte.

Der General Fox, welcher bei dem Rückzuge der Franzosen verwundet wurde, bemerkt in seinem Werke*) über den Spanischen Krieg, Lord Wellington habe in seinen Feldzügen auf der Pyrenäischen Halbinsel buchstäblich die satyrischen Rathschläge des interessanten, von einem Chevalier Puttrich verfassten Werkes: „Advice to the officers of the british army" befolgt, in dem es heiszt: „Nichts ist so sehr zu empfehlen als Groszmuth gegen den Feind. Wollte man ihn nach erfochtenem Siege zu heftig verfolgen, so würde man von dem Unglücke des Feindes Nutzen ziehen. Es genügt dem Sieger, den Feinden gezeigt zu haben, dass er sie schlagen könne, wenn er es vortheilhaft findet. Man handle stets offen gegen Freunde und Feinde, daher werden Sie Sich hüten, einen Marsch unbemerkt vorzunehmen oder dem Feinde einen Hinterhalt zu legen, auch jemals den Feind in der Nacht anzugreifen. Wenn der Feind sich zurückzieht, so lassen Sie ihn einige Märsche voraus, um ihm zu zeigen, dass Sie gewiss sind, ihn zu überfallen, wenn Sie dies unternehmen wollten. Wer weisz, ob ein so groszmüthiges Verfahren ihn nicht bewegen wird, sich wieder festzusetzen? Wenn er sich nach einem sicheren Zufluchtsorte zurückgezogen hat, dann können Sie ihn mit dem ganzen Heere verfolgen." Wenn auch die Citation dieser Stelle den etwas gehässigen, selbstgefälligen Französischen Autor kennzeichnet, so sind doch die vom Verfolgen handelnden Worte entschieden auf Wellington anzuwenden, und wir werden noch öfter Gelegenheit haben, uns ihrer zu erinnern.

Soult, den hier unzweifelhaft der Vorwurf der Unachtsamkeit trifft, zog sich auf der Strasze nach Amarante zurück, erfuhr aber

*) Vgl. Fox. Histoire de la guerre de la Péninsule. Tome I, pag. 322.

von Loison, welcher am Morgen des 13. Mai wieder zu ihm stiesz, nachdem er unthätig gegen Beresford sich verhalten, und die Brücke, welche so wichtig für Soult's Rückzug war, aufgegeben hatte, dass dieselbe von Beresford zerstört und ein Rückzug dorthin unmöglich sei.

Soult musste in Folge dessen die Hauptstrasze verlassen und einen höchst beschwerlichen Gebirgsweg über Guimaraens, die steilen Bergrücken der Sierra de Catalina entlang, einschlagen. Es gelang ihm, den Pass von Ruivaes unweit Salamonde eher zu erreichen, als Beresford, der ihm Truppen dorthin entgegengeschickt hatte, und, nachdem er dieser Gefahr glücklich entgangen, am 18. Mai die Spanische Grenze bei Montalegre zu überschreiten.

Die Engländer hatten am 13. und 14. Mai die Verfolgung begonnen, sie bis Salamonde fortgesetzt, wo Soult seine Geschütze und Bagage im Stiche liesz, um auf höchst beschwerlichen Gebirgswegen so viel als möglich von seinen Truppen zu retten. Von 25,000 Mann, mit denen er in Portugal eingedrungen war, führte er nur 18,000 Mann über die Grenze zurück.

Gerade um diese Zeit erhielt Wellington die Nachricht von dem Vorgehen Victor's, und beschloss darauf hin, ebenfalls nach dem Süden abzumarschiren.

Operationen bis zur Schlacht bei Talavera de la Reyna vom 20. Mai bis zum 28. Juli 1809.

Im Ganzen hatten die Angelegenheiten der Spanier seit Anfang des Jahres 1809 eine günstige Wendung genommen, und es war der jetzige Zeitpunkt, da Napoleon im Kriege gegen Oesterreich gerade bei Wagram eine Niederlage erlitten hatte, um so geeigneter für energische Unternehmungen auf diesem Kriegsschauplatze.

Es waren um diese Zeit in Spanien:

155,000 Mann Franzosen, davon

40,000 Mann in Arragonien und Catalonien,

10,000 Mann in einzelnen Garnisonen und festen Plätzen zur Sicherung der Communicationen vertheilt, so dass 105,000 Mann für den Feldkrieg übrig blieben. Hiervon war die eine Hälfte unter Soult, Ney und anderen Generalen in Alt-Castilien und Leon, die andere Hälfte in drei Corps zur Deckung von Madrid an der Südseite aufgestellt.

Wir hatten Victor verlassen, nachdem er die Spanier bei Medellin geschlagen hatte. Er war dort verblieben und hatte sich geweigert, nach Portugal vorzudringen, wenn nicht die Division Lapisse zu

Salamanca Befehl erhielte, sich mit ihm über Alcantara zu vereinigen. Dieser war denn auch Anfangs April von Salamanca, wo er vom Januar bis März in vollster Unthätigkeit verharrt hatte, nach Bejar aufgebrochen, fand die Pässe dort besetzt, warf sich durch eine Bewegung rechts auf die Lusitanische Legion, trieb dieselbe unter die Kanonen von Ciudad Rodrigo und rückte in eine Stellung hinter der Agueda. Von hier aus unterhielt er nicht die geringste Verbindung mit Soult, sondern marschirte endlich über Perales und Alcantara nach Merida, um sich mit Victor zu vereinigen. Aus Alcantara wurden bei dieser Gelegenheit die Portugiesen unter Oberst Mayne vertrieben.

Wellington hatte inzwischen seine Armee über Coimbra, Pombal, Thomar nach dem Tajo geführt und schlug am 7. Juni an dem Ufer dieses Flusses sein Lager auf. Die Truppen hatten sich nur in mäszigen Tagemärschen bewegt, dessen ungeachtet aber war der Gesundheitszustand ein bedenklicher; überdies war Mangel an Geld und Fuszbekleidung eingetreten, so dass die Armee bis Ende Juni bei Abrantes in Unthätigkeit verharren musste.

Während dieser Zeit unterhielt Wellington mit der Junta von Sevilla und mit Cuesta, dem Befehlshaber der Spanischen Armee, einem braven, treuen, aber altersschwachen, talentlosen, in veralteten Ansichten befangenen General einen eifrigen Briefwechsel, um zu den bevorstehenden Operationen einen gemeinschaftlichen Plan zu vereinbaren.

Es boten sich für die Offensive drei Operationslinien:

1) Die Engländer konnten den Tajo überschreiten, sich mit Cuesta vereinigen, Elvas und Badajoz als Basis nehmen, und Victor, der bei Medellin stand, in der Front angreifen.

Diese Linie hatte jedoch den Nachtheil, dass sie dem Feinde gestattete, nach dem Tajo hin auszuweichen, sich durch denselben zu decken und dort ungestört die Vereinigung mit dem von Norden kommenden Soult herbeizuführen. Es hätten in diesem Falle starke Detachements auf dem rechten Tajo-Ufer zurückgelassen werden müssen, um die gerade Strasze nach Lissabon zu decken.

2) Man konnte Almeida und Ciudad Rodrigo als Operations-Basis wählen und mit Beresford und Romana vereint in der Richtung auf Salamanca vorgehen, während Cuesta und Venégas die Franzosen am Tajo beschäftigten.

Dies hatte jedoch den Nachtheil, dass die Englischen Truppen von den besten Spanischen Truppen getrennt worden wären, um

mit dem schwächeren, theilweise irregulairen Theile derselben gemeinschaftlich zu operiren. Ferner war der Uebelstand, dass Cuesta einem Echec ausgesetzt war, der den Verlust von Sevilla oder Lissabon hätte herbeiführen können.

3) Man konnte auf Plasencia und Almaraz marschiren, sich auf dem rechten Tajo-Ufer mit Cuesta vereinigen und auf Madrid vorgehen, während Venégas zu demselben Zwecke von der Lamancha aus operirte.

Dies hatte zwar den Nachtheil, dass Cuesta vor der Vereinigung von Victor geschlagen werden konnte und dass der Marsch der Engländer in dem engen und langen Thale des Tajo in Bezug auf die Soult'schen Truppen den Gefahren eines Flankenmarsches ausgesetzt war. Dennoch entschied man sich für diesen Operationsplan und es gelang auch, Cuesta zur Annahme desselben zu bewegen. Den eben erwähnten Nachtheilen suchte man dadurch abzuhelfen, dass die Vereinigung möglichst schnell herbeigeführt werden sollte, und dass der Marschall Beresford mit 20,000 Mann die Pässe von Perales und Baños de Bejar, in denen allein die Communication über das Castilien und Leon von dem Tajo-Thale trennende Gebirge vermittelt wird, besetzen sollte, während Romana sich mit dem Herzoge del Parque in Traz os Montes vereinigen und die Flanke der Englischen Armee schützen sollte.

Letzteres geschah nun zwar nicht; auch wusste Wellington nicht, dass auszer dem II. Soult'schen Corps das VI. bei Astorga und das V. bei Valladolid in einer Gesammtstärke von 60,000 Mann zur gemeinschaftlichen Action unter dem unmittelbaren Befehle von Soult vereinigt werden sollten.

(Schluss folgt.)

V.

Marschall Moritz Graf von Sachsen.

Der Monat August dieses Jahres hat die Erinnerung an einen Helden wachgerufen, dessen Ruhm zwar von Frankreich, für das er seine Siege erfocht, in Anspruch genommen wird, der jedoch nicht nur der Abstammung nach Deutschland angehört, nicht nur unter der Führung Deutscher Feldherrn, inmitten Deutscher Heere seine kriegerische Laufbahn begonnen hat, sondern auch sein ganzes Leben hindurch mit seiner Heimath in steter Verbindung geblieben ist.

Den 20. August 1777, also vor hundert Jahren, wurden nämlich in der protestantischen St. Thomaskirche zu Straszburg, unter dem von Pigalle's Künstlerhand ausgeführten, eben so prächtigen, als geschmackvollen Marmordenkmale die seit dem Tode des Marschalls Moritz von Sachsen über 26 Jahre lang in einem Gruftgewölbe dieser Kirche beigesetzt gewesenen Ueberreste desselben mit groszem Gepränge bestattet.

Die Thomaskirche ist, seitdem Straszburg dem Deutschen Reiche wieder angehört, dem evangelischen Theile der Besatzung als Garnisonkirche überwiesen, und man muss eine wunderbare Fügung des Geschickes darin erkennen, dass auf die edle Heldengestalt des Siegers von Fontenay, Rocour und Lawfeld, die jenes Denkmal so meisterhaft darstellt, jetzt wieder vorzugsweise die Blicke seiner Deutschen Landsleute und protestantischen Glaubensgenossen gerichtet sind, deren Reihen er einst freiwillig verliesz, um sich dem Dienste eines fremden Staates zu widmen, der seinem Ehrgeize einen weiteren Spielraum bot. Möge dem ungetreuen, aber nicht treulosen Sohne des Vaterlandes darum Niemand grollen; er war das Kind einer Zeit, welche in dem von inneren Kämpfen zerfleischten Deutschland nur noch einen geographischen Begriff erkannte, einer Zeit, in der die Politik der einzelnen Deutschen Staaten, leider keinen ausgenommen, mit dem Beispiele der engherzigsten Selbstsucht voranging. Trösten wir uns vielmehr mit der erhebenden Ueberzeugung, dass Moritz, dessen Lebensbild wir dem Leser in dem engen Rahmen des folgenden kurzen Aufsatzes vorzuführen gedenken, wenn er heut unter uns lebte, unsere Reihen nimmermehr verlassen und den Ruhm,

nach dem seine stolze Seele so sehr verlangte, an der Spitze seiner tapferen Deutschen Landsleute gesucht und gefunden haben würde, welche den Platz, wo seine Asche ruht, mit ihrem Herzblute wiedererkämpften.

I.

Laut des Kirchenbuches der Stadt Goslar wurde daselbst am 28. October 1696 „von der vornehmen Frau in Winkel's Hause“ ein Knäblein geboren, welches in der Taufe den Namen Moritz erhielt. Trotz aller Vorsichtsmaaszregeln, die Mutter mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen, verbreitete sich aus dem vom Weltverkehre damals weit abgelegenen Harzstädtchen doch bald das Gerücht, dass die vornehme Frau niemand anders sei, als die schöne, unvermählte Gräfin Marie Aurora von Königsmark, welche, wie Jedermann zur Genüge bekannt war, seit etwa zwei Jahren am Dresdener Hofe mit dem jungen Kurfürsten August einen sehr vertraulichen Liebesverkehr gepflogen hatte.

Dieser galante Fürst, welcher in dem darauffolgenden Jahre die Krone Polens erlangte, hatte bekanntlich zum Unglücke für sein Stammland während seiner fast 39jährigen Regierung eine grosze Anzahl von Liebesverhältnissen. Es würde daher nicht eben unmöglich erscheinen, wenn, wie die durch ihre geistreiche Medisance mehr, als durch ihre Wahrheitsliebe glänzende Markgräfin Amalie von Bayreuth berichtet, August die ansehnliche Zahl von 354 Nachkömmlingen hinterlassen hätte. Da uns jedoch die Markgräfin die Nachweise vorenthält, auf welche sich ihr Calcül stützt, so sieht sich der ernste Geschichtsforscher nicht in der Lage, jene Behauptung der hohen Dame bestätigen zu können, besonders da die Zahl der wirklich bekannt gewordenen auszerehelichen Kinder August's nur eine verhältnissmäszig kleine ist. Dabei muss wohl berücksichtigt werden, dass damals die Furcht vor der heutzutage der unehelichen Geburt anhängenden Schande weder Mütter, noch Kinder abzuhalten pflegte, mit ihren Ansprüchen aufzutreten: das Blut der Könige galt in jenen Zeiten für so kostbar und geheiligt, dass dasselbe selbst in den Adern der illegitimen Abkömmlinge noch Gegenstand der Verehrung war, und die Mütter derselben hatten so wenig Grund sich des vertraulichen Umganges mit Fürsten zu schämen, dass sie und ihre Familie im Gegentheile in einem solchen Verhältnisse den gröszten Stolz suchten. Dennoch sind von der illegitimen Nachkommenschaft August's II. neben vier Töchtern nur noch eben so viele Söhne desselben — der Graf Moritz von Sachsen, der Graf

Friedrich August Rutowski, der Chevalier Johann Georg de Saxe und der Graf Friedrich August von Cossell —, auszerdem aber weitere natürliche Kinder des Königs weder zu dessen Lebzeiten, noch nach dessen Tode bekannt geworden.

Die vier Söhne hatten vom Vater insgesammt die ritterliche Tapferkeit geerbt, welche dem Blute der Wettiner eigen ist und in dem Charakter des, sonst von der Geschichte nicht unverdientermaaszen hart verurtheilten Königs die glänzendste Seite bildete. Obgleich aber Allen die höchsten Sprossen der militairischen Ehrenleiter bereits in früher Jugend erreichbar gemacht wurden, zeigt sich doch blos der älteste derselben, Graf Moritz von Sachsen, von wahrem Feldherrngeiste beseelt; ihm allein von allen Söhnen August's hat die Göttin des Ruhmes die Stirn geküsst und den Lorbeer gereicht.

Stammte doch aber auch die von der Natur mit seltenem Liebreize ausgestattete Mutter jenes Moritz aus einem Geschlechte, in welchem hohe Geistesgaben, ungemessener Ehrgeiz und Thatendurst sowie eine gewisse, dem Abenteuerlichen sich zuneigende Genialität Gemeingut der Familie zu sein schienen. Unser Held gehört seiner ganzen Natur nach, mochte auch sein Aeuszeres, seine gewaltige Körperkraft und manche Charaktereigenschaft noch so sehr an den Vater erinnern, so ganz dem Königsmark'schen Geschlechte an, dass ein flüchtiger Rückblick auf seine mütterlichen Vorfahren selbst hier in dem kurzen Abrisse seiner Lebensgeschichte unerlässlich erscheint.

Der Stammort der alten, schon an den Kämpfen und Fehden des Mittelalters lebhaft betheiligt gewesenen Familie Königsmark, von dem dieselbe den Namen entlehnt hat, liegt im Seehausen'schen Kreise der Altmark.

Aurora's Groszvater, Johann Christof Königsmark (geb. 1600), erwarb im dreiszigjährigen Kriege als Schwedischer Feldmarschall neben den Horn, Wrangel, Banner, Torstensohn und Bernhard von Weimar einen bedeutenden Ruf. Er war, als Gustav Adolf 1630 in Deutschland landete, aus Kaiserlichen in Schwedische Dienste getreten; ein Wechsel, den alte Familienbeziehungen zu Schweden und die bei allen Königsmarken festbegründete Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben herbeigeführt haben mochten. Nach dem Frieden erhielt Königsmark die Statthalterschaft des Herzogthums Bremen und des Fürstenthums Verden; 1650 wurde er mit Horn und Wrangel in den Grafenstand erhoben und zum Reichsrath ernannt, womit zugleich reiche Geschenke an Grundbesitz verbunden

waren. Der Marschall hatte bereits während des Krieges durch schonungslose Erpressungen grosze Schätze zusammengerafft; in Schweden, wo er als Ausländer ohnehin verhasst war, giebt man ihm schuld, dass ganz besonders durch ihn und seine verwilderten Kriegsschaaren nach Gustav Adolfs Tode der Schwedische Name in Deutschland so tief in Verruf gerathen sei. Einen ansehnlichen Theil des auf solche Weise erworbenen Geldes verwendete Königsmark, bei Stade, seinem Statthaltereisitze, mit fürstlicher Pracht ein Schloss aufzuführen, welches er nach seiner Gattin, einer geborenen von Lehsten, Agathenburg nannte. Als er 1663 während eines Besuches der Schwedischen Hauptstadt in dieser verstarb, hinterliesz er seiner Wittwe und seinen drei Söhnen ein Vermögen, welches ein sicheres jährliches Einkommen von 130,000 Thalern gewährte.

Von seinen Söhnen ziehen nur zwei, der älteste Konrad (Kurt) Christof, Aurora's Vater, und der diesem folgende, Otto Wilhelm, der Eroberer Morea's, unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Otto Wilhelm galt zu seiner Zeit als groszer Gelehrter; von der Universität Jena war er noch im Jünglingsalter zum Rector magnificus erwählt worden. Er hatte bereits verschiedenen Mächten mit Auszeichnung im Kriege gedient, als die Republik Venedig den bewährten General an die Spitze ihres Landheeres in Morea stellte. Von seiner gleichfalls durch Gelehrsamkeit glänzenden Gattin aus dem Geschlechte der Brahe begleitet, unterwarf er der Republik durch Vertreibung der Türken ganz Morea. Dankbar ehrten die Venetianer das Andenken an ihren siegreichen Feldherrn, als dieser am 16. September 1688 zu Negroponte dem Kriegstyphus erlag, indem sie ihm eine Bildsäule mit der Inschrift: „Semper victori" errichteten.

Konrad Christof Königsmark war mit der Tochter des berühmten Schwedischen Feldmarschalls Wrangel und einer Prinzessin von Pfalz-Sulzbach vermählt. Aus dieser Verwandtschaft erklären sich die nahen Beziehungen, in welchen die Kinder Konrad Christof's — er hinterliesz, als er 1673 in der Blüthe seiner Jahre als Holländischer General bei der Belagerung von Bonn getödtet wurde, zwei Söhne und zwei Töchter — zu der Schwedischen Aristokratie sowohl, als zu vielen Deutschen Fürstenhäusern standen.

Der ältere von Konrad Christof's Söhnen, Karl Johann, ist der durch seine ans Fabelhafte grenzende persönliche Tapferkeit, sein unstätes, abenteuerlustiges Leben und seine zahllosen Liebesbeziehungen bekannte Glücksritter, welcher, nachdem er dem Malteserorden in Spanien und Frankreich gedient hatte, endlich zu seinem Oheim

Otto Wilhelm nach Griechenland ging und hier, noch nicht 27 Jahre alt, am 28. August 1686 vom Fieber hinweggerafft wurde.

Philipp Christof, der jüngere Sohn Konrad Christof's, machte auf seinen Reisen oder im Niederländischen Feldzuge, dem er beiwohnte, die Bekanntschaft des damaligen Prinzen Friedrich August, späteren Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, durch dessen Vermittelung er als Sächsischer Oberst angestellt wurde. Er trat alsdann in Hannöversche Dienste; sein späteres tragisches Schicksal, seine Beziehungen zur Gemahlin des Kurprinzen, nachmaligen Königs Georg's I. von Groszbritannien, und sein plötzliches Verschwinden in einer Julinacht des Jahres 1694, sind wohl genugsam bekannt.

Die Gräfin Königsmark, Konrad Christof's Wittwe, eine hochgebildete Frau, lebte nach dem Tode ihres Gemahls, ganz der Erziehung ihrer beiden Töchter gewidmet, abwechselnd auf ihren Gütern im Bremenschen, in Stade oder in dem vom Kriege wenig berührten Hamburg. Sie starb 1691.

Die eine Tochter, Amalie Wilhelmine, war seit 1689 mit dem Kursächsischen General Grafen Axel Löwenhaupt vermählt. Zu dieser Schwester begab sich Marie Aurora bald nach dem räthselhaften Verschwinden ihres Bruders, um angeblich den jungen Kurfürsten August zu bestimmen, zu ihren Gunsten in einem Erbschaftsprocesse mit einem Hamburger Geschäftshause zu interveniren. Dies mag indessen wohl nur ein Vorwand gewesen sein, um sich dem galanten Kurfürsten zu nähern; denn die damals 26jährige Aurora besasz neben ihren körperlichen Reizen zwar eine, besonders damals bei Frauen selten geistige Bildung*), aber auch einen hohen Grad von Leichtsinn und Coquetterie, und ihre früheren Beziehungen zu demselben Kurprinzen von Hannover, mit dessen Gemahlin ihr Bruder das so unglücklich endende Verhältniss hatte, sind mindestens sehr zweideutiger Natur.

Bekanntlich erreichten mit der Geburt unseres Moritz die näheren persönlichen Beziehungen Aurora's zu dem inzwischen König gewordenen Kurfürsten Friedrich August ein ziemlich plötzliches Ende. Kurz nach ihrer Entbindung liesz sie den Knaben nach Hamburg, dann nach Berlin und endlich nach Warschau bringen. 1703 finden wir denselben in Breslau, in dessen Nähe Aurora 1698 das Gut

*) Neben der Deutschen und Schwedischen Sprache war ihr auch die Französische und Italienische vollkommen geläufig, sie verstand Latein, und Voltaire rühmt ihre anmuthigen Französischen Verse. Dabei sang sie trefflich, spielte Laute und Gambe, zeichnete und malte.

Wilxen gekauft hatte, gleich darauf aber in Leipzig, wo er der Obhut eines Französischen Erziehers Delorme und eines Sousgouverneurs d'Alençon anvertraut ist. Auf Befehl des Königs, der sich nun „des jungen Grafen Moritz", wie derselbe bis 1710 ausschlieszlich genannt wird, ernstlich annahm und zu seinem Unterhalte und seiner Erziehung ein Jahresgehalt von 3000 Thalern aussetzte, wurde 1704 der Knabe mit seinen beiden Führern nach Holland gesendet. Man versprach sich wohl von dieser Ortsveränderung einen günstigen Einfluss auf dessen geistige Entwickelung, denn zum groszen Kummer seiner klugen Mutter zeigte derselbe zum Lernen ebensowenig Lust, als Anlage; Delorme, der auch gerade kein pädagogisches Talent besessen zu haben scheint, erklärte, es stecke in dem Knaben eine Mischung von „stupidité" und „légéreté", die er nicht zu bekämpfen wisse; er verliesz daher auch im folgenden Jahre im Haag seinen Zögling, und dieser wurde nun einem Deutschen, Herrn von Stötteroggen, ehemaligem Offizier, anvertraut.

Moritz selbst macht sich später in seinen Memoiren*) über seine geringe Lernfähigkeit und Zerstreutheit lustig; wenn er in einem Buche studirt habe und dann befragt worden sei, bis wohin und was er gelesen, habe er nie mit einer Silbe darüber Aufschluss geben können; ebenso gering seien seine Leistungen in der Arithmetik gewesen. Dagegen habe er gewandt und schnell im Kopfe gerechnet und die Holländische Sprache ohne Unterricht in sechs Monaten erlernt; er sei eben ganz wie der Teufel gewesen, „qui fait ce qu'on ne lui demande pas".

In der Einleitung zu den gedachten Memoiren sagt Moritz, dass er den Anfang seines Lebens erst von seiner Verpflichtung zur Fahne an rechne. Er war zu diesem Zwecke gegen Ende des Jahres 1708 aus Holland nach Sachsen zurückberufen worden, wo er den General Schulenburg, einem Freunde seiner Mutter, übergeben wurde, welcher auf Befehl des Königs die militairische Leitung des dreizehnjährigen Knaben übernahm.

Schulenburg, der 1702 aus Savoyischen in Sächsische Dienste getreten war, hatte sich durch seinen glücklichen Feldzug 1704 in Polen und besonders durch sein rühmliches Rückzugsgefecht bei Punitz, in welchem er mit geringen Streitkräften gegen die treffliche Schwedische Reiterei unter Karl's XII. persönlicher Führung

---

*) Eine Abschrift dieser Memoiren, 36 Folio-Seiten umfassend, befindet sich im Hauptstaatsarchive zu Dresden. Wie Alles, was Moritz schrieb, sind dieselben in Französischer Sprache verfasst.

Widerstand geleistet hatte, einen bedeutenden Ruf als Feldherr erworben. Er war der erklärte Feind des Generals Grafen Flemming, des intriguanten, als Führer nur mittelmäszig befähigten, aber sonst keineswegs unbedeutenden Günstlings des Königs. Wie die Königsmarke einem vornehmen Geschlechte der Altmark entstammend, war Schulenburg in freundschaftliche Beziehungen zu Aurora getreten, mit der er einen regelmäszigen Briefwechsel unterhielt.

Es bedurfte nichts weiter, um Flemming auch gegen den jungen Moritz einzunehmen, und wirklich hatte dieser lange die Feindschaft des allgewaltigen Mannes zu empfinden.

So hoch auch die geistige Begabung Schulenburg's und seine Talente als Truppenführer gewesen sein mögen, eine dem Feldherrn unerlässliche Eigenschaft ging ihm leider ab: er verstand sich nicht auf die Kunst, die Gemüther seiner Untergebenen durch Liebe oder Furcht zu beherrschen; die Zeit seiner Commandoführung bietet ein unerquickliches Bild des Zerwürfnisses mit seinen Unterbefehlshabern, gegenseitiger Anklagen und Beschuldigungen, endloser Unzufriedenheit und Nörgelei. Eine gewisse pedantische Selbstgefälligkeit*) Schulenburg's mag zu diesem, für das Sächsische Heer sehr verhängnissvollen Verhältnisse den Anlass gegeben haben; man kann jetzt noch die militairischen Berichte Schulenburg's nicht ohne ein Gefühl des Missbehagens lesen, wenn er in denselben in sehr wortreicher und salbungsvoller Weise seine Grundsätze entwickelt und sich selbst dabei je nach den Umständen mit Julius Cäsar oder Fabius Cunctator vergleicht. So kam es, dass, als er im Jahre 1711, verletzt darüber, dass die durch den Tod des Barons Ogilvy erledigte Stelle eines Feldmarschalls dem allerdings älteren General Flemming und nicht ihm übertragen wurde, den Sächsischen Dienst verliesz und in den der Republik Venedig übertrat, sein Ausscheiden in der Armee nicht so beklagt wurde, wie seine Talente, seine Bildung und sein ehrenhafter Charakter wohl verdient hätten.

Dem ausdrücklichen Befehle des Königs entsprechend musste Moritz am 6. Januar 1709 in Schulenburg's Corps nach Flandern abmarschiren und zwar marschiren in des Wortes vollster Bedeutung, zu Fusz mit dem Gewehr auf der Schulter, denn seinem Wunsche, bei der Cavallerie eintreten zu dürfen, war nicht entsprochen worden. Den 15. Januar liesz Schulenburg auf dem Schlachtfelde von Lützen seine Truppen zur Revüe aufstellen und nahm die feierliche Verpflichtung des jungen Kriegers vor, welche er, mit der Hand auf den

*) Flemming bezeichnet ihn in seiner boshaften Schreibweise als „archisage“.

Stein gestützt, der die Stelle bezeichnet, wo Gustav Adolf den Heldentod starb, mit einer schwungvollen Anrede einleitete. Bei der Fortsetzung des Marsches lief sich Moritz die Füsze wund und erhielt Erlaubniss, sich aufs Pferd zu setzen; da er jedoch bemerkte, dass die Leute darüber unter sich spotteten, suchte er sobald als möglich wieder in Reih und Glied zu kommen.

Trotz der Strenge, welche man bei Moritz's militairischer Erziehung in Anwendung brachte, wurde er doch als Grand-Seigneur behandelt, denn der König hatte ihn für den Feldzug mit einer vierspännigen Equipage und zwölf Maulthieren ausgestattet. Es wurden ihm ein besonderer Stallmeister und mehrere Diener gehalten, und, was seinem Geschmacke weniger entsprach, auch ein Gouverneur beigegeben.

Seine ersten Waffenthaten verrichtete Moritz bei der am 6. Juli begonnenen Belagerung von Tournay. Es wird erwähnt, dass er bei einem Rencontre am 10. September beinahe gefangen worden sei; dagegen kam er am darauf folgenden Tage in der Schlacht bei Malplaquet nicht ins Feuer, da ihm Schulenburg vorsichtigerweise und zur Beruhigung der ängstlichen Mutter, aber wohl kaum zur Freude des noch nicht dreizehnjährigen Knaben, während des Vorrückens bei der Reserve zurückzubleiben befahl.

Nach Beendigung des Feldzuges 1709 fasste Schulenburg im Einverständnisse mit dem Könige und Aurora die Betreibung ernster wissenschaftlicher Studien für Moritz ins Auge. Dieser blieb unter Stötteroggen's Aufsicht in den Niederlanden zurück; Schulenburg selbst entwarf den Beschäftigungsplan; die vorgezeichneten Lehrstunden sollen genau, „avec une horloge de sable sur la table", innegehalten werden. Trotzdem scheinen die Erfolge dieser Bestrebungen weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben zu sein; die Erinnerungen an den Feldzug mögen die Neigung zu den Wissenschaften bei dem ohnehin genug zerstreuten Knaben ebensowenig befördert haben, als das unstäte Umhertreiben von Ort zu Ort, von Brüssel nach dem Haag und von da nach Utrecht.

Schulenburg, von der richtigen Ansicht geleitet, dass das vorgesetzte Ziel so unmöglich erreicht werden könne, und doch von der Nothwendigkeit einer geordneten wissenschaftlichen Ausbildung seines Pflegebefohlenen durchdrungen, machte damals den Vorschlag, denselben in das Jesuitencollegium zu Brüssel aufnehmen zu lassen; der General stiesz jedoch dabei auf den heftigen Widerstand der Mutter, welche mit Eifersucht darüber wachte, dass ihr Sohn dem

lutherischen Glauben, in dem er getauft und bisher erzogen worden war, durch äuszere Einflüsse nicht entfremdet werde.

Zu jener Zeit begann bereits auch die drückende Finanznoth, welche Moritz seitdem durch den längsten Theil seines Lebens begleitete. Vergebens erhöhete der König auf Aurora's bewegliche Vorstellung das zum Unterhalte ihres Sohnes ausgesetzte Jahresgehalt auf 4000 Thaler; auch diese Summe zeigte sich für die Bedürfnisse, welche Stötteroggen zum Haushalte des jungen Cavaliers unerlässlich erachtete, unzureichend.

Der Wiederausbruch des Krieges in Flandern 1710 machte zur groszen Freude des widerwilligen Schülers dem wissenschaftlichen Wintercursus ein Ende; er durfte sich zur Armee begeben und wohnte den Belagerungen von Douay, Béthune und Aire bei. Für Liebhaber historischer Sentenzen erwähnen wir, ohne für die Wahrheit eine Gewähr zu übernehmen, dass der Prinz Eugen, welcher im Feldzuge 1710 die Kaiserliche Armee befehligte, an den allzukühnen Jünglingsmuth Moritz's den Warnungsruf habe ergehen lassen: „Jeune homme, apprennez à ne pas confondre la témérité avec la valeur."

Kaum war dem damaligen Kriegsbrauche gemäsz die Armee nach beendigtem Feldzuge wieder in die Winterquartiere gerückt, so begann auch für Moritz in Utrecht wieder die Qual des Lernens. Zu seiner groszen Befriedigung unterbrach jedoch ein Schreiben Flemming's vom 3. December 1710 die unfruchtbaren Studien; König August, erfreut über den Ruf der Tapferkeit, den Moritz in zwei Feldzügen erworben, rief ihn nach Sachsen zurück, wo sein Einkommen durch Verleihung des Rittergutes Schköhlen auf etwa 10,000 Thaler erhöht ward.

Nächstdem war es den dringenden Bitten Aurora's auch gelungen, den König zur förmlichen Anerkennung des Sohnes als Graf von Sachsen zu bewegen, welche im Jahre 1711 erfolgte, wenn auch im Sächsischen Staatsarchive eine bezügliche Urkunde nicht aufzufinden ist.

Noch in demselben Jahre begleitete Moritz den König nach Pommern, wo er während der Feldzüge 1711 und 1712 bei wiederholten Gelegenheiten des kleinen Krieges seinen Muth bezeigen konnte, an dem einzigen gröszeren Treffen, dem bei Gadebusch am 20. December 1712, jedoch nicht zugegen gewesen zu sein scheint.

Das Verhältniss zu Flemming, der in diesem Feldzuge das Commando über die Sachsen führte, gestaltete sich im Verlaufe des

Jahres 1712 besser; auch Aurora wusste die Gunst des einflussreichen Mannes, die ihr nach Schulenburg's Entlassung doppelt werth sein musste, zu gewinnen und trat sogar mit demselben in Briefwechsel.

Im September 1713 ertheilte der König dem Grafen Moritz von Sachsen das Beust'sche Kürassier-Regiment, indem er gleichzeitig dessen Pension um 2000 Thaler erhöhte. Das Regiment befand sich zu dieser Zeit auf dem Marsche nach Sandomierz, dem Sammelplatze der Sächsischen Truppen in Polen; da jedoch eine kriegerische Thätigkeit zunächst nicht zu erwarten war, so blieb Moritz bis zum Schlusse des Jahres 1713 am Hofe des Königs zu Warschau in der anziehenden Gesellschaft geistreicher, frivoler Frauen, welchen der kaum in das Jünglingsalter eingetretene Moritz mit einer Bereitwilligkeit huldigte, die das Blut des galanten Vaters ebensowenig, als das seiner mütterlichen Familie verleugnete.

Durch das ausschweifende Leben und Treiben in dem lustigen Warschau immer tiefer und tiefer in Schulden gerathen, langte Moritz in den letzten Tagen des Jahres 1713 in Dresden an. König August mochte über die Verschwendung seines Abkömmlings, so sehr es ihn vielleicht sonst ergötzte, in dessen Neigungen und Charakterzügen bisher sein treues Ebenbild zu erkennen, um so weniger erbaut sein, als seine Cassen zur Bestreitung der eigenen Bedürfnisse sich stets unzureichend erwiesen. Er fasste daher den Plan ins Auge, sich der Sorge um den kostspieligen Gast seines Hauses baldmöglichst zu entledigen und bewerkstelligte dies durch persönliche Vermittelung einer guten Partie, indem er den leichtfertigen Moritz mit der gleichfalls noch in fast kindlichem Alter stehenden reichen Erbtochter einer alten, angesehenen Sächsischen Familie, Victoria von Löben, verlobte. Dass das wenig begabte und trotz ihres Reichthums mangelhaft erzogene Landfräulein am wenigsten geeignet erschien, eine bereits so verdorbene, zügellose Natur, wie die des siebzehnjährigen Moritz zu fesseln, kam dabei nicht in Frage. Die Hochzeit wurde mit groszem Glanze am 12. März 1714 in Moritzburg gefeiert, jenem anmuthig gelegenen Jagdschlosse, welches zwanzig Jahre zuvor schon so feenhafte Lustbarkeiten zu Ehren der Mutter des Bräutigams gesehen hatte.

Der Verlauf der Ehe war so unglücklich, wie nur möglich. Die junge Gattin sah sich von dem, nach der Besitzergreifung des eheweiblichen Vermögens doppelt ausschweifenden Gemahl gleich nach der Hochzeit aufs rücksichtsloseste behandelt und vernachlässigt; ein Kind starb bald nach der Geburt. Die beklagenswerthe Frau

fand zwar, nachdem ihre Versuche, Moritz zu einem anderen Verhalten zu bewegen, sich fruchtlos erwiesen, anscheinend eine Zuflucht bei der Schwiegermutter, gerieth bei derselben aber nur aus der Scylla in die Charybdis, denn die listige, von Jugend auf mit allen Ränken vertraute Aurora hatte nur Interesse dafür, den zärtlich geliebten Sohn aus den Fesseln eines unbequemen Ehestandes zu befreien, nachdem die Vortheile desselben ausgebeutet waren, d. h. die Güter der Gattin mit Schulden nicht weiter belastet werden konnten. Sie verstand es meisterhaft, die junge, arglos „unbesonnene und dabei leichtfertige und sinnliche“ Frau in eine Lage zu versetzen, welche die eigenen Worte der bösen Schwiegermutter: „Il faut lui lâcher la bride; elle se perdra infalliblement“, hinlänglich bezeichnen; die Verleumdung musste die Anklagen ergänzen, welche man darauf dem Könige gegenüber wider den Lebenswandel der Gräfin erhob. Endlich ertheilte dieser seine Einwilligung zur Trennung der Ehe; die gerichtliche Scheidung im Frühjahre 1721 liesz den Vorhang über eins der widerwärtigsten Bilder niederfallen welche uns die Sittengeschichte jener Zeit bietet. Die geschiedene, Gräfin heirathete später einen Hauptmann von Runkel, welcher in das völlig zerrüttete Vermögen Victoria's, von welchem in der kurzen Zeit ihres ersten Ehestandes über 200,000 Thaler durchgebracht worden waren, wieder einige Ordnung brachte. Dass die zweite Ehe derselben eine glückliche blieb, spricht zu Gunsten der in ihrem Rufe schwerer noch, als in ihren finanziellen Verhältnissen geschädigten Frau.

Die äuszeren, besonders die militairischen Erlebnisse unseres Helden während seines kurzen Ehestandes waren ziemlich bewegte, und der Nachweis seiner Betheiligung an den Kampfen der Sächsischen Truppen auf den verschiedensten Kriegstheatern stöszt auf Schwierigkeiten, welche trotz der emsigsten Forschungen nicht gänzlich zu beseitigen sind. Unzweifelhaft hat Moritz mit seinem Regimente 1715 am Feldzuge Antheil genommen und Stralsund, den letzten Zufluchtsort des vom Glücke verlassenen Karl's XII., mit belagern helfen. Nach der Eroberung Stralsunds marschirte das Sächsische Contingent im Januar 1716 unter des Generallieutenants von Seckendorff Führung nach dem nördlichen Polen ab, um den dort ausgebrochenen Aufstand zu bekämpfen. Moritz scheint für seine Person sein Regiment hier verlassen zu haben, um sich zu dem übrigen Theile der Sächsischen Armee bei Sandomierz zu begeben. Auf dieser Reise, im Vertrauen auf die Nachricht von einem mit den Conföderirten abgeschlossenen Waffenstillstande, nur von fünf

Offizieren und zwölf Bedienten begleitet, wurde Moritz beim Mittagsessen in dem Dorfe Krosniec (Crachnitz) von mehreren Hundert berittenen Aufrührern überfallen. Er vertheidigte sich jedoch mit seinem kleinen Häuflein mit der ihm angeborenen, an seinen Oheim mütterlicher Seits erinnernden, hartnäckigen Todesverachtung, indem er aus allen Fenstern des hölzernen Gebäudes feuern und die in das Erdgeschoss eingedrungenen Angreifer durch den Fuszboden hindurch mit Kugeln begrüszen liesz, so dass diese viel Leute verloren. Aber auch von Moritz's Begleitern wurden mehrere getödtet; er selbst erhielt einen Schuss in den Schenkel. Endlich, nach fünfstündigem Kampfe, erlahmte die Kraft der Angreifer, welche wunderbarerweise keinen Versuch gemacht zu haben scheinen, das Haus in Brand zu stecken und sich begnügten, dasselbe Nachts zu umstellen. Mit vierzehn Mann, die, zum Theil verwundet, ihm noch übrig blieben, benutzte aber Moritz die Dunkelheit zu einem erfolgreichen Ausfalle. Die Wachen wurden niedergehauen, die nöthigen Pferde schnell erbeutet, und ehe der geringste Widerstand geleistet werden konnte, hatte Moritz mit seinen Begleitern das Weite erreicht. So gelangte er glücklich nach Sandomierz; den 22. März 1716 finden wir ihn aber bereits, von seiner Wunde geheilt, wieder in Breslau und den 15. April mit dem Könige in Danzig.

Es ist jetzt als ziemlich festgestellt zu betrachten*), dass, als die Eröffnung der Pacificationsverhandlungen zu Lublin am 13. Juni 1716 die Beendigung der Polnischen Unruhen, welche nach dem Nordischen Kriege die Wiederherstellung der gesetzlichen Zustände in dem unglücklichen Lande noch lange verzögert hatten, in Aussicht stellte, der nach kriegerischer Auszeichnung mehr, als nach der Rückkehr zu der vernachlässigten Gattin verlangende Moritz ungesäumt nach Ungarn eilte, um dort noch an dem glorreichen Feldzuge des Prinzen Eugen theilnehmen zu können. Es glückte ihm auch, noch vor der Schlacht bei Peterwardein (5. August) einzutreffen und diesem Siege des Kaiserlichen Heeres beizuwohnen. Auch im Feldzuge des folgenden Jahres 1717, der von Eugen am 9. Juni eröffnet wurde, befand sich Moritz in Ungarn und focht an der Seite des berühmten Feldherrn in der blutigen Schlacht, welche dieser am 16. August den Türken unter den Mauern von Belgrad lieferte.

Obgleich Sachsen noch 1718 dem Kaiser ein Corps von 6000

*) Man vergleiche über die Theilnahme Moritz's an den Ungarischen Feldzügen 1716 und 1717 in Ungarn das 1867 erschienene Werk des Grafen C. F. von Vitzthum: „Maurice Comte de Saxe.“ S. 327 bis 330.

Mann gegen die Türken ins Feld stellte, so waren bei dessen Eintreffen in Ungarn doch bereits die Verhandlungen eingeleitet, welche am 21. Juli desselben Jahres zum Abschlusse des Passarowitzer Friedens führten. Für Sachsen hatte daher thatsächlich mit der Beendigung des Polnischen Insurrectionskrieges durch den Frieden von Warschau (den 1. Februar 1717) die seit dem Ausbruche des Nordidischen Krieges fast ununterbrochene kriegerische Thätigkeit ein Ende erreicht, und der aufs äuszerste erschöpfte Zustand des Landes erheischte dringend eine Abrüstung des Heeres. Ein Befehl des Königs ordnete daher auch sofort nach dem Wiedereinrücken der Truppen in Sachsen im Frühjahre 1717 die Auflösung von vier Küרassier-, vier Dragoner- und zwei Infanterie-Regimentern an.

Die Rechte der Regimentsinhaber aber waren damals sehr wichtige und tiefeingreifende, und man glaubte mit der speciellen Bezeichnung der aufzulösenden Regimenter nicht schonend genug verfahren zu können, zumal auch eine pecuniäre Schädigung ihrer Inhaber sich nicht vermeiden liesz. Die Entscheidung ward daher dem Loose anheimgestellt, und Moritz, welcher zufällig bei dieser Gelegenheit abwesend war, hatte das Unglück, dass sein Stellvertreter für ihn eine schwarze Kugel zog und er dadurch seines Inhaberpostens verlustig wurde. Da er von jeher gerade für die taktische Ausbildung der Truppen viel Sinn und Interesse hatte, ward er von diesem Schicksale sehr schmerzlich berührt; er verlor damit einen Wirkungskreis, in dem er selbst im Frieden hätte Treffliches leisten können und verfiel in seinem Unmuthe nun völlig seinen Leidenschaften, den Ausschweifungen des Spiels und der sinnlichen Liebe. Sein Gesuch, dem kleinen, 1718 nach Ungarn abgehenden Sächsischen Contingente sich anschlieszen zu dürfen, wurde abfällig beschieden; wir haben bereits gesehen, dass er dadurch eben keine neue Gelegenheit zur Auszeichnung versäumte. Es geschah wohl, um Moritz etwas zufriedener zu stimmen, dass ihm der König im Januar 1719 den Polnischen Weiszen Adlerorden verlieh; im August desselben Jahres fanden die Vermählungsfeierlichkeiten des Kurprinzen Friedrich August mit der Erzherzogin Marie Josefe statt, bei welchen Moritz dadurch Aufsehen erregte, dass er, bei einer Thierhatze zu Pferde einen Hirsch verfolgend, diesem mit einem Hiebe den Kopf abschlug, und so Zeugniss ablegte, dass sich des Vaters bewunderungswürdige Körperstärke und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen auf ihn vererbt hatte.

Weder die Freigebigkeit des Letzteren, noch das ansehnliche Vermögen der Gattin hatten inzwischen der drückenden Finanznoth,

in der sich Moritz fortwährend befand, Abhülfe zu bereiten vermocht. Eine neue Erhöhung seines Jahrgehaltes um 6000 Thaler, welche im April 1719 der König bewilligte, besserte seine Lage nur wenig; noch im Jahre 1730 wurde ihm an Stelle dieser 6000 Thaler die Herrschaft Tautenberg in Thüringen verliehen, welche er für 10,000 Thaler an die Rentkammer verpachtete. Einschlieszlich dieser Pachtsumme beliefen sich zuletzt, von den viele Tausende betragenden auszergewöhnlichen Unterstützungen Seiten des Königs abgesehen, die regelmäszigen Bezüge des Grafen Moritz aus Sachsen auf 27,750 Thaler.

Man hat vielfach behauptet, dass der Grund, welcher Moritz veranlasste, den Sächsischen Dienst zu verlassen und in den Französischen überzutreten, ähnlich wie bei Schulenburg in seinen Zerwürfnissen mit dem Feldmarschalle Flemming zu suchen sei. Wir haben aber gesehen, dass an Stelle der üblen Beziehungen, welche allerdings anfangs zwischen Moritz's Mutter und dem Grafen Flemming bestanden und sich unleugbar mit auf den Sohn übertragen hatten, seit Schulenburg's Entfernung aus Sachsen ein freundschaftliches und fast vertrauliches Verhältniss getreten war. Dieses wurde nur vorübergehend zwischen Moritz und dem Feldmarschall durch den völlig ungerechtfertigten Unmuth des Ersteren gestört, als derselbe den Verlust seines Regimentes als persönliche Zurücksetzung auffasste und sich in diesem Sinne beim Könige beschwerte. Flemming zeigte sich übrigens, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, dem Sohne seines Monarchen gegenüber bei dieser Gelegenheit sehr versöhnlich. Auch als später die persönlichen Beziehungen zwischen Moritz und Flemming durch die Kurländischen Angelegenheiten abermals getrübt wurden, ist dem Letzteren durchaus nicht nachzuweisen, dass er sich bei den der Sache Moritz's allerdings ungünstigen Rathschlägen, welche er dem Könige ertheilte, mehr von Hass und Neid gegen jenen, als von warmem Interesse für diesen und seiner Pflicht als Minister habe leiten lassen.

Wir müssen daher die Veranlassung, welche den Grafen von Sachsen bewog, die Dienste seiner Heimath mit denen Frankreichs zu vertauschen, anderwärts suchen, und in der That finden wir, dass der erste Anstosz dazu von dem Könige, seinem Vater, selbst ausging.

Moritz hatte 1720 die Musze, die der ungestörte Friede und die Mittel, welche die im Jahre zuvor erlangte Pensionserhöhung — von dem Vermögen der unglücklichen Gattin war wohl damals kaum

noch etwas flüssig zu machen — gewährten, zu einer Vergnügungsreise nach Paris benutzt.

Natürlich stürzte sich derselbe hier, wo die widerlichen Ausschweifungen des Regenten und der Law'sche Schwindelgeist sich gerade damals zum sittlichen Verderben Frankreichs die Hand gereicht hatten, in den wildesten Strudel der Vergnügungen; was feile Frauen ihm übrig lieszen, verschlangen die wüsten Dämonen des Spiels.

Die Kunde von dem Treiben des am Hofe des Regenten mit groszer Zuvorkommenheit aufgenommenen jungen Grafen von Sachsen gelangte bald nach Dresden zu den Ohren August's. Mag dessen sittliche Entrüstung darüber auch noch so gering gewesen sein, soviel musste ihm klar werden, dass seine ohnehin erschöpften Cassen die Verschwendung dieses nur allzusehr in die Fuszstapfen des Vaters tretenden geistvollen Wüstlings schwerlich würden ertragen können, wenn er, wozu August wohl am wenigsten bereitwillig gewesen wäre, nicht auf Kosten des Sohnes sich selbst Entbehrungen auferlegen wollte. Der König mochte ferner erwägen, dass zunächst weder eine geeignete Beschäftigung, noch viel weniger aber eine für den Staat nutzbare Verwendung des jungen, zügellosen Cavaliers in Sachsen zu gewärtigen war. Die Schlichtung der Polnischen Wirren durch den Warschauer Frieden 1717 hatte endlich, wie bereits erwähnt, beiden Staaten August's die nach langen blutigen Kämpfen dringend nöthige Ruhe wiedergegeben. Namentlich hatte Sachsen unsägliche Leiden und Drangsale erduldet; Alle, der König nicht ausgenommen, fühlten hier das Bedürfniss eines längeren Friedens. In der That trat damals auch, von der Entsendung des kleinen Reichscontingentes 1718 nach Ungarn abgesehen, eine Reihe von Friedensjahren ein, welche einen so unruhigen Kopf, wie Moritz, unbeschäftigt gelassen oder, was dasselbe bedeutet hätte, ins Verderben gestürzt haben würden. Genug, August der Starke überzeugte sich, wie weiland König Philippus, dass für den Ehrgeiz seines Sohnes Macedonien zu klein, ganz besonders aber für dessen Verschwendungsliebe Sachsens Cassen unzureichend seien; er benutzte daher den Umstand, dass der Herzog von Orléans, der damalige Regent Frankreichs, wohl mehr noch durch die ihm sympathische Liederlichkeit des jungen Genossen seiner Ausschweifungen, als durch dessen damals in Frankreich noch wenig bekannten militairischen Verdienste bewogen, diesem die Stelle eines Maréchal-de-Camp mit 10,000 Lires Gehalt anbot, dem Sohne den Uebertritt in die Dienste Frankreichs um so angelegentlicher zu empfehlen, als

damals gerade die Beziehungen des Dresdener Cabinets zu dem Versailler sehr vertraulicher Natur waren.

Das bekannte Königsmark'sche Erbtheil in Moritz's Charakter, abenteuerlicher Thatendurst und unersättliche Ruhmbegierde, half dem jungen Helden über alle Bedenken hinweg, wenn solche überhaupt in seinem Gemüthe gegen den Wechsel des Vaterlandes aufgestiegen sind. War doch ein solcher zu jener Zeit im militairischen Dienste unter höheren, wie niederen Führern ein alltägliches Ereigniss, für welches sich in der mütterlichen Familie so zahlreiche Beispiele fanden.

Wenn übrigens der Königliche Vater sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, sich auf diese Art eines Theils der von Tag zu Tag immer kostspieliger werdenden Verpflichtungen gegen seinen leichtlebigen Abkömmling zu entledigen, so sah er sich in derselben insoweit getäuscht, als wenigstens für den Augenblick in Folge der Anstellung des Grafen Moritz im Französischen Dienste, welche im August 1720 erfolgte, dessen Anforderungen an die väterliche Casse nur um so gröszeren Umfang gewannen. Es handelte sich nämlich für den jungen General um den Erkauf eines Regimentes, und da Moritz dieses Geschäft nach seiner Art ganz en grand seigneur behandelte, musste dem Inhaber eines aus Deutscher Mannschaft bestehenden Französischen Infanterie-Regiments, einem Baron Spaar, für dasselbe ein so übertriebener Preis bezahlt werden, dass man, wie Flemming behauptet, den jungen Grafen in Sachsen statt dessen zum Generallieutenant ernennen und mit zwei Regimentern hätte begnädigen können. König August genehmigte zwar, als Moritz im September 1720 sich zur Betreibung seiner Angelegenheit persönlich in Dresden einfand, den Ankauf, und zeigte sich auf Aurora's dringliche Bitten sogar bereit, das Geld darlehnsweise zu gewähren, allein die Königlichen Cassen waren leer, und Moritz musste endlich sein Gut Schköhlen an die Sächsische Kammer verkaufen, um sich die erforderlichen Mittel zu verschaffen. Er verbrachte den Winter in den gewöhnlichen Hofvergnügungen zu Warschau und Dresden, wo er, obgleich sonst kein Tänzer und in der Wahl seiner Geliebten nichts weniger als von Standesrücksichten geleitet, der schönen Gemahlin des Lithauischen Groszfeldherrn Grafen Pociey huldigte.

Anfangs April 1721, alsbald nach der Entscheidung seines Eheprocesses nach Frankreich zurückgekehrt, widmete Moritz sich mit Eifer der taktischen Ausbildung seines Regiments, so dass die genialen Exercitien, welche er mit demselben anstellte, und die Wichtigkeit,

die er dabei der Vervollkommnung des Infanteriefeuers beilegte, schon damals das Auge der Kenner auf sich zog.

In den nächsen Jahren bis 1725 finden wir Moritz bald mit seinem Regimente, bald, zu unserem Erstaunen, mit mathematischen und technischen Studien*) ernst beschäftigt, bald auf häufigen Reisen nach Warschau, Dresden, England begriffen und im Taumel wüster Vergnügungen; in der Zwischenzeit aber unablässig über den abenteuerlichsten Entwürfen zur Befriedigung seines ruhelosen Ehrgeizes brütend. (Schluss folgt.)

VI.

Der Russisch-Türkische Krieg 1877.

III.

Nachdem am 1. Juli die Brücke bei Sistowo fertig gestellt war, erfolgte der Uebergang der Russischen Truppen auf dieser sowohl, als auf Flöszen und Kähnen. Bis zum 5. Juli befanden sich das VIII., IX., XIII. Corps, die 4. Schützen-Brigade, die Bulgarischen Freiwilligen und die combinirte Kosacken-Division auf Bulgarischem Boden. Letztere, unter Befehl des Generallieutenants Skobeleff, wurde zur Aufklärung des südlich vorliegenden Geländes verwendet. Diese Truppen-Abtheilung hatte den Zweck, der Operations-Armee vorauszueilen und besonders die Insurrection der Bulgarischen Bevölkerung ins Leben zu rufen. Sie ist zusammengesetzt 1) aus dem 2. Kuban'schen Regiment, sechs Sotnien, welche aus dem Linien-Regiment gebildet wurden, unter dem Commandeur Oberstlieutenant Kuscharenko, 2) dem Don'schen Kosacken-Regiment Nr. 30 mit der gleichen Sotnien-Anzahl unter dem Obersten Orlow, 3) dem Wladikawkas'schen Regiment, zur Kosacken-Armee des Terek-Flusses gehörig, vier Sotnien,

*) In artilleristischer Beziehung waren Moritz's unablässige Bestrebungen auf Herstellung eines möglichst erleichterten, mit Hinterladung versehenen Feldgeschützes gerichtet; seine vierpfündigen sogenannten Amüsetten, welche auf 3000 Schritt schossen, scheinen das zu jener Zeit Erreichbare geleistet zu haben. Daneben beschäftigte ihn eine Maschine, um Schiffe vermittelst durch Pferde bewegter Schaufelräder gegen den Strom zu führen, eine Erfindung, welche von der Académie des sciences geprüft und bewährt gefunden wurde.

unter dem Obersten Loewis of Menar, 4) dem Terek-Gorsk'schen berittenen irregulairen Regiment mit vier Sotnien unter Oberst Pankratow, 5) der berittenen Don'schen Kosacken-Berg-Batterie Nr. 1 mit sechs Geschützen unter dem Kosacken-Major Kostin.

In der Nähe von Biela, von wo aus gut erhaltene Straszen nach Rustschuk, Tirnowa und Plewna führen, stiesz General Skobeleff auf den Feind. Am 1. und 2. Juli fanden heftige Scharmützel statt, bei welchen es sich hauptsächlich um die bei Biela über die Jantra führende Brücke handelte. Diese Brücke ist eine der vollendetsten hydrotechnischen Bauwerke der Türkei. Sie ist aus festem Kalkstein äuszerst sorgfältig gearbeitet, neun Meter breit, mit zwölf Bogenöffnungen von je fünfzehn Meter Weite und mit schönen sculptirten Pfeilern versehen, die sehr sinnreich zum Widerstande gegen Eisgang und Hochwasser aufgeführt sind. Als am 3. Juli der Angriff Skobeleff's noch durch Russische Infanterie unterstützt wurde, räumten die Türken die Brücke und den Ort und zogen sich auf Tirnowa zurück, welches als Straszenknotenpunkt von gröszerer militairischer Bedeutung ist. (Von hier aus führen sowohl Straszen nach dem Schipka- und Elena-Pass, wie nach Sistowo und Rustschuk.) Vor der Stadt liegt auf einem schroffen Felsrücken, dessen Fusz das Wasser der Jantra auf drei Seiten umspült, das alte Königsschloss der Bulgaren, welches, obgleich sehr verfallen, seiner Unzugänglichkeit halber, doch noch immer von einiger militairischen Bedeutung ist. Die Stadt war Türkischer Seits mit 3000 Mann Redifs und einer Berg-Batterie besetzt, welche den anrückenden Russen nur einen geringen Widerstand entgegenzusetzen vermochten und sich auf Osman-Bazar zurückzogen, in dessen Nähe Safet Pascha eine gedeckte Stellung einnahm. Am 8. Juli besetzte General Gurko Tirnowa, in Folge dessen wurde das Hauptquartier von Sistowo nach Biela verlegt.

Während der Aufmarsch der Russischen Armee in Bulgarien nur sehr langsam vor sich ging, befestigten die Türken die Haupt-Uebergänge des Balkans. Am 13. Juli wurde dieses Gebirge aber durch das Detachement des Generals Gurko auf einem nur den einheimischen Bulgaren bekannten Saumpfade, von den Osmanen völlig unbemerkt, überschritten. Das betreffende Detachement bestand aus der 4. Schützen-Brigade, sechs Bulgarischen Drushinen, dem Kijew'schen Husaren-Regiment, einer Dragoner-Brigade, drei berittenen Batterien, zwei Compagnien Fusz-Kosacken, der Donischen Brigade, der Garde-Halb-Escadron, einer Uralischen Sotnie und zwei Batterien Berg-Artillerie, im Ganzen $10^1/_2$ Bataillone, 120 Schwadronen, $13^1/_2$

Sotnien, 16 Geschütze reitender Artillerie und 14 Berg-Geschütze. Der Uebergang erfolgte von Tirnowa aus auf der Strasze nach Elena, der Weg bog dann nach Süden ab über die Ortschaften Aplakowa, Boicoatzi und mündete über die Drensker Passhöhe westlich unweit des Dorfes Hainkoi. Seine Unwegsamkeit war so grosz, dass General Gurko sich veranlasst sah, in seinem officiellen Berichte an den Kaiser ganz besonders auf die Anstrengungen des Generals Rauch aufmerksam zu machen, der jenen Saumpfad innerhalb dreier Tage für die Truppen passirbar gemacht hatte. Am 14. Juli stieszen die Avantgarden des Generals bei dem Dorfe Hainkoi auf ein Bataillon Nizam, welches nach heftigem Kampfe sich auf Kanaro zurückzog. Auch hier vermochten die Türken nicht Stand zu halten und zogen auf Slivno hin ab. Am 15. Juli kam es wieder zu einem Gefechte, welches abermals mit dem Rückzuge der Türken endete. Am folgenden Tage drang der Rittmeister Martynow mit einer Division Kosacken bis zur Stadt Jeni-Sagra vor und zerstörte dort die Telegraphenleitung. Während so ein Theil der Russischen Armee den Balkan auf nicht gebahntem Pfade überschritten hatte und den Schipka-Pass von Süden her zu öffnen bestrebt war, wurde auch der Angriff von Norden auf denselben durch den General Deroshinsky und dem General-Adjutanten Fürsten Swjatopolk-Mirskoy unternommen.

Am 15. Juli kam dieses Detachement, bestehend aus dem 36. Orel'schen Infanterie-Regiment, einer Batterie und vier Sotnien des Donischen Regiments Nr. 30, in Gabrowa an. Hier traten noch eine Sotnie desselben Regiments und zwei Geschütze zu dieser Truppen-Abtheilung über. Dagegen wurde eine Sotnie nach Selwi entsendet, woselbst bereits drei Sotnien Kosacken und ein Peloton des Wladikawkas-Ossetin'schen Regiments seit dem 14. Juli den von Türkischen Irregulairen besetzten Ort zu nehmen bestrebt waren. Nach der eingetroffenen Verstärkung gelang es den Russen sich in Selwi festzusetzen. Von den noch übrigen vier Sotnien des Donischen Regiments Nr. 30 wurde die zweite am 15. Juli in die Berge vorgeschoben. Sie ging bis zum Pass Berdeck (östlich vom Schipka-Pass) vor und verdrängte dort eine Compagnie Türkischer Infanterie, die dann aber, durch ein Bataillon verstärkt, die Russen wieder zur Aufgabe dieses Passes zwang. Da alsdann am 16. Juli unter dem Major Boino Rodsewitsch noch zwei Compagnien des 36. Orel'schen Infanterie-Regiments, am 17. auszerdem die 1. Schützen-Compagnie des 36. Infanterie-Regiments, zwei Geschütze und zwei Sotnien des Donischen Regiments eingetroffen waren, wurde der Angriff auf

die unterdessen befestigte Türkische Position von Neuem unternommen. Schon um 5 Uhr Morgens fiel eine Redoute derselben in die Hände der Russen; doch vermochte Major Boino Rodsewitsch fürs Erste nicht weiter vorzudringen; er bat daher nochmals um Verstärkung, die ihm auch in einer Compagnie des 36. Regiments zugesandt wurde.

Auszer dieser Colonne, welche im weiteren Verlaufe den äuszersten linken Flügel bildete, gingen noch drei Colonnen gegen den Schipka-Pass vor*). Von diesen bildeten vier Compagnien des 3. Bataillons 36. Infanterie-Regiments und vier Geschütze unter dem Oberstlieutenant Chomenko die rechte Colonne. Diese ging durch das Dorf Seleno-Drewo gegen den Imetlija-Pass vor. Dort wurden eine Compagnie und die vier Geschütze zur Beschieszung des Türkischen Lagers im Schipka-Passe zurückgelassen, der Rest setzte seinen Marsch nach dem Passe ungehindert fort und langte, ohne auf den Feind gestoszen zu sein, Abends 7 Uhr im Passe an. Die zweite, mittlere Colonne, bestehend aus vier Compagnien des 36. Infanterie-Regiments, ging auf einem sehr schlechten Wege vor, und hatte die Aufgabe, die Aufmerksamkeit der Türken auf sich und von der Front abzuziehen. Bei dieser befanden sich der Chef der 9. Infanterie-Division, General-Adjutant Fürst Swjatopolk-Mirskoy, der Commandant der 2. Brigade, Generalmajor Deroshinsky, und der ihm als Generalstabs-Offizier attachirte Groszfürst Nikolai Nikolajewitsch der Jüngere. Um 9 Uhr Morgens, den 17. Juli, kam diese Colonne bei dem Punkte an, wo sich die Strasze, auf welcher die rechte Colonne marschirte, und die sogenannte Chaussée kreuzen. Hier wurde gehalten und empfing der Commandeur um 10 Uhr hier die Bitte des Majors Boino Rodsewitsch um Verstärkung. Nach einer Ruhe von zwei Stunden wurde der Weitermarsch angetreten. Gegen 2 Uhr stiesz man auf den Feind, mit dem bis zum Abende ein Feuergefecht geführt wurde. Beide Parteien verblieben, als die Dunkelheit eintrat, in ihren Positionen. Als Nachmittags im Rücken der Türkischen Stellung Kanonendonner vernommen wurde, vermuthete man Russischer Seits, dass General Gurko den Pass von Süden her angreife. Erst später stellte es sich heraus, dass es ein gegen die

*) Der Schipka-Balkan ist zu überschreiten auf dem gleichnamigen und auf dem Travna-Pass, beide in der annähernden Höhe von 1400 Meter; seinen Nord-Abhängen entspringen die westlichen Quellflüsse der Jantra, während die östlichen den nach Osten folgenden Gebieten des Kornak- und Elena-Balkans gehören; den südlichen Abhängen der drei letztgenannten Gebiete parallel flieszt die Tundscha, ein Nebenfluss der Maritza.

linke Colonne gerichtetes Feuer der Türken gewesen war. Diese war von einem Führer direct auf das Türkische Lager im Schipka-Passe geführt worden. Sie bestand aus zwei Compagnien des 36. Infanterie-Regiments unter Anführung des Capitains Klijentow. Das Gefecht dieser Abtheilung wurde durch die ungünstigen Terrain-Verhältnisse zu einem äuszerst hartnäckigen. Nachmittags gegen 4 Uhr sah sich Klijentow, bereits durch drei Kugeln verwundet, gezwungen, seine Colonne zurückzuziehen. Bis 6 Uhr wurde er von den Türken verfolgt und erlitt bedeutende Verluste. — Am 18. Juli kam es im Norden des Schipka-Passes zu keinem bedeutenden Gefechte und verblieben beide Parteien in ihren Stellungen. Am folgenden Tage sollte der Sturm auf die Türkischen Positionen aufs Neue unternommen werden, doch fand man sämmtliche Befestigungen verlassen. Das Aufgeben dieser mit vielem Geschicke angelegten Werke ist wohl hauptsächlich dem energischen Vorgehen des Generals Gurko zuzuschreiben. Dieser General rückte am Morgen des 17. Juli mit drei Colonnen auf Kasanlyk vor. Die rechte, $1\frac{1}{2}$ Bataillone stark, sollte den Ort von der nordöstlichen Seite angreifen; die mittlere, 5 Bataillone und 10 Geschütze stark, hatte den Befehl auf der Ostseite der Stadt vorzugehen; die linke endlich, welche aus der ganzen Cavallerie und sechs Geschützen bestand, sollte längs des Tundscha-Flusses avanciren und dem Feinde in den Rücken fallen. Die Türken hatten ungefähr acht Kilometer vor der Stadt ihre Aufstellung genommen. Schon um 7 Uhr Morgens eröffnete die mittlere Colonne den Artillerie-Kampf. Nach heftigem Feuer zog sich ein Theil der Türken auf Kasanlyk, ein anderer Theil in den Schipka-Pass zurück. Gegen Mittag fiel die Stadt in Russische Hände, doch waren die Truppen zu ermüdet, um noch am selben Tage mit den im Norden den Pass angreifenden Abtheilungen, wie es verabredet war, den Sturm auf den Schipka-Pass unternehmen zu können. Am 18. Juli erst rückte General Gurko weiter vor. Es entspann sich ein sehr heftiges Gefecht, welches am Berge Nikolai seinen Höhepunkt erreichte. Die ersten Angriffe auf die Türkischen Positionen wurden abgeschlagen, wobei der Oberst Klimatowitsch, Commandeur des 13. Schützen-Bataillons, seinen Tod fand. Bei Einbruch der Nacht wurde das Gefecht abgebrochen, und als am 19. Juli der Angriff auch hier aufs Neue beginnen sollte, fand man sämmtliche Stellungen vom Feinde verlassen, und wurde nun die Verbindung mit den von Norden her eingedrungenen Truppen bewerkstelligt. Um Zeit zum Abzuge zu gewinnen, hatten die Osmanen am Morgen einen Parlamentair zum General Gurko gesandt.

Dieser hielt sich längere Zeit in der Russischen Stellung auf, als aber mehrere Stunden nach seinem Abgange von dort verstrichen, ohne dass er mit einer Antwort des Türkischen Oberbefehlshabers zurück kam, schritt man Russischer Seits zur Offensive.

Während der Groszfürst auf diese Weise die Spitze seiner Armee bis nach Thracien ausdehnte, suchte er selbst durch Gewinnung der befestigten Plätze an der Donau sich eine feste Basis zu den ferneren Operationen zu schaffen. Am 15. Juli erstürmten Theile des IX. Armeecorps das stark befestigte und hartnäckig vertheidigte Dorf Simowitz bei Nikopolis. Die Stadt Nikopolis, an der Mündung des kleinen Flüsschens „Osma", gegenüber der Aluta-Mündung, auf einem kleinen Plateau, welches sich bis zur Höhe von 500 Fusz erhebt, gelegen, wurde gegen die Landseite durch unregelmäszige Erdbrustwehren mit Gräben und flachen Bastionen geschützt. Die Citadelle bildet ein längliches Viereck, dessen östlicher Winkel durch ein halbrundes Bastion vertheidigt wird. Die beiden Langseiten, gegen Norden und Süden gerichtet, wurden ebenfalls durch zwei Bastione unterstützt. Die Stadt zählte ungefähr 17,000 Einwohner und hatte eine Besatzung von nahezu 7000 Mann, welche von den Generalen Achmed und Hassan Pascha befehligt wurden. Am 12. Juli wurden drei Rumänische und zwei Russische Batterien am rechten und eben so viele am linken Aluta-Ufer in Position gebracht. Während diese Batterien Nikopolis unaufhörlich mit Geschossen bewarfen, schlossen die von Sistowo kommenden Truppen des IX. Armeecorps (Generallieutenant Baron Krüdener) die Festung von der Landseite ein. Schon am 12. Juli entwickelte sich ein hartnäckiges Gefecht um das Dorf Wubla. Den 13. und 14. Juli benutzte der General dazu, Nikopolis von jeder Verbindung abzuschneiden und seine Batterien einzugraben. Er verfügte über sechs Regimenter Infanterie, drei Regimenter Cavallerie, dreizehn Batterien und eine Kosacken-Brigade. Letztere hatte speciell den Auftrag, die von Widdin nach Nikopolis führende Strasze zu verlegen. Am Morgen des 15. Juli begann die Beschieszung der Türkischen Positionen und wurde das Feuer von den Türken mit groszer Präcision erwidert. Schon um 8 Uhr waren die Türkischen Batterien zum Schweigen gebracht. Generalmajor Schilder Schuldner meldete bereits um 10 Uhr dem Corps-Commandeur, dass es ihm gelungen sei, die steinerne Brücke über die ziemlich tiefe und reiszende Osma zu nehmen. Ueber diese Brücke führte noch die einzige offene Strasze nach Widdin. Durch ihren Fall war der Cernirungsgürtel vollkommen geschlossen und begann nunmehr von allen Seiten ein stetiges Vorrücken der Russen gegen die Festung.

Die Türken, welche mit groszer Zähigkeit ihre Positionen hielten, mussten schlieszlich doch der Russischen Uebermacht weichen und zogen sich allmälig von einer Position zur andern bis nach Nikopolis zurück. Als am Morgen des 16. Juli der Sturm auf die Stadt selbst erfolgen sollte, capitulirte die Besatzung. Zwei Pascha's, 6000 Soldaten, 74 Geschütze und zwei Monitors waren der Preis, der dem Sieger in die Hände fiel. Hatte man die beiden letzteren auch augenblicklich für die Russen durch Versenkung der werthvollsten Maschinentheile unbrauchbar gemacht, so waren doch schon Ende August die fehlenden Theile ergänzt und konnten die Schiffe wieder in Dienst gestellt werden. Nach Russischer officieller Angabe kostete der Sieg bei Nikopolis 25 Offiziere und 1272 Mann. Durch die Einnahme dieser Festung erhielt die rechte Russische Flanke einen wesentlichen Stützpunkt.

Generallieutenant Krüdener suchte nunmehr sich in den Besitz der Linie Plewna-Lowacz und Sofia-Rustschuk zu setzen. Zu diesem Zwecke wurde der General Schilder Schuldner mit seiner Division zu einer Recognoscirung gegen Plewna entsendet. Derselbe rückte am 19. Juli gegen den Ort vor und fand ihn von den Türken besetzt. Er begnügte sich zunächst damit, die Türkische Position zu beschieszen, und griff dann am 20. Juli mit der 1. Brigade der 5. Division von Norden her die Türken an. Sein Angriff wurde von Osten her durch das Kostroma'sche Regiment mit acht Geschützen unterstützt. Vier Compagnien des 17. Regiments drangen in Plewna ein und setzten sich dort fest. Theile des 19. Regiments waren sogar schon bis in die Türkischen Batterien gelangt, als plötzlich bedeutende Türkische Massen von Westen her erschienen und die Russischen Truppen mit einem Hagel von Geschossen überschütteten. General Schilder Schuldner, der keine Reserve mehr zur Verfügung hatte, liesz das Gefecht abbrechen und den Rückzug auf Biela antreten. Nach officiellen Russischen Angaben betrug der Verlust der zwei Infanterie-Regimenter des IX. Corps 20 Offiziere todt, darunter der Oberst Rosenbohm, Commandeur vom Archangelgorod'schen Infanterie-Regiment, und Oberstlieutenant Markewitsch, Chef der Schützen; verwundet Generalmajor Knorring, Commandeur der 1. Brigade der 5. Division, und 43 Offiziere. Der Verlust an Soldaten wird auf 2771 angegeben. Bei der Verfolgung fielen auch zwei Geschütze den Türken in die Hände; Letztere waren 25,000 Mann stark, unter Osman Pascha, aufgetreten. Wie es möglich gewesen, dass dieser, den man Russischer Seits noch immer bei Widdin glaubte, unbemerkt aus dem dortigen, von den Rumänischen Positionen aus

genau zu übersehenden Lager abziehen konnte, wird wohl kaum aufgeklärt werden. Jedenfalls scheinen die Rumänen keinen allzuscharfen Wachtdienst gehandhabt zu haben.

Während der Unternehmung gegen Nikopolis, der Besetzung des Schipka-Passes und des Angriffes auf Plewna war das Russische Hauptquartier am 17. Juli von Biela nach Tirnowa verlegt und die Operations-Armee in Bulgarien in drei Theile gegliedert worden. Der linke Flügel, zur Cernirung Rustschuks bestimmt, trat unter die Befehle des Groszfürsts Thronfolger, das Hauptquartier desselben befand sich bei Kadikoi; rechts dehnten sich seine Truppen bis Osman-Bazar, links bis zur Donau aus. Der zweite Theil der Armee wurde unter den Oberbefehl des Generallieutenants Krüdener, mit dem Hauptquartiere bei Trestenik, der dritte Theil endlich in und vor dem Schipka-Passe unter das Commando des Generallieutenants Gurko gestellt. Den Russen gegenüber standen bei Rasgrad Achmed Ejub Pascha mit ungefähr 45,000 Mann incl. der Besatzungen von Rustschuk und Silistria. Südlich von ihm Abdul Kerim Pascha mit ungefähr 60,000 Mann. Die Stellung Plewna-Lowacz hielten Osman und Adil Pascha mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann. Im Süden des Balkans, der Armee-Abtheilung des Generallieutenants Gurko gegenüber, befand sich Reuf Pascha mit ungefähr 15,000 und der zu seiner Verstärkung heranrückende Suleiman Pascha mit ungefähr 50,000 Mann.

Die gänzliche Unthätigkeit Abdul Kerim Pascha's, sowie die höchst ungünstigen Meldungen, welche von dem Zustande seiner Armee in Constantinopel einliefen, hatten endlich die Abberufung des greisen Feldherrn zur Folge. An seine Stelle wurde Mehemed-Ali zum Obercommandirenden ernannt. Dieser, ein früherer Preusze, Namens Detroit, begann seine Thätigkeit damit, die überall zerstreut und unthätig stehenden Bataillone zu concentriren. Bis Ende des Monats brachte er seine Armee auf 60,000 Mann regulairer Truppen, mit welchen er den Vormarsch von Schumla aus gegen Tirnowa am 30. Juli begann. Gleichzeitig mit ihm sollte Suleiman Pascha von Süden und Osman Pascha von Westen die Offensive ergreifen. Suleiman Pascha, dessen Truppen in Antiwari eingeschifft worden waren, war mit dem gröszten Theile seines Corps am 17. Juli in Dedeagh gelandet. Von hier aus wurden die Soldaten auf der Eisenbahn bis Adrianopel befördert und dann in Eilmärschen die Vereinigung mit Reuf Pascha angestrebt. Am 30. Juli fanden beide Armeen Fühlung und stand ihre Vereinigung unmittelbar bevor. Reuf Pascha griff daher die Russen, welche vor Eski-Sagra eine

vorzügliche Position eingenommen hatten, an, wurden aber mit groszem Verluste zurückgeschlagen. Am 31. Juli wurde der Angriff aufs Neue unternommen. Die Türkische Infanterie und Cavallerie drang, trotz des verheerenden Feuers der Russen, bis an die Verschanzungen vor. Diese einzunehmen, verhinderte aber die Wirkung der Russischen Artillerie. Mit einem Verluste von mehr als 1000 Mann musste sich Reuf Pascha auf Karabnuar zurückziehen. Noch am selben Tage griff Suleiman, der inzwischen mit frischen Truppen herangerückt war, die Russen an. Diese konnten dem erneuerten Ansturme und der Uebermacht nun nicht mehr widerstehen und gaben die Verschanzungen auf. Eski-Sagra wurde gleichfalls von ihnen geräumt und von den Truppen Suleiman's besetzt. Fünf Geschütze und mehrere Munitionswagen fielen dem Sieger dabei in die Hände. General Gurko verschanzte sich darauf bei Kasanlyk, dem Dorfe Schipka und in dem Passe selbst.

Osman Pascha, welcher noch immer bei Plewna stand, hatte inzwischen seinen Sieg über die Theile des IX. Armeecorps nicht weiter verfolgt und begnügte sich damit, die Höhen um Plewna mit einem Gürtel von Schanzen zu befestigen. Einen Theil seiner Armee dirigirte er auf Lowacz, welches von den Russen besetzt war. Am 26. Juli gelang es, diese aus dem Orte zu vertreiben. Zwei Tage später wurde das IX. Armeecorps durch Theile des XI., unter dem Fürsten Schachowskoy, sowie durch die 30. Division (IV. Armeecorps), General Pussanoff, verstärkt. Generallieutenant von Krüdener, welcher als Aeltester zum Commandeur dieser sämmtlichen Truppen ernannt war, verlegte nun sein Hauptquartier abermals nach Trestenik; Nikopolis wurde von der 4. Rumänischen Division unter General Manu besetzt. Die Stellung des Feindes wurde am 29. Juli durch den General von Krüdener persönlich recognoscirt und der Angriff zum 30. befohlen. Das Centrum bestand in erster Linie aus der 31. Division, General Willemanoff, 121., 122. und 123. Regiment (das 124. Regiment kam erst in der Nacht heran), und der 31. Artillerie-Brigade; in der zweiten Linie aus der 5. Division, General von Schilder-Schuldner, 17., 18. und 20. Regiment (das 19. Regiment war seiner schweren Verluste halber bei Nikopolis zurückgelassen), und der 5. Artillerie-Brigade; dieses sollte zu beiden Seiten der Strasze Bulgareni-Plewna vorgehen. Der linke Flügel, eine Brigade der 32. (XI. Armeecorps) sowie eine der 30. Division (IV. Armeecorps) mit je vier Batterien der 30. Artillerie-Brigade, sollten unter dem Fürsten Schachowskoy südlich der genannten Strasze über

Pelisaf angreifen. Zum Schutze des rechten Flügels diente das 9. Ulanen- und 9. Dragoner-Regiment mit einer reitenden Batterie; die Kosacken-Brigade und zwei Batterien unter dem General Skobeleff waren in der Richtung nach Lowacz entsandt. Zur Reserve wurde die 2. Infanterie-Brigade der 30. Division, zwei Escadronen des 11. Ulanen-, zwei Escadronen des 11. Dragoner-Regiments und drei Batterien der 30. Artillerie-Brigade bestimmt. Es standen somit dem Generallieutenant von Krüdener ungefähr 40,000 Mann mit 170 Geschützen zur Verfügung; die Terrainverhältnisse gestatteten den Russen jedoch nicht, ihre grosze Uebermacht an Artillerie (Osman Pascha verfügte über nicht mehr als 50 Geschütze) zur Geltung zu bringen. Um 9 Uhr Morgens eröffneten die Batterien der 31. Artillerie-Brigade das Feuer, welches sofort von den Türken aufgenommen wurde. Die Artillerie einer östlich von Plewna erhöht gelegenen Redoute zeichnete sich besonders durch präcises Feuern aus. Sie erwiderte nicht allein das Feuer der Russischen Artillerie, sondern bewarf auch wirksam die in einer Mulde vor der Redoute stehenden Russischen Infanteriemassen. Der linke Russische Flügel gewann inzwischen allmälig Terrain, während das Centrum noch festgehalten wurde. Gegen 3 Uhr Nachmittags war der erstere so weit vorgerückt, dass dem commandirenden General der rechte Augenblick gekommen schien, auch die Infanterie des Centrums zum Sturme auf oben erwähnte Redoute, die den Schlüssel der ganzen Stellung bildete, vorzunehmen. Zwischen dem linken Flügel und dem Centrum war unterdessen eine grosze Lücke entstanden, welche durch die 2. Infanterie-Brigade der 30. Division von der Reserve ausgefüllt wurde. Kaum war diese eingetroffen, als ein concentrischer Angriff erfolgte. Die Anstürmenden wurden aber von einem so wohl gezielten Feuer der in zwei Etagen hinter vorzüglichen Deckungen liegenden Türkischen Infanterie, unterstützt durch einige Mitrailleusen und den Geschützen der Redoute, empfangen, dass es unmöglich war, diese selbst zu nehmen und der Rückzug angetreten werden musste. Zehnmal erneuerten die Russen den Angriff, doch auch eben so oft wurden sie zurückgeworfen. General von Krüdener überzeugte sich von der Unmöglichkeit, mit seinen Streitkräften die Stellungen der Türken zu nehmen. Er befahl deshalb nach eingetretener Dunkelheit den Abbruch des Kampfes und den Rückzug auf der Strasze nach Bulgareni; das 119. Regiment und eine Batterie sollte zur Aufnahme dienen. Auf dem Wege nach dem Hauptquartiere begegnete dem General das 124. Regiment, welches dem Schlachtfelde zueilte und den noch immer nicht ganz beendeten Kampf von Neuem aufnahm.

Erst gegen 10 Uhr am andern Morgen schwieg das Feuer; überall waren die Türken Sieger geblieben. Mit welcher Bravour die Angriffe auf die Türkischen Positionen von den Russen unternommen worden waren, zeigte die Besichtigung des Schlachtfeldes, welches von mehr als 5000 Russischen Leichen bedeckt war. Ein Theil der versprengten Truppen ging auf Sistowo, ein anderer Theil auf Tirnowa zurück. Die ersteren wurden durch die Tscherkessen und Baschi-Bozuks Osman's bis wenige Kilometer vor Sistowo verfolgt und brachten hier einen panischen Schrecken hervor. Wäre Osman Pascha im Besitze von mehr Cavallerie gewesen, so hätte sein Sieg für die Russen verhängnissvoll sein und Nikopolis sowie Sistowo wieder in Türkische Hände fallen können. Der Verlust der Russen an den beiden Tagen des 30. und 31. Juli belief sich auf ungefähr 7000 Mann. Das Hauptquartier in Tirnowa wurde auf die Nachricht von dem unglücklichen Kampfe von Plewna wieder nach Biela zurück verlegt, und in Folge der Verluste vom Czaren die unverzügliche Mobilisirung des Garde-Corps und fernerer fünf Divisionen befohlen; die Einberufung der Landwehr ersten Aufgebots war bereits am 22. Juli in Biela vom Kaiser angeordnet worden.*)

Auch auf die kühne Expedition des Generallieutenants Gurko übte die Schlacht von Plewna einen hemmenden Einfluss. Von einem weiteren Vorgehen seinerseits konnte, da an einen Nachschub kaum zu denken war, nicht mehr die Rede sein. Am 6. August sah er sich sogar gezwungen, seine bei Kasanlyk angelegten Befestigungen aufzugeben und sich vollständig in die Pässe des Balkans zurückzuziehen, die er nun mit Verschanzungsanlagen versah.

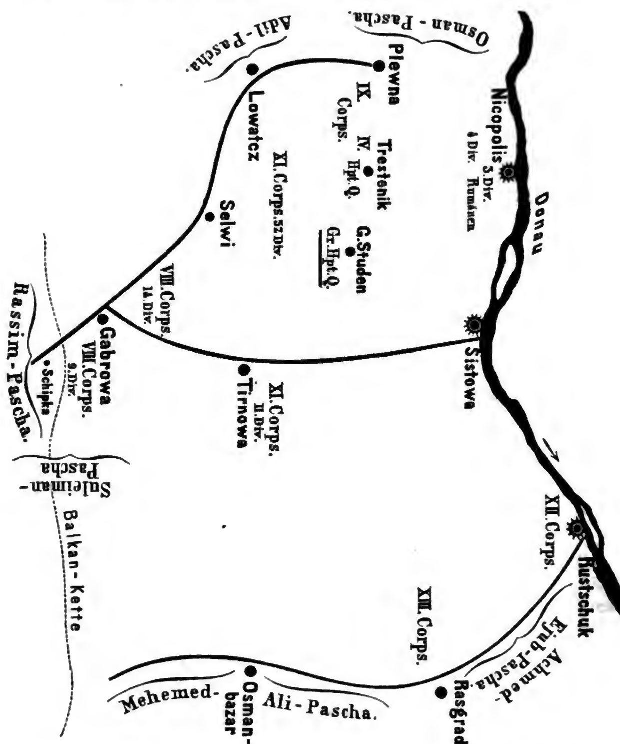
Das Verharren Osman's bei Plewna gab dem Groszfürsten Zeit, die zu sehr ausgedehnten Linien zu verkürzen und seine Armee in der Linie Sistowo-Tirnowa zu concentriren. In den ersten Tagen des August kam es bei Lowacz und Rasgrad nur zu unbedeutenden Gefechten, die den Charakter gröszerer Recognoscirungen an sich trugen. In einem Gefechte bei letzterem Orte fiel der militairisch sehr begabte Türkische General Aziz Pascha.

Die Beschieszung von Rustschuk, Widdin und andererseits Giurgewo und Kalafat wurden bis Mitte August von Zeit zu Zeit wieder

*) Diese Landwehr wird durch die Landschaften bekleidet und erhält die Ausrüstung und Bewaffnung aus den Krop-Arsenalen. Die Offiziere werden von den Landschaften gewählt, namentlich aus Reserve-Offizieren der Armee und solchen jungen Leuten, welche nach ihrer Dienstzeit als Freiwillige das Offizier-Examen bestanden haben. Die Leute tragen einen Kaftan mit breitem wollenen Gürtel, Beinkleider von Russischem Schnitt, hohe Stiefeln und Schirmmützen.

aufgenommen. Bei Sistowo wurde eine zweite Brücke geschlagen, eine dritte bei Pyrgos begonnen. Nikopolis war mit dem Rumänischen Ufer durch eine fliegende Brücke verbunden.

Die Stellung der beiderseitigen Armeen in Bulgarien war zu dieser Zeit etwa folgende:



Durch Truppen aus Asien und Neuformationen war die Armee Suleiman Pascha's mittlerweile auf 70,000 Mann gebracht worden. Dieser ergriff nunmehr die Offensive gegen die Vertheidiger des Schipka-Passes. Am 19. August wurde das Dorf Schipka von den Türken besetzt. Von diesem Dorfe führt die Strasze bis zur Sattelhöhe des Passes anfänglich in Serpentinen, zuletzt aber in einem

einzigen, überaus steilen Aufstiege über einen kahlen, nirgends Deckung gewährenden Berghang hinauf. Nicht allein die Sattelhöhe, sondern auch alle anliegenden Kuppen waren von den Russen mit Schanzen versehen, in welchen Geschütze schweren Kalibers standen. Ganz besonders stark befestigt war der die Sattelhöhe beherrschende Berg St. Nikolaus. Am 21. August begann Suleiman den Angriff auf den Schipka-Pass selbst, nachdem er vergeblich den Hankoi-Pass in seine Gewalt zu bringen versucht hatte. Er liesz einen Theil seiner Truppen demonstrirend auf dem Hauptwege vorgehen, während der wirkliche Angriff durch einen Wasserriss erfolgte, welcher vom Dorfe Schipka östlich zur Budludza-Höhe sich hinzieht und durch Eichen- und Buchenwaldungen geschützt ist. Sein rechter Flügel gewann auf diesem sehr schwierig zu erklimmenden Wege die Höhen, an deren Fusz das Kloster Sokol bei Gabrowski liegt. Die Russische Besatzung bestand an diesem Tage nur aus der Bulgarischen Legion unter dem General Stoletow (General Gurko war nach der Mobilisirung der Garde abberufen und zum Commandeur der Garde-Cavallerie-Division ernannt) und einem Regiment der 9. Division, im Ganzen wenig mehr als 3000 Mann und 40 Geschütze. Es gelang den Türken die äuszere Linie der Russischen Stellung unterhalb der Höhe St. Nikolaus einzunehmen. Am 22. August war das Gefecht weniger heftig, da Seitens der Türken eine gröszere Flankirung auch von Westen her unternommen wurde. Am 23. August wurde der Kampf erneuert und errangen die Türken abermals einige Vortheile. Nur mit gröszter Anstrengung konnten die Russen ihre Stellungen behaupten, als von Selwi aus eine Brigade der 9. Division unter Befehl des Generals Derotschinsky zur Verstärkung des hart bedrängten Generals Stoletow herankam. Dennoch gewannen die Türken stetig Terrain; am Abende waren die Spitzen derselben schon so weit vorgedrungen, dass die beiden Generale wähnten eingeschlossen zu sein. Zur rechten Zeit rückte nun aber ein Schützen-Bataillon unter dem General Tzwitinsky heran und brachte das Gefecht zum Stehen. Diese Truppe, welche, um möglichst schnell auf dem Kampfplatze erscheinen zu können, beritten gemacht worden war, bildete die Vorhut von Abtheilungen des herbeieilenden Generallieutenants Radetzky, Commandeur des 8. Armeecorps, der jetzt sofort die Leitung des Gefechtes übernahm. Am Morgen des 24. August war auch das Gros der Russischen Verstärkung angelangt. Dasselbe bestand aus der 2. Brigade der Division des Generallieutenants Dragomirow unter dem Generalmajor Petrotschesti. Die gesammte Russische Streitmacht an diesem Tage belief sich ungefähr auf

13,000 Mann. Generallieutenant Radetzky befahl den Angriff auf die Türkischen Stellungen. Es entspann sich ein heiszer, blutiger Kampf, der lange hin und her wogte. Schlieszlich wurden die Türken aber gezwungen, die für die Russen so sehr gefährliche, dominirende Flankenstellung wieder theilweise aufzugeben. General Dragomirow wurde an diesem Tage durch einen Schuss ins Knie verwundet. In der Nacht vom 24. auf den 25. August trafen abermals Verstärkungen der Russen ein. Der auch am 25., 26. und 27. August fortgesetzte Kampt (am 25. fand der General Derotschinsky den Heldentodt) machte es dem General Radetzky zwar möglich den Pass zu halten, doch konnte er es nicht verhindern, dass die Türken sich in Besitz der den Pass umgebenden Berge setzten, in welchen sie sich bis zu Ende des Monats mehr und mehr durch Anlage von Verschanzungen einnisteten. —

Nachdem inzwischen in der Dobrudscha das Corps des Generallieutenants Zimmermann den Trajanswall überschritten hatte und somit die Eisenbahnlinie Tschernawoda-Küstendsche in Russische Hände gekommen war, wurde am 15. Juli Küstendsche durch Kosacken von den Türkischen Truppen verlassen vorgefunden. Eine Recognoscirung auf Tschernawoda ergab ein gleiches Resultat; diese Stadt war bei dem Abzuge der Osmanischen Truppen bis zur Hälfte niedergebrannt worden. Auch Medschidje fand man leer; die Patrouillen stieszen jedoch hinter diesem Orte auf ein befestigtes Lager der Türken. Auf Grund der hierüber erstatteten Meldungen rückte das Gros des Zimmermann'schen Corps, verstärkt durch den General Sotoff (IV. Corps), nunmehr zur Besetzung der verlassenen Orte vor. Nachdem Medschidje durchschritten war, entwickelte sich hinter dem Orte ein Gefecht, welches mit dem Abzuge der Türken auf Rassowa endete, in deren befestigtem Lager sich nun bis zum 19. Juli die Russen einrichteten. In Medschidje wurde auszerdem ein groszes Proviant-Depot angelegt; die Eisenbahnlinie Tschernawoda-Küstendsche, welche den Russen ganz intakt in die Hände gefallen war, konnte, da nicht einmal das Betriebsmaterial von den Türken in Sicherheit gebracht war, alsbald wieder in Benutzung genommen werden. Zu schwach zu einer weitausgreifenden, energischen Offensive, begnügte sich General Zimmermann dann vor der Hand damit, Silistria einzuschlieszen, die eingenommenen Ortschaften zu befestigen und sich eine feste Defensivstellung zu schaffen, da seine linke Flanke durch die Türkische Flotte stark bedroht wurde. —

War auch die Russische Seemacht im Schwarzen Meere gegenüber der wohl ausgerüsteten Türkischen Flotte kaum nennenswerth,

so zeigte sich dennoch bei der Russischen Marine zu dieser Zeit eine viel gröszere Beweglichkeit und Unternehmungseifer, als bei der die Blockade nur mühsam aufrecht erhaltenden Türkischen Flotte. Am 20. Juni gelang es dem Dampfer Constantin an der Kleinasiatischen Küste vier Türkische Handelsschiffe aufzutreiben, deren Besatzung bei der Annäherung der Russen an das Land geflohen war. Die Ladung der Schiffe wurde theilweise auf den Dampfer übergeführt und die Schiffe selbst versenkt. Am 22. Juni brachte der Dampfer Wladimir die Türkische Brigg Asslan-Bachri als Prise nach Odessa; diese war ungefähr dreiszig Meilen von Varna mit ihrer aus sechszehn Mann bestehenden Besatzung gekapert worden. Die Türkische Panzerflotte begnügte sich unterdessen damit, die an der Russischen Küste gelegenen Ortschaften zu bombardiren; so wurde am 29. Juni das Dorf Schebriani, nördlich des Kilia-Armes, fast ganz zerstört. Am 1. Juli zeigte sich ein Türkisches Geschwader vor Odessa; ohne zu einem Bombardement zu schreiten, nahm dasselbe seinen Cours auf Sebastopol. Am 10. Juli erschienen vier Türkische Panzerschiffe, welche zum Geschwader des Admirals Hobart Pascha gehörten und durch den Contre-Admiral Hassan Pascha commandirt wurden, auf der Rhede von Eupatoria, einer Kreisstadt Tauriens. Die Schiffe fuhren bis auf ungefähr drei Kilometer an den Hafen heran und begannen in regelmäszigen kurzen Intervallen ein wohlgezieltes Feuer auf die Stadt und die Russischen Batterien. Das Feuer wurde von vier Neunpfünder-Geschützen erwidert. Diese erlitten aber so grosze Beschädigungen, dass sie bald ihr Feuer einstellen mussten. Zwei Türkische Schiffe fuhren darauf bis hart ans Ufer heran und bemächtigten sich einiger daselbst ankernden Salzschiffe. Hatte auch das Bombardement der Stadt nur wenig Schaden zugefügt, so waren die Russischen Batterien doch gänzlich demolirt worden. Am 21. Juni wurde der Russische Dampfer Vesta zum Kreuzen an der Rumänischen Küste commandirt. Am Morgen des 23. Juni stiesz das Schiff 35 Meilen von Küstendsche mit einem Türkischen Panzerschiffe zusammen und nahm den Kampf auf; während desselben wurde der Vesta das Steuerreep zertrümmert und der Türkische Monitor näherte sich bis auf Flintenschussweite, der Besatzung der Vesta einen groszen Verlust bereitend. Eine in den Thurm des Monitors einschlagende Granate hatte dann aber den Abzug des Türkischen Schiffes zur Folge. Der Russische Verlust belief sich auf zwei Offiziere todt, zwei schwer verwundet, vier leicht verwundet, darunter der Commandeur; von der Mannschaft waren neun gefallen und sechszehn verwundet. Der Dampfer kam stark

zerschossen am 24. Juli in Sebastopol an. An demselben Tage führte ein Theil der Türkischen Flotte ein kurzes Gefecht bei Otschemtschiri, wobei ein Schiff durch die Russische Artillerie starke Havarie erlitt. Zu einem kleinen Seegefechte kam es auch am 6. August in der Sulina zwischen sieben Russischen Kanonenbooten und zwei Türkischen Monitors. Die Russischen Schiffe waren besonders zu dem Zwecke ausgerüstet worden, in die Donau-Mündungen einzudringen und die Türkischen Monitors womöglich in die Luft zu sprengen. Unter dem Schutze der Nacht hatten sie sich in die Sulina eingeschlichen. Als sie aber am 7. August Morgens aufwärts fuhren, wurden sie von den Türkischen Schiffen entdeckt. Diese waren sofort gefechtsbereit und gingen zum Angriff über. Es entwickelte sich ein fast vierstündiger Kampf, wobei von beiden Seiten mit vielem Geschicke manövrirt wurde. Eins der Russischen Boote, von drei Granaten gleichzeitig getroffen, sank sofort, ein zweites wurde durch das geschickte Manövriren des einen Monitors genöthigt an das linke Ufer zu laufen, wo es im Schlamme stecken blieb. Ausgesetzte Boote der Türken enterten das Schiff und legten Feuer an dasselbe, nachdem die Mannschaft niedergemetzelt worden war. Bei der Rückfahrt zum Monitor wurden zwei dieser Boote von Russischen Geschossen durchschlagen und zum Sinken gebracht. Ein nunmehr angestellter Versuch der noch übrigen fünf Russischen Boote, Torpedonetze um die Monitors zu ziehen, misslang, und als die beiden Türkischen Schiffe abermals Boote aussetzten, um die Russischen Fahrzeuge zu capern, traten diese den Rückzug an. Von einer Verfolgung wurde Seitens der Türken Abstand genommen. —

In Türkisch-Armenien waren die Russen um Mitte Juli nur noch im Besitze von Ardahan, welches der Oberst Komaroff mit 4000 Mann und 90 Geschützen hielt, und der Ortschaft Saim, woselbst der Generallieutenant Loris Melikoff mit einem Theile seiner Truppen sein früheres Lager bezogen hatte, während das Gros bis zur Grenze zurückgegangen war. Generallieutenant Tergukassow, welcher die Besatzung Bajesids befreit hatte, wurde ebenfalls gezwungen, sich auf Igdir zurückzuziehen. Hier erwartete er Verstärkungen, um dann nochmals zur Offensive zu schreiten. Ihm gegenüber bezog hart an der Russischen Grenze Ismail Pascha ein Lager bei Mussum. Am 17. und 18. Juli fanden Seitens der Russen grössere Recognoscirungen gegen Moukthar Pascha statt. Die Türken trieben die angreifenden Russen siegreich zurück. Eine am 5. August gegen General Tergukassow unternommene Offensive

brachte die Tschingilli-Bergpässe in Türkische Hände. Ismail Pascha bereitete nun einen Angriff auf die Russische Stellung bei Igdir vor, um sich in den Besitz der Araxes-Linie zu setzen. Er überschritt die Russische Grenze, doch gelang es ihm nicht, sich des Ortes Igdir (einer Quarantaine-Station) zu bemächtigen.

General Oklobschio hatte, wie bereits erwähnt, von Derwisch Pascha gedrängt, das Türkische Gebiet vollständig verlassen und sich zwischen Ossurgeti und der Meeresküste festgesetzt. Er erkämpfte hier einen kleinen Erfolg über die Türken, welche beim Fort Nikolai vergeblich Truppen ans Land zu setzen versuchten. Durch bedeutende Verstärkungen unterstützt, hatte General Oklobschio den Auftrag erhalten, sowohl die Eisenbahn Poti—Kutais—Gori—Tiflis zu schützen, als auch, wenn nöthig, den Generalmajor Alchasoff zu unterstützen.

Um Mitte August waren dann auch bei der Armee Loris Melikoff's Unterstützungen eingetroffen und sollte nun in Asien wieder zur Offensive geschritten werden.

Die Insurrection im Kaukasus war mittlerweile durch die bei Suchum Kale gelandeten Türkischen Truppen und Tscherkessen zu einem für Russland bedenklichen Umfange angewachsen. Fast täglich kam es zu kleineren Gefechten, in welchen aber weder auf der einen, noch auf der anderen Seite bedeutende Erfolge erzielt wurden. Nachdem die Absicht der Pforte, eine Absorbirung der Russischen Streitmittel für diesen Aufstand von Erfolg gekrönt war, und man der Truppen in Europa dringend bedurfte, wurden dieselben nach und nach in Suchum Kale wieder eingeschifft und nach Varna übergeführt. Ein groszer Theil derselben diente zur Verstärkung der Armee Suleiman Pascha's. 10,000 Mann unter Fazli Pascha, welche am 11. August in Varna ankamen, blieben vorläufig daselbst und sollten je nach Bedürfniss entweder zur Verstärkung der Armee des Prinzen Hassan von Aegypten in der Dobrudscha oder zur Verstärkung Mehemed Ali Pascha's dienen. Der Ort Suchum Kale wurde mit einer Reihe von Schanzen umgeben und sollte den Kaukasischen Muhamedanern, die Willens waren, nach der Türkei überzusiedeln, als Sammelpunkt dienen. —

Auf dem Montenegrinischen Kriegsschauplatze formirte der Fürst Nikita nach dem Abmarsche Suleiman Pascha's seine Armee in sechs Abtheilungen von je 2000 Mann. Von diesen stand eine im Districte von Grabovo, eine zweite im Districte von Biela, um gegen Niksitz zu operiren, die dritte im Gebiete der Uskoken, die vierte und fünfte an der Albanesischen Grenze, die sechste endlich nahm eine

Central-Stellung bei Danilowgrad ein. Zum Obercommandirenden der Truppen wurde Bozo Petroviz ernannt. Für die Operationen gegen Niksitz behielt der Fürst sich selbst das Specialcommando vor. Am 22. Juli wurden die Höhen bei Trebjeschka und Glaviza, eine halbe Stunde südöstlich von der Festung Niksitz, durch die Montenegriner gestürmt. Am 23. Juli fiel das Fort Gernojopolski in ihre Hände, am folgenden Tage erstürmten sie die Forts Klatschina und Mostin. Dagegen lieferten sie im Süden bei Podgoritza den Türken ein unglückliches Gefecht. Waren auch fast sämmtliche Niksitz umgebende Forts in die Hände der Montenegriner gefallen, so gelang es dem Fürsten dennoch nicht, sich der Stadt und der Citadelle zu bemächtigen. Bis Mitte August wurde fast täglich gekämpft, und näherte sich alsdann eine Türkische Entsatzmannschaft, welche die Montenegriner abermals zum Aufgeben der Belagerung zwingen sollte.

Die Bosnische Insurrection erhielt sich im Monat Juli nur mühsam am Leben. Dass dieselbe nicht schon vollständig erstickt war, war hauptsächlich den Bemühungen des Obersten Despotovicz zuzuschreiben. Dieser ertheilte am 4. Juli dem Bandenführer Simo Darwidowicz den Befehl, sich mit seinen 620 Mann des Oertchens Agitsch zu bemächtigen, da dieses als der Schlüssel zur Position von Novi galt und auch eine Türkische Besatzung, wenn auch nur von drei Compagnien Mustahafiz, erhalten hatte. Von dieser waren rings um den Ort Verschanzungen angelegt worden. Am 4. Juli wurde der befohlene Angriff ausgeführt, in Folge dessen Agitsch Nachmittags in die Hände der Insurgenten fiel. Die Türken zogen sich nach Novi zurück; der Ort war bei dem Kampfe fast ganz niedergebrannt. Am 3., 4. und 5. Juli kam es ebenfalls an der Grmez-Planina zu kleineren für die Insurgenten glücklichen Kämpfen. Despotovicz selbst stand mit seiner Abtheilung bei Bresowaz. Mitte Juli beschloss er, die Türken, welche sich in den Dörfern Celebic, Covacic, Listane, Radanovce und Strucic festgesetzt hatten, anzugreifen. Der Angriff gelang und hatte den Rückzug der Türken auf Livno zur Folge. Als die Insurgenten am 29. Juli ein Lager bei Kljuc bezogen und für ihre Sicherheit in keiner Weise gesorgt hatten, wurden sie plötzlich von einer groszen Uebermacht überfallen. Mehrere Hundert Insurgenten wurden niedergemetzelt, der Rest floh in die Wälder des Cirkvona-Gebirges. Am 4. August kam es bei Crnipotok, hart an der Oesterreichischen Grenze, zu einem Zusammenstosze zwischen Ismet Pascha und Despotovicz, welcher mit der gänzlichen Vernichtung der Insurgenten endete. Despotovicz

floh mit einem Theile seiner Leute bei Ccrmanja über die Oesterreichische Grenze und wurde dort sofort internirt. Mit der Gefangennehmung desselben ist der Bosnischen Insurrection ein tödtlicher Schlag versetzt und wird solche in diesem Kriege wohl kaum noch zu irgend einer Bedeutung kommen. —

VII.

Umschau in der Militair-Literatur.

Geschichte des Ostpreuszischen Füsilier-Regiments Nr. 33, bearbeitet von **R. Lehfeldt,** Premierlieutenant im Ostpreuszischen Füsilier-Regiment Nr. 33. Mit sieben Karten. Berlin 1877. E. S. Mittler und Sohn. 8°. 548 Seiten.

Der grosze und vielseitige Werth von Regimentsgeschichten nach Kriegen, wie sie das verflossene Jahrzehnt brachte, ist schon mehrfach in dieser Zeitschrift hervorgehoben; nicht unbesprochen möchten wir daher auch das obengenannte Werk lassen, das ausgesprochenermaaszen absichtlich in einigen Punkten vom Hergebrachten abweicht. „Die Geschichte eines Regiments ist eine Familiengeschichte, ein Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit in vergangener Zeit, ein Denkmal für die, die rühmlich in den Reihen des Regiments gewirkt haben, und ein Lehrbuch für die Cameraden, die dem Regimente angehören." Diese dem Vorworte der vorliegenden Regimentsgeschichte entlehnten Zeilen enthalten ganz unzweifelhaft sehr richtige Grundsätze. Ihnen entsprechend hätten aber auch die Familienmitglieder, die Angehörigen des Regiments, auf den Seiten dieses Buches alles das finden müssen, was sich Erwähnenswerthes in der Familie zugetragen: namentlich hervorragende Thaten und besondere Auszeichnungen Einzelner, mögen sie die Füsiliere oder Offiziere betreffen; sie hätten auf diesem „Denkmal" zum mindesten die Namen aller Derjenigen verzeichnet finden müssen, die ihr Leben für König und Vaterland im Kriege hingegeben. (Dass die Namen der verwundeten Unteroffiziere und Füsiliere, die Namen der mit dem eisernen Kreuz Ausgezeichneten, nicht aufgeführt sind, lässt

sich am Ende rechtfertigen.) Absichtlich hat der Verfasser solche Angaben vermieden; er beschränkt sich in seinem Werke darauf, nur die gefallenen und verwundeten Offiziere, die letzteren stets noch mit einigen anerkennenden Worten, mehrfach zu erwähnen. Einzelne auffallende, im Frieden vollführte Leistungen von Unteroffizieren und Soldaten verzeichnet das Werk; hervorragende Kriegsthaten einzelner Soldaten hingegen sucht man vergebens in demselben. Nach unserer Ansicht enthält hierdurch die vorliegende Regimentsgeschichte eine sehr wesentliche Lücke und hat die Kreise, für welche es Interesse haben könnte, sehr eingeengt; denn nicht sämmtliche Angehörige des Regiments, sondern nur die Offiziere, werden eben eine Familiengeschichte in dem Buche erblicken können. Wo aber, unterlassen wir nicht zu fragen, ist ein besserer und geeigneterer Ort, die Namen der Soldaten zu verewigen, die den Tod fürs Vaterland gestorben sind, wie kann die brave That eines Füsiliers besser fortleben und ein Beispiel bleiben, als dadurch, dass sie in der Regimentsgeschichte aufgezeichnet, auch den kommenden Geschlechtern lebenswarm vor Augen gestellt ist? Hauptsächlich durch Wiedergabe von besonderen Thaten und Ereignissen wird der Familiengeist eines Regiments genährt, entwickelt sich in einem Regiment ein besonderer Stolz, erhält sich die Tradition; die allgemeinen Thaten finden an andern Orten, in Geschichtswerken u. s w., schon genügend Erwähnung. Dieser nach unserer Ansicht vorhandene Mangel wird in dem vorliegenden Werke weder durch die Wärme, mit welcher der Verfasser die Thaten des Regiments darzustellen bemüht ist, ersetzt, noch durch die Menge der Aufzeichnungen von Anerkennungen, welche dem Regiment im Frieden und Kriege zu Theil geworden sind. Nach diesen beiden Richtungen hin hätte vielleicht sogar eine weise Beschränkung sich empfohlen. Wenn auch nicht geradezu verletzend für andere Truppentheile, so doch mindestens den Vergleich herausfordernd, ist einestheils manche der gemachten Mittheilungen; anderestheils wird bei Beurtheilung der Leistungen des Regiments in den Schlachten des Deutsch-Französischen Krieges der über den Parteien stehende Richter sich genöthigt sehen, auch andere Geschichtswerke zu Rathe zu ziehen — ein Mangel, der allerdings natürlicher Weise fast ausnahmslos im Gefolge jeder Regimentsgeschichte ist.

Es dürfte vielleicht die Mittheilung von allgemeinem Interesse sein, dass das jetzige Ostpreuszische Füsilier-Regiment Nr. 33 aus Schwedisch-Pommerschen Truppen, dem „Leib-Regiment der Kö-

nigin" und dem „Regiment v. Engelbrechten" hervorgegangen ist, welche am 23. October 1815 an Preuszen übergeben wurden, nachdem das letzte Stück Pommerns und die Insel Rügen einige Wochen vorher dem Reiche der Hohenzollern einverleibt worden waren. Unter Preuszischen Fahnen hat das Regiment bereits eine ruhmvolle Geschichte durchlebt. Bei Königgrätz hat ein Bataillon desselben erfolgreich gekämpft, bei Gravelotte, Amiens, an der Hallue, bei Bapaume und St. Quentin haben die Dreiunddreisziger sich einen Namen gemacht.

Der Umstand, dass das Ostpreuszische Füsilier-Regiment Nr. 33 aus Schwedisch-Pommerschen Truppen hervorgegangen ist, wurde die Veranlassung, der eigentlichen Regimentsgeschichte noch „Geschichtliche Mittheilungen über die beiden Königlich Schwedischen Regimenter, aus denen das 33. Infanterie-Regiment formirt worden ist" beizufügen. Dieser Anhang enthält eine sehr sorgfältige politische und Heeresgeschichte Schwedens, von der Zeit Gustav Adolf's bis zum Jahre 1815. In dieser Geschichte finden hie und da an den bezüglichen Stellen die Regimenter besondere Erwähnung, mit denen die beiden am 23. October 1815 an Preuszen übergebenen Schwedisch-Pommerschen Regimenter einigermaaszen in einem inneren oder äuszeren Zusammenhange stehen. Man will die Geschichte des einen der beiden Regimenter (Leib-Regiment der Königin) mit einzelnen Unterbrechungen bis auf das Jahr 1604 zurückführen, andere nennen die Jahre 1720 und 1721 als Stiftungsjahr der beiden Regimenter. Die Forschungen des Verfassers führen für das obengenannte Regiment bis zum Jahre 1625 zurück, wobei jedoch auszer allem Zweifel feststeht, dass das zu jener Zeit aus Geworbenen gebildete Regiment dann wieder bis auf den letzten Mann entlassen wurde. Später wurden wiederholt von Neuem Regimenter angeworben, welche den Namen „Leib-Regiment der Königin" (oder einen Gleiches bezeichnenden) erhielten. Ob man ein geworbenes und dann wieder entlassenes Regiment als den Stamm später dauernd bestehender Truppentheile anzusehen berechtigt ist, kann bezweifelt werden. Unseres Erachtens dürfte ein Regiment seine Geschichte doch nur bis auf den Zeitpunkt zurückführen, seit welchem dasselbe, und wenn auch nur in einem geringen Stamme, ununterbrochen bestanden hat; ob dieser Stamm, ob die Mannschaften des Regiments später zur Bildung eines neuen Truppentheils verwendet wurden, würde den Zusammenhang des Alten mit dem Neuen nicht stören. Hier ist selbstredend nicht der Ort, zu entscheiden, wann das am 23. October 1815 Preuszischer Seits übernommene „Leib-

Regiment der Königin" entstanden ist. Ueberdies haben für die Preuszische Heeres- und Truppengeschichte Kriegsthaten Schwedischer Regimenter unbedingt gar keinen Werth, für eine Regimentsgeschichte wie die vorliegende, mögen dieselben von beschränktem historischen Interesse sein. Zur Befriedigung desselben hätte es gewiss genügt, einige ganz kurze Angaben über die Thaten der bezüglichen Schwedischen Truppentheile zu bringen. So äuszerst interessant und werthvoll viele der im Anhang enthaltenen Angaben in tactischer und organisatorischer Beziehung sind (Seite 412 lesen wir z. B.: „. . . . gleicher Haarschnitt und viele andere gleichmäszig regelnde und ordnende Bestimmungen verdanken ihre Entstehung dem Genie Gustav Adolf's und dem Eifer seiner tüchtigen Offiziere"), so grosze Sorgfalt ganz unzweifelhaft der Verfasser auf das Quellenstudium verwendet hat, so wäre es doch vielleicht angezeigt gewesen, diesen Anhang der Regimentsgeschichte bedeutend zu kürzen und dahingegen das Buch, wie bereits erwähnt, auch zum Denkmal für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments durch entsprechende Ergänzungen zu machen. Dass eine von diesem Standpunkt aufgefasste Regimentsgeschichte allgemein interessant und anregend geschrieben sein kann, haben mehrere derartige, in der letzten Zeit erschienene Werke praktisch bewiesen.

Schlieszlich muss die sorgfältige Ausstattung des Werkes rühmlich hervorgehoben werden. Einzelne Druckfehler, die namentlich bei den Namen von Offizieren (z. B. Hauptmann v. Haugewitz statt v. Haugwitz) recht störend in die Augen fallen — auf Seite 224 wird auszerdem der 2. September als der Schlachttag von Sedan bezeichnet —, hätten vielleicht auch noch vermieden werden können. Ein Inhaltsverzeichniss wird sehr vermisst.

Psychologische Betrachtungen über den Compagnie-Chef und seine Compagnie. Berlin 1877. E. S. Mittler und Sohn. 8°. 80 Seiten. — Preis: 1,50 Mark. —

Als mitten in der Sommerschwüle und zur Zeit der regsten Thätigkeit der Truppen auf den Schieszständen sowie im Terrain mir die kleine Schrift unter die Augen gebracht wurde, legte ich dieselbe — und mit mir gewiss mancher Compagnie-Chef an den das Büchlein gerichtet ist — auf die Seite, um es zu besserer Zeit

wieder hervorzuholen. Ich werde mich wohl der gleichen Ansicht vieler Cameraden erfreuen, wenn ich behaupte, dass der Titel des Werkes nicht besonders einladend ist, sich demselben zu einer Zeit zuzuwenden, in welcher die Probe auf das Exempel, das theoretisch und formell Erlernte gebrauchsfähig gemacht werden soll. Ueberhaupt werden „Psychologische Betrachtungen“ über die Compagnie in militairischen Kreisen wohl niemals einen recht fruchtbaren Boden finden, wenn es wahr ist, was Verfasser auf Seite 6 sagt: „Ja es geht dem Frontoffizier schlimmer noch als manchem Handwerker: Dieser kann Schuster sein und Poet dazu oder Glasschleifer und Philosoph; er hat aber zu eingehender Beschäftigung mit einzelnen Zweigen der Kunst und Wissenschaft nicht Zeit . . . .“ Dann heiszt es auf derselben Seite in einer Anmerkung: „Und gerade derjenige Dilettantismus, welcher am wenigsten unberechtigt, ja bis zu gewissen Grenzen eher nothwendig erscheint — der Dilettantismus in der Philosophie, ist am allerwenigsten ermöglicht, denn je angestrengter das Nachdenken, je mehr würden die nie ruhenden Geschäfte des Dienstes als quälende Störungen empfunden werden. Diese Geschäfte aber werden verlangt und nicht jenes Nachdenken.“ So schlimm wie bei diesen Zeilen des Verfassers das Leben eines Frontoffiziers erscheinen könnte, steht es mit Letzterem doch nicht. Der Lieutenant, der gewissenhaft seinen dienstlichen Obliegenheiten nachgekommen ist, hat noch sehr viel, meistens zu viel Zeit zum Nachdenken — er denkt auch wohl auszer Dienst an alles Mögliche, nur nicht an den Dienst und philosophische Systeme, und kann dabei doch ein aufgeweckter, regsamer, tüchtiger Frontoffizier sein. Aber auch der eifrigste Compagnie-Chef findet nach des Tages Müh' und Lasten noch einige Stunden, in denen er Mensch sein, in denen er sich an anderen Gegenständen erfrischen und erheitern kann, um dann mit erneuter Kraft seinen unendlich vielen Pflichten nachzukommen. Wehe dem Compagnie-Chef, der immer nur an den Dienst denkt; ein solcher würde allerdings bald seine geistige Thätigkeit bedeutend vermindert finden und zu einem Individuum ausarten, das nicht nur selbst zur Maschine wird, sondern auch seine Untergebenen zu Maschinen heranbildet. Zur Ehre des Deutschen Offizier-Corps will ich denn auch hoffen, dass sich nicht zu Viele abschrecken lassen, das kleine philosophische Werk des Verfassers zu lesen und recht ernstlich über den Inhalt desselben nachzudenken. Ich darf es nicht leugnen, es kostete mir einen kleinen Entschluss, dem Inhalte des Buches näher zu treten, — Psychologie und Compagniedienst schienen mir untereinander zu fremdartige Begriffe zu sein,

um aus diesen Betrachtungen Fruchtbares für den Dienst entstehen zu sehen. Aber ich habe das Buch gelesen — mit manchem Kopfschütteln, Achselzucken, Lächeln! Und doch: als ich das Buch aus der Hand legte, musste ich sagen, es ist mancher recht treffende Gedanke in demselben enthalten. Mit der logischen Entwickelung des Ganzen, mit der Einkleidung der Gedanken in Worte, mit den ausgesprochenen Ansichten bin ich keineswegs unbedingt einverstanden und doch ein eifriger Vertheidiger des Büchleins gewesen, als von anderer Seite man scharf gegen dasselbe zu Felde zog. Bei einer trefflichen sittlichen Grundlage enthält es schätzenswerthe Ansichten über Ehre, Muth, Ausdauer, Pflichtgefühl, Treue u. s. w. und über die Mittel, diese Eigenschaften zu erziehen, zu nähren, zu erhalten, zu vermehren. Möge des gesunden Kernes halber die nicht immer gewandte Darstellungsweise, der wenig frische, wenig anregende Ton des Büchleins mit in den Kauf genommen werden, und das in seinen Zielen, in Zweck und Absicht höchst lobenswerthe Werkchen sich in den betreffenden Kreisen Eingang verschaffen. Ich will darum hier auch nicht mit dem Verfasser über Einzelnes weiter rechten, vielmehr die Ansicht aussprechen, dass ein gutes Samenkörnlein gewiss bei Jedem zurückbleiben wird, der sich über die kleinen Hindernisse hinweg bis zum Schlusse des Büchleins durchgearbeitet hat. Dasselbe dürfte in seiner Eigenart kaum besser geschildert werden können, als durch Wiedergabe einer recht bezeichnenden Stelle. Auf Seite 29 heiszt es in dem Abschnitte über moralischen Muth folgendermaaszen: „Ein Soldat steht Posten auf den Scheibenständen. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass er beobachtet oder gestört werden wird. Der Trieb zum Rauchen dünkt ihm unwiderstehlich. Die Pfeife ist in der Rocktasche; er ergreift sie. Schon jetzt beschleicht ihn ein dunkles Gefühl des Unbehagens. Es ist die Stimme des Gewissens, nämlich die Unlust, welche dem Grundgefühle des Selbst dadurch hinzutritt, dass dieses sich in dem sittlichen Bestande, an welchen es sich bereits gewöhnt hat, verkürzt fühlt. Doch versucht der Soldat, nicht darauf zu achten und zieht auch den Tabaksbeutel hervor. Während er nun die Pfeife zu stopfen beginnt, wächst jener Gegentrieb der Unlust, so dass er den Trieb zum Rauchen, d. h. zum Stopfen der Pfeife hemmt. Aus der Hemmung zweier Triebe entsteht Aufmerksamkeit. Das Bewusstsein oscillirt zwischen dem Rauchen und der Ehre, denn dass letztere die Erfüllung der Dienstpflichten verlange, ist dem Soldaten bereits bekannt. Er überlegt: Was würden der Compagnie-Chef, der Feldwebel, der Unteroffizier, die Cameraden sagen, wenn sie es wüssten,

und je mehr er daran denkt, je mehr schämt er sich der Versuchung, je stärker wird der Trieb der Ehre, je schwächer der andere, bis Pfeife und Beutel wieder in die Tasche verschwinden. — Offenbar genügt hier die Sättigung des Selbst mit den Vorstellungen all der Lust- und Unlustgefühle, welche ihm in häufiger Wiederholung und Abwechselung Ehre und Unehre bisher bereiteten, um dem Triebe des Geschmackorgans einen siegreichen tieferen Trieb des Selbst entgegenzustellen. Das Rauchen würde jetzt Anstrengung erfordern, nicht so das Unterlassen desselben. Die Anstrengungen des moralischen Muthes treten hier nicht in das Bewusstsein. — Derselbe Soldat wird, während er nun die Stände abpatrouillirt, durch die Gluth der Mittagsonne und die Schwüle der Luft dermaszen ermüdet, dass er den Schatten eines Baumes aufsucht und sich — wenn auch nur für einen Augenblick — gegen den Stamm desselben lehnt. Die Augenlider werden ihm schwer, die Vorstellungen beginnen durcheinander zu spielen. Zwar kämpft der Trieb der Ehre, auf welchen der Wille die Aufmerksamkeit jetzt heftet, gegen den Grundtrieb der Müdigkeit, aber die zunehmende Ermüdung lässt Bewusstsein und Willen schwinden. Die Aufmerksamkeit wird daher schwächer, die Vorstellung der Ehre immer blasser, bis sie in jenes allgemeine Gefühl des Unbehagens zurücksinkt, welches wir Gewissen nannten und welches demnächst auch einschlafen wird. — Hier ist volle Anstrengung des Muthes nothwendig, um das in seiner Ehre, d. h. in dem Innersten seines moralischen Bestandes bedrohte Ich zu retten. — Der Gegentrieb wird durch den moralischen Muth aufs Neue geweckt. Der Soldat ermannt sich und geht weiter. Da springt ein Hase dicht unter seinen Füszen auf. Schnell entschlossen wirft er das Gewehr nach ihm. Die Ablösung biegt um die Ecke, er wird arretirt und bestraft. — Dieser letztere Fall ist insofern interessant, als Entschlossenheit ja Muth ist, denn der durch die Gleichberechtigung der vorhandenen Objecte gehemmte Wille wird nur durch eine Höherspannung, d. h. durch Muth frei, sich auf ein beliebiges derselben zu richten; wie umgekehrt Verlegenheit und auch Wankelmuth, welcher den einmal ergriffenen Gegenstand nicht festzuhalten vermag, auf Schwäche des Muthes deuten. Hier aber kam es gar nicht darauf an, dem Triebe nach dem Hasen durch Entschlossenheit schnell einen Ausgang zu verschaffen, sondern es wurde im Gegentheil verlangt, dass jener Trieb gehemmt werde, damit das Selbst zur Ueberlegung komme, aus welcher Alternative es sich in diesem Falle entscheiden wolle, z. B. ob aus der Alternative: die Ehre und die Dienstverletzung, oder aus der Alternative: der Hasen-

braten und das gewöhnliche Abendbrod. Während in dem vorhergehenden Beispiele von dem moralischen Muthe nur verlangt wurde, dass er den durch das Gewissen geweckten Gegentrieb soweit verstärke, dass es immer wieder zum Fragen, zum Heften der Aufmerksamkeit auf die Ehre komme, so musste er hier jenen Gegentrieb auch selbst erwecken, denn der Trieb des Gewissens hatte nicht Zeit emporzusteigen."

Die geschilderte Situation ist gewiss aus dem Leben gegriffen; nur will es mir nicht einleuchten, dass eine Folge des Erscheinens der Ablösung die Arretirung und Bestrafung des betreffenden Attentäters ist. Die Ablösung wird von einem anderen Musketier geführt· Verstehe ich das Seelenleben eines solchen Ablösungführenden Musketiers recht, so würde in dem vorliegenden Falle dieser Führer höchst wahrscheinlich über die Situation herzlich gelacht und dann die Ungeschicklichkeit des Gewehrwerfenden Cameraden verwünscht haben, denn der erhaschte Hasenbraten wäre sicherlich als gemeinschaftliche Beute betrachtet worden. Durch welche Triebe, Hemmungen, Alternativen u. s. w. die von mir gedachte Handlung des Ablösungführenden Musketiers entstanden, vermag ich allerdings nicht zu erklären: ich rechne mit der Thatsache selbst; doch würde es vielleicht nicht nutzlos sein, wenn nach Anleitung der angeführten Zeilen und des Büchleins überhaupt ein Compagnie-Chef im Interesse der Erziehung seiner Compagnie hierüber weitere psychologische Betrachtungen anstellt. So sehr ich letztere mitsammt dem Büchlein empfehle, möchte ich durch diese Zeilen aber nun nicht Veranlassung geben, dass noch mehr Werke, wie das vorliegende, das Licht der Welt erblicken. Letzteres wird die Bedürfnisse nach dieser Richtung hin vollständig befriedigen: ein zu viel schadet hier noch mehr wie in fast allen anderen Ständen. Pflichttreue, militairische Ehre, Muth und Hingebung wurzeln im Allgemeinen so fest und tief in allen Theilen des Deutschen Heeres, dass sie nur geringer psychologischer Nahrung bedürfen!

Die Reiter-Regimenter der Königlich Preuszischen Armee 1571—1876, graphisch dargestellt von **A. von Wellmann**, Premier-Lieutenant im Rheinischen Cürassier-Regiment Nr. 8 und Adjutant der 13. Cavallerie-Brigade. — Hannover 1877. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 5 Tabellen. —

Mit groszer Sorgfalt und vielem Geschick hat der Verfasser in vier Tabellen die Entstehungsgeschichte der im Jahre 1875 vorhandenen

Altpreuszischen Cavallerie-Regimenter zur Darstellung gebracht. Diese Tabellen gestatten nicht nur einen schnellen Ueberblick der Entwickelung der einzelnen Regimenter, sondern geben auch sofort Aufklärung über das Vorhandensein der Cavallerie-Regimenter während der einzelnen Zeitabschnitte. In Stammgeschichten und ähnlichen Werken finden sich diese Angaben bis jetzt nur zerstreut vor; es ist ein verdienstliches Unternehmen, das gesammte umfangreiche Material mit verhältnissmäszig wenig Zeichnungen und Strichen zusammengestellt zu haben.

Die erste Tabelle umfasst die Zeit vom Kurfürst Johann Georg (1571) bis 1809, die zweite die Jahre von da bis 1840, während die dritte bis 1861, die vierte bis 1876 reicht. Eine fünfte Tabelle enthält insbesondere die Entstehungsgeschichte der von 1867—1875 in den Verband der Preuszischen Armee aufgenommenen Cavallerie-Regimenter und greift bis zum Jahre 1668 zurück.

Die vielen Striche, Zeichen, Pfeile u. s. w. in den Tabellen mögen anfänglich manches Auge verwirren; eine nähere Betrachtung bringt aber schnell Klarheit und Verständniss über die Bedeutung der einzelnen Zeichen. Je mehr man sich alsdann in die Tabellen vertieft, um so mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, dass mit wenig Mitteln wirklich sehr viel gebracht ist und dass die vorliegende Arbeit gewiss in den bezüglichen Kreisen grosze Verbreitung verdient.

VIII.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. Juli bis 15. September 1877.)*)

Neue militairische Blätter (Juli-August-Heft): Friedrich der Grosze und Sein Cadetten-General. — Die Straszen-Locomotive und ihre Verwendbarkeit für militairische Zwecke. — Der neue Mobilmachungsplan der Italienischen Armee und die strategischen Verhältnisse

*) Das Verzeichniss der betreffenden Aufsätze aus den Russischen, Schwedischen, Norwegischen, Dänischen, Spanischen und Portugiesischen Zeitschriften wird im nächsten Hefte gebracht werden.

8*

Italiens im Anfange eines Krieges. — Die Französische Militair-Intendantur während des Feldzuges 1870—71. — Ueber die hygienischen Maaszregeln zur Beförderung der Körperentwickelung bei der Ausbildung der Recruten. — Ueber die Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde. — Ueber den eisernen Bestand. — Ein Stück Heeres- und Culturgeschichte. — Die Feldbefestigung und das neue Pionier-Handbuch.

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 27—35): Die Lothringischen Kriege Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund 1475—1477. — Die Fremdwörter in der Militair-Sprache. — Die Truppenverpflegung unter besonderer Berücksichtigung der Conserven. — Der Russisch-Türkische Krieg. — Taktische Briefe. — Rückblicke auf die Schlacht bei Idstedt 1850. — Eine Wehrsteuer für das Deutsche Reich. — Militairische Briefe aus Bessarabien. — Die Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758. — Wahrheit und Dichtung in der Kriegsgeschichte. — Werbung und Desertion.

Deutsche Heeres-Zeitung (Nr. 29—37): Das Infanteriegefecht mit weittragenden Gewehren. — Ansichten über das junge Pferd und seine Schonung. — Die Torpedo's oder Seeminen und ihre Verwendung. — Beschreibung der von der Russischen Armee geführten Handfeuerwaffen. — Die Land- und Seemacht Groszbrittaniens. — Die Reorganisation des Französischen Generalstabes. — Ueber das Pferd des Infanterie-Offiziers und über seinen Ankauf. — Ueber den Transport von Pferden. — Die grosze Pontonier-Uebung zu Schönebeck an der Elbe. — Die neuen Oesterreichischen Feldgeschütze.

Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des Deutschen Reichsheeres (82. Band, 1. Heft): Welche Rücksichten machen sich geltend bei Festsetzung des numerischen Verhältnisses der Geschossgattungen für die moderne Feld-Artillerie. — Das Ausbildungsjahr bei der Fusz-Artillerie. — Beispiel eines Brückenbaues aus unvorbereitetem Material. — Ein Beitrag zur Ballistik für gezogene Geschütze. — **(82. Band, 2. Heft):** Beste Panzerplatten. — Das Oesterreichische Feld-Artillerie-Materialmuster 1875. — Ueber Positionsgeschütze. — Das Progressiv-Pulver des Lieutenants Tolten der Artillerie der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (VIII. Heft): Die physische Geographie des Atlantischen Oceans zwischen 20° Nördl. Breite bis 10° Südl. Breite und 10° bis 40° Westl. Länge in monatlichen Uebersichten und mit Angabe der besten Routen zum Schneiden der Linie. — Deviationsbeobachtungen auf Deutschen Kauffahrteischiffen und einige daraus gewonnene Erfahrungen. —

Aus den Reiseberichten S. M. S. „Luise". — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Hertha".

Streffleur's Oesterreichische militairische Zeitschrift (VII. und VIII. Heft): Lager-Festungen in ihren Beziehungen zum groszen Kriege. — Aphorismen über das Sanitätswesen der Serbischen Armee 1876. — Krupp'sche Panzerkanone und ihre neueste Anwendung. — Ueber die mit flüchtigen Befestigungen bei den Truppen auszuführenden Versuchsarbeiten. — Das unterirdische Telegraphen-Kabelnetz in Deutschland. — **(Separatbeilage zu obigem Hefte)**: Die Kaiserliche Armee unter dem Obercommando des Markgrafen Ludwig von Baden in den Feldzügen 1689—92 gegen die Türken. — Der Feldzug 1690 in Serbien und Siebenbürgen. — Die Feldzüge 1691—92. — Zur Geschichte der Militair-Akademie zu Wiener-Neustadt. — Aus den Mémoires des K. K. Kriegs-Archivs. — Die sieben tapfersten Soldaten aus den beiden Feldzügen 1813 und 1814. — Oesterreichs Kriege seit 1495.

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (XV. Band, I. Heft): Ueber Durchführung von Fluss-Uebergängen. — Das Schieszen mit dem K. K. Infanterie- und Jäger-Gewehre mit Werndl-Verschluss auf groszen Distanzen. — Die Schlacht von Lobositz und die Gründung von Theresienstadt.

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (2. Juli-Heft): Das Weitschieszen der Infanterie. — Das neue Französische Militair-Requisitionsgesetz. — Der Orientalische Krieg 1877. — **(I. August-Heft)**: Das Weitschieszen der Infanterie. — Ueber die Ursachen der Russischen Misserfolge in Asien. — Die Lücken unseres Eisenbahnnetzes. — **(2. August-Heft)**: Kronprinz Erzherzog Rudolf, sein Erzieher und sein neuer militairischer Hofstaat. — Die Schiesz- und Correctur-Regeln für die Feld-Artillerie. — Die neue Französische Kriegsflotte.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung „Vedette" (Nr. 56—71): Charakteristik der Türkischen Kriegführung in Asien und Europa. — Der Russisch-Türkische Krieg. — Ein kategorisches Muss. — Einrichtung der Eisenbahn-Sanitäts-Züge.

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 56—72): Englands Etappenstationen im Mittelländischen Meere. — Die Einnahme von Nikopolis. — Die Torpedo's und ihre Anwendung im Seekriege. — Das Treffen bei Plewna. — Panzerkanonen und Panzer. — Aus dem Russischen Lager. — Ueber Recognoscirungen in Bezug auf die taktische Benutzung des Terrains. — Zur Geschichte des Offensiv-Torpedo's. — Die Strategie und Taktik der Russen und Türken im gegenwärtigen

Feldzuge. — Ueber die Ursachen, welche zum Vorrang der Nationen im Kriege geführt haben. — Die Befestigung der Dardanellen und ihre Besetzung durch England. — Der militairische Werth Russlands. — Das Infanterie-Regiment Erzherzog Wilhelm Nr. 12.

Oesterreichisch - Ungarische Wehr - Zeitung. „Der Kamerad“ (Nr. 54—64): Die Aufgaben einer Militair-Strafprocess-Ordnung. — Ueber die Ausbildung in der zerstreuten Fechtart. — Schuss- und Correctur-Regeln für Feld-Artillerie. — Die neue Organisation des honvedärztlichen Corps. — Zur Taktik der Feld-Artillerie. — Das Schieszen der Infanterie auf grosze Distanzen. — Ueber Versorgung von Militair-Wittwen und Waisen. — Das Kugelgeschütz.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (6. Heft): Untersuchungen über die Explosion des Schieszpulvers. — Die Italienische 32-Centimeter-Kanone. — **(7. Heft)**: Ueber Zündmittel-Proben. — Zur Theorie des Correctur-Verfahrens. — Die Resultate des Unterrichts und des Prämien-Schieszens der Feld- und der Gebirgs-Batterien im Jahre 1876.

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens (V. Heft, Nr. 8): Ueber die besten Schiffstypen für die Englische Marine. — Versuche mit Gasdichtungsscheiben (Gas-Checks) für Geschosse der Armstrong-Geschütze. — Die Torpedo's im Russisch-Türkischen Kriege.

L'avenir militaire (Nr. 438—447): Das ministerielle Project über die Unteroffiziere. — Nothwendigkeit der Berittenmachung der Infanterie-Hauptleute. — Die Schieszinstruction vom 12. Februar 1877. — Der Unterricht für die General-Inspectionen. — Die höhere Militairschule. — Stationirungstaktik des Generals Lewal. — Der Brodbeutel des Infanteristen. — Der Französische Militair-Kalender für 1877. — Die Inspection der Infanterie-Corps. — Die Französische Marine-Armee. — Vorschlag in Betreff eines Reglements für den inneren Dienst.

Le Spectateur militaire (15. Juli 1877): Studie über die Vertheidigung der Staaten und die verschanzten Schlachtfelder. — Studie über das Marschiren einer Division. — Wilhelm III. — Eine Armee unter der Convents-Regierung. — Die Russische Armee im Jahre 1877. — Studie über das gelbe Fieber. — **(15. August 1877)**: Leichte Truppen, gemischte Corps. — Studie über das Marschiren einer Division. — Cavallerie und Festungen. — Versuche mit lenkbaren Ballons vom militairischen Gesichtspunkte betrachtet.

Journal des sciences militaires (Juli-Heft): Taktisches in Betreff Unterbringung der Heere. — Der Krieg im Orient. — Die Kriege an der Donau 1711—1854. — Der Krimkrieg. — Die Bewaffnung der Französischen Infanterie und deren Vergleich mit den fremden

Kriegswaffen. — Der Tod Marceau's. — (**August-Heft**): Uebung im praktischen Unterricht der Infanterie-Cadres. — Der Krieg im Orient.

Revue d'Artillerie (Juli-Heft): Ueber die praktischen Schiesz-übungen in der Deutschen Artillerie. — Die Fehler beim Zielen, welche durch die geneigten Plattformen bei Belagerungen entstehen, und die Berichtigung dieses Irrthums. — Die Shrapnels, ihre Construction, ihre Eigenschaften und Verwendung im Kriege. — Bemerkungen über die zersetzenden Eigenschaften der Gase bei hohen Temperaturen und unter groszem Drucke. — Vergleichende Versuche in Oesterreich mit verschiedenen explosiven Substanzen. — (**August-Heft**): Ueber eine neue Feldgeschütz-Laffete aus Eisen, für Geschütze mit groszer Tragweite. — Zusammenfassender Bericht über die hervorragendsten Versuche, die Seitens der Oesterreichischen Artillerie in den Jahren 1875 und 1876 ausgeführt wurden. — Versuche, die in Italien mit Zeitzündern ausgeführt wurden. — Die Ottomanische Artillerie im Mai 1877.

Revue Maritime et Coloniale (August-Heft): Bemerkungen über die Torpedo's. — Versuche, die mit dem Englischen 81-Tons-Geschütz ausgeführt wurden. — Beschreibung der Französischen Marine in Algier. — Die Französischen Colonien, ihre Organisation und Administration.

L'Esercito (Nr. 83—106): Die mobile Miliz. — Normen, betreffend das Schieszen der Deutschen Festungs-Artillerie. — Die als Unteroffiziere zu den Lehrbataillonen commandirten Soldaten. — Die Oesterreichische Armee. — Der Krieg und die Geschichte. — Studie über einen Normaltypus der Belagerungs-Batterien in unserer Artillerie. — Die Befestigungen von Rom. — Die Eleven des dritten Akademie-Jahres. — Die Militair-Instruction in der Schule. — Das 36. Infanterie-Regiment auf dem Felde von Varallo Pombia. — Instruction für das Scheibenschieszen.

Rivista militare italiana (Juli-Heft): Die Offiziers- und Unteroffiziersfrage in Italien. — Der Russisch-Türkische Krieg in Asien im Jahre 1828. — Berichte und Vorhersagungen über den Russisch-Türkischen Krieg. — Der Krieg im Orient. — (**August-Heft**): Anwendung des Dynamit im kleinen Kriege. — Die Schlacht von Assietta. — Bestimmung des Gesichtsfeldes beim Manövriren auf der Karte.

Giornale d'artiglieria e genio (Juli-Heft): Die Eisenbahnen und das Eisenbahn-Regiment in Deutschland. — Das neue 7-Centimeter B. R. Gebirgsgeschütz. — Die Construction, Eigenschaft und Anwendung des Shrapnels im Kriege. — (**August-Heft**): Studie über die Unterbringung der Reiterei in Casernen. — Das neue Französische Stahlgeschütz von 9,5 Centimeter.

Rivista marittima (Juli- und August-Heft): Die Beleuchtung und die Signale an den Küsten und Häfen. — Zünder für durchschlagende Granaten. — (**September-Heft**): Militairische Aphorismen. — Die Beleuchtung und die Signale an den Küsten und Häfen. — Hinterladung und Vorderladung.

Army and Navy Gazette (Nr. 920—928): Die Operationen an der Donau. — Artillerie-Reorganisation. — Versuche in Shoeburyness. — Militairische Correspondenz Napoleon's I. — Russische Belagerungs-Artillerie. — Administrativ-Dienste. — Schiffs-Ingenieure. — Kriegstaktik.

Naval and Military Gazette (Nr. 2326—2333): Der Schutz der Kriegsschiffe. — Rammblöcke aus Holz. — Der erste Lord der Admiralität. — Der neue Admiral der Flotte. — Das Institut der Marine-Architekten.

Army and Navy Journal (Nr. 720—724): Der Indische Krieg. — Die Mexicanischen Wirren. — Indische Soldaten. — Der Krieg in der Türkei. — Der Seekrieg in Peru.

La Belgique militaire (Nr. 338—346): Neue Betrachtungen über unsere militairische Lage. — National-Vertheidigung. — Militairische Lage des Landes. — Stationirungstaktik des Generals Lewal. — Ein Blick auf die Spanische Armee. — Das Lager von Beverloo. — Cavallerie. — Belgische Militair-Erinnerungen von 1814. — Noch einmal die militairische Situation des Landes. — Betrachtungen eines Bürgers über die Militairfrage.

Revue des armes spéciales (Nr. 13—15): Der Artillerie-Unteroffizier im Felde. — Das Infanterie-Schieszen in Deutschland.

De nieuwe militaire spectator (Nr. 8): Ueber militairische Undationen.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 29—36): Moderne Hülfsmittel der Kriegführung. — Das Dienstreglement für eidgenössische Truppen. — Ein kurzer Besuch in den Russischen Lagern bei Warschau. — Die graphische Darstellung der Bewegungen eines combinirten Truppen-Corps und der Märsche seiner einzelnen Abtheilungen.

Revue militaire suisse (Nr. 11—16): Der Orient-Krieg. — Das Material der Gebirgs-Artillerie. — Begrenzter Schuss mit dem Französischen Gewehre. — Die Pulverfrage in England. — Das Infanterie-Schieszen in Deutschland. — Zusammenziehung der Truppen von 1877.

Zeitschrift für die Schweizerische Artillerie (Nr. 6—9): Mittheilung über die Feldtüchtigkeit des Schweizerischen 8-Centimeter-Materials im Türkisch-Serbischen Kriege. — Ueber Serbien und dessen Feldzug im Sommer 1876.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

IX.

Die Küstenvertheidigung.

Nach dem Französischen des Vice-Admirals V. Touchard mit besonderer Autorisation des Herrn Verfassers

von

H. v. Clausewitz,
Hauptmann a. D.

(Schluss.) *)

Man wird nach dieser Auseinandersetzung einsehen, dass die Französischen Kriegsschiffe einem anderen tiefer liegenden Zwecke dienten, als dem, die feindlichen Küsten anzugreifen, man weisz aber auch, wie durch die niederschmetternde Logik der Thatsachen diese Combinationen zerrissen wurden. Was geschah nun? Das so plötzlich überfallene Frankreich (la France envahie!) verlangte von der Flotte Alles, was diese an Mannschaften und Streitmitteln irgend entbehren konnte, denn bereits nach den Schlachten von Reichshoffen (Wörth) und Spichern wurden der Marine alle „Fusiliers" und die Hälfte ihrer Kanoniere abgenommen. Frankreich wird niemals vergessen, wie wackere Dienste diese Männer geleistet. Was konnten nun unsere Flotten-Divisionen noch viel leisten, da sie zu einer gleichen Unthätigkeit verurtheilt waren, als die alliirte Flotte 1854. Was konnte die Ostsee-Flotte thun, — ihr eigentlicher Zweck war im Rauch aufgegangen, und treu ihren groszmüthigen und ritterlichen Traditionen widerstrebte es ihr, an wehrlosen Gestaden und über die harmlosen Bewohner der Deutschen Küstenstädte Mord und Brand auszuschütten. **) Sie hat sich daher auf die Blokade beschränkt,

*) Vergl. Jahrbücher Band XXV, Seite 43 (October 1877).

**) Dann muss aber die damalige Presse Frankreichs in Millionen Zeitungs- und Flugschrift-Exemplaren grobe Unwahrheiten über ihre Regierung und Flotte erzählt haben. Der Uebers.

bis seinerseits der Winter diese Blokade beschränkte. — Die schnelle Schlagfertigkeit der Deutschen Armee hat ihr mehr Segen gebracht als ihre numerische Stärke.

Es ist mir schmerzlich gewesen, diese traurige Vergangenheit — selbst auf dem Wege speculativer Voraussetzungen — zu berühren, aber es ist mir ein Herzensbedürfniss, die Französische Flotte vor dem unbegründeten Vorwurfe der selbstverschuldeten Thatlosigkeit zu schützen. Auszerdem aber stehen die hier erwähnten Verhältnisse in engem Zusammenhange mit unserem Thema, sie zeigen, wie wenig Panzergeschwader zum Küstenkriege geeignet sind.

Uebrigens war der Plan, dessen ich eben Erwähnung gethan, wohl den Erwägungen des Deutschen Generalstabes nicht ganz fremd geblieben. Es ist interessant und gehört unbedingt hierher, welche Gegenmaaszregeln von seiner Seite dagegen getroffen worden sind. Der General von Falckenstein hatte fünf Divisionen Linie und Landwehr unter seinem Commando. Ferner disponirte er über die Festungsbesatzungen und Ersatztruppen der vier Generalcommando's längs der Küste. Seine Armee war gewissermaaszen in zwei Treffen rangirt, Front gegen die Dänische Halbinsel. Die erste Linie ging über Wismar-Hamburg-Bremen, die zweite war längs der Bahnlinie Uelzen-Celle-Hannover echelonnirt. So konnte man nach beiden Flügeln und der Front energisch wirken. Nach den am Rheine erfochtenen Siegen wurde diese Armee selbstverständlich abberufen, um den Strom der Invasion zu vergröszern. Es blieben nur Streitkräfte zur eigentlichen Küstenvertheidigung zurück. —

Worin besteht nun zur Stunde diese Küstenvertheidigung? Von Memel bis Hadersleben beträgt die Entfernung 1250 Kilometer, an der Nordsee überschreitet sie etwas die Zahl 300.

Man beschäftigte sich zuerst mit dem Nordostsee-Canal. Das Project fiel.*) So folgt man denn der Ansicht Moltke's, giebt lieber das Geld für die Schiffe aus, und bringt gleichzeitig den Ausbau des entworfenen fortificatorischen Planes mit Fleisz und Geschick zur Ausführung.

Seit der Erwerbung Wilhelmshavens beschäftigt man sich fortwährend mit diesem Etablissement und Moltke widmet ihm seine besondere Sorgfalt. Ebenso wird in Kiel eifrig gearbeitet, ein in Berlin seit 1871 permanent tagender Ausschuss hat die Oberleitung. Seit 1853 haben vielerlei Pläne gewechselt, jetzt scheint man einen stehenden zu verfolgen.

*) Die Details der Französischen Darstellung übergehe ich, sie sind ganz correct. Der Uebers.

In dem Nordsee-Gebiete spielen die Watten eine bedeutende Rolle, es bleiben daher nur die zwischen ihnen liegenden Mündungen der Elbe, Weser und Ems. Für die Zukunft ist eine vorgeschobene Linie in Aussicht genommen, die sich an die Inseln Neuwerk und Wangerooge als Hauptstützpunkte lehnt. Die Weser-Mündung ist durch zwei Panzerdrehthürme geschlossen; die Hauptarbeiten vollziehen sich aber bei Wilhelmshaven, um die dortigen Arsenale zu schützen.

In der Ostsee fand die Küstenvertheidigung schon eine Anzahl älterer Festungen und fester Plätze vor, deren sie sich als Stützpunkte bedienen konnte: Sonderburg, Flensburg, Kiel (?), Stralsund, Swinemünde, Kolberg, Rügenwalde (??), Danzig, Pillau und Memel. Hinter dieser ersten Linie bilden die Festungen ersten Ranges, Stettin (?) und Königsberg, eine zweite. Im Mittelpunkte des Deutschen Areals gelegen bildet Kiel einen Sammelpunkt geistiger und physischer Arsenale aller Art. Durch sechs starke Forts vertheidigt wird es ein Platz ersten Ranges.*)

Danzig, das älteste Marine-Arsenal Preuszens, scheint zwar durch die Schöpfungen des neuen Reiches etwas in den Hintergrund zu treten, indessen hat man seine Schiffswerfte derart gefördert, dass sie vor Kurzem ein Panzerschiff ersten Ranges vom Stapel lieszen; es wird also auch in der Zukunft eine wichtige Ergänzung Kiels bilden.

Die Deutsche Marine war bisher in dieser Beziehung vom Auslande abhängig, noch wachsen auf Englischen Werften zwei Panzerschiffe ihrer Vollendung entgegen, welche die Namen Metz und Sedan tragen sollen. Die Deutsche Marine wird also diese beiden Namen auf allen Meeren spazieren fahren, und wir werden den Schmerz haben, mitten im Frieden diesen drückenden Erinnerungen an unsere Niederlagen zu begegnen; indessen haben wir kein Recht uns hierüber zu beklagen, sind wir es doch gewesen, welche zuerst dergleichen Sitten einführten. Siege haben uns nicht gefehlt, um den Stern unserer Schiffe mit Namen zu schmücken. Möge die siegreiche Nation bei sich zu Hause, in ihren Städten, Plätzen und Denkmalen die Siege ihrer Waffen verherrlichen, das ist ihr Recht,

*) Ganz ähnlich wie ein anderer Fachmann der Marine Frankreichs in einem Aufsatze, den wir im Hefte 66, S. 340 dieser Blätter unseren Lesern vorzuführen die Ehre hatten, spricht sich auch der Admiral T. dagegen aus, die höheren Bildungsanstalten für Seeoffiziere nach dem Beispiele Englands, Deutschlands und Italiens in Frankreich einzuführen. Ausbildung der Theorie auf Kosten der Praxis, und die Durchschnittsbildung der Französischen Jugend bilden seine Gegengründe. Der Uebers.

ihre Pflicht sogar. Es ist ihre Pflicht, das Vaterland zu ehren und die Pflege ihres Ruhmes zu verewigen, ein Sporn den kommenden Geschlechtern. Aber sie auf die Namen der Schiffe übertragen, wo sie unter Fremden der beleidigten Flagge entgegenglänzen, das heiszt den Hass erwecken und Feindschaft für immer säen, das ist eine Herausforderung, die allmälig aufkeimenden Gefühle der Ruhe und des Friedens zu ersticken. Wenn Rom die Besiegten an des Triumphators Wagen kettete, so war dies nur für wenige Stunden des Tages. Wir heutzutage tragen die Erinnerung an unsere Siege auf alle Meere hinaus, und kränken durch den Anblick die Besiegten ganze Generationen hindurch. Wäre es nicht der Cultur unserer Zeit, unseres Christenthums würdiger, auf ein solches Raffinement des Hasses zu verzichten, das dem Heidenthume fremd war?*)

Diesen Tribut ans Ausland zahlte die Deutsche Marine und aus guten Gründen, aber sie wird von jetzt an mehr und mehr sich davon frei machen und in Zukunft ihre Schiffe selbst bauen. Schon sind auch die beiden Fregatten Preuszen und Leipzig in Grabow (bei Stettin) gebaut worden. —

Zu den Vertheidigungsmitteln der Deutschen Küste gehört schlieszlich noch ein Bahn- und Telegraphennetz, welches zumeist nach den strategischen Bedürfnissen der Landesvertheidigung entworfen ist. So läuft eine Bahn von Flensburg bis Memel, welche sich nirgends über 16 Kilometer von der Küste entfernt (?). Diese Bahn steht mit allen Hauptorten des Binnenlandes in Verbindung, während andererseits von diesen Doppelgleise nach den groszen Seestädten führen. Seit zwei Jahren ist dieses Bahnnetz complet und beträgt, die groszen correspondirenden Binnenbahnen mitgerechnet, gegen 25,000 Kilometer, beinahe so viel als Englands Bahnnetz. Auf diese Weise ist in seinen Hauptzügen das solide Gebäude der Deutschen Seemacht gegründet in beiden Meeren, die seine Küsten bespülen. Ein doppelter Zweck ist erreicht, einmal vollkommene Sicherheit gegen feindliche Angriffe, andererseits Herrschaft auf einem Meere, das bisher ein Russischer See war. —

Wenn aber Preuszen Kiel gegründet, so besitzt **Russland** Kronstadt, und sich gegenüber wachsen und gedeihen an den beiden Enden der Ostsee diese beiden Seemächte mit einer Schnelligkeit, dass sie die alten Marinen der Nordischen Staaten längst überflügelt haben. In dieser Zeit, wo ein neues Panzerschiff 15 Millionen Francs

*) Ich glaube, diese tragische Auffassung der Sache wird nicht von Vielen getheilt. Der Uebers.

kostet, müssen die kleinen Marinen aussterben.*) Nur die Groszmächte können sich den Luxus solcher Kriegsmaschinen erlauben. Ist dies ein Fortschritt oder ein Uebel? Die Zukunft wird's lehren. Aber da sie einmal hier erwähnt werden, so mag an die ruhmvolle Vergangenheit dieser Marinen erinnert werden, deren Offiziere so oft in Mitte der Unserigen ihre Studien vollendeten. Ganz besonders aber ist hier Dänemarks zu gedenken, das niemals zu unseren Feinden, oft aber zu unseren Bundesgenossen gehört hat. Diese Freundschaft reicht zurück bis in die Tage Karl's des Groszen, mit dem Ogier der Däne sich schon verband — — — —!

Seine Lage zwischen den beiden Meeren, der Ostsee und dem Schwarzen Meere, zwingt Russland, in diesen Gewässern nach möglichst groszem Einflusse zu streben. Es ist dies eine Lebensbedingung für das Russische Reich, seit Peter der Grosze mit seinen Grenzen die See erreichte. Schon sein zweiter Nachfolger badete die Fänge des Russischen Aars in den Wellen des Euxinus. Selbstverständlich verlangt Russland die Schlüsselpositionen beider Meere, in der Ostsee schienen sie ihm bis vor zehn Jahren sicher, sind sie es heute noch?

Im Schwarzen Meere band der Pariser Vertrag vorläufig dem Zarenreich die Hände. Natürlich zerriss es diesen Vertrag bei erster Gelegenheit, ebenso wie diese Gelegenheit Italien benutzte, um den Sitz des Papstthums zu seiner Hauptstadt zu machen. Wieder einmal machte die Welt die Erfahrung, dass die erzwungenen Verträge nur so lange, als die Gewalt des Siegers dauern. (Die Welt war auch darüber nicht im Geringsten erstaunt, denn besonders die Französische Geschichte seit Richelieu hatte in dieser Beziehung für die belehrendsten Beispiele in wahrhaft staunenswerther Auswahl gesorgt! Der Uebers.)

Wenn nun eines Tages Russland zur Ausführung seiner Pläne energisch vorgeht, wird Frankreich, nach solchen Ereignissen, welche den ganzen bisherigen Verhältnissen Hohn sprechen, irgend einen Grund haben — wir sagen nicht, sich zu widersetzen — aber auch nur tadelnd seine Stimme zu erheben?**)

Im Jahre 1854 hatte die alliirte Flotte die Baien von Balaclava,

*) „Es ist dafür gesorgt, dass der Ziege der Schwanz nicht zu lang wächst!" sagte Cushing von der Vereinigten Staaten-Marine und sprengte mit einem **Torpedo-**Boote zu 200 Dollars den Albemarle, der 5 Millionen Dollars kostete, in die Luft!

**) Das Bitterste für Frankreich wäre am Ende, wenn es gar nicht oder nur der Form wegen gefragt würde. Der Uebers.

von Kamiesch und die übrigen Einschnitte des Chersonesus ohne Widerstand besetzen können, und dieser Umstand rettete die Flotte und auch wohl die alliirte Armee. Was wäre wohl aus Beiden geworden, wenn die Flotte den Schrecken des Steppenwinters auf unsicherer Rhede hätte trotzen müssen! Was wäre aus den Transportschiffen, ihren Vorräthen und dem Gesundheitszustande der Armeen geworden? Es wäre gar keine Belagerung möglich gewesen.

In der Zukunft wird von Russischer Seite gesorgt sein, dass hier kein Feind Zuflucht finden, seine Operationsbasis eröffnen kann. In der Vertheidigung dieser Halbinsel wird der Schutz Sebastopols ruhen. Wenn bisher Russland dieser Sache nicht näher getreten ist, so ist daran wohl die Lage Sebastopols Schuld, welches den heutigen Geschützen gegenüber immer exponirt sein wird. Seine weit nach Süden vorgreifende Lage wird ihm indessen immer eine gewisse Bedeutung sichern,*) schon weil es für jeden Gegner ein wichtiger Besitz sein würde. Mittlerweile ist Nikolaiew von der Russischen Regierung zum Ersatz ausersehen. Die dortigen Arsenale haben die Russen in jeder Weise vergröszert und zum Bau für Panzerschiffe hergerichtet. Eine schwimmende Batterie der „Nowgorod" ist in Petersburg erbaut und stückweise per Bahn nach dem Süden geschafft (es ist ein sogenannter „Popoffka" **), wo sie jetzt in Dienst gestellt ist. Zu Yeni-Kalé und an der Dnjepr-Mündung sind ebenfalls groszartige Bauten an Stelle der früheren getreten.

Obwohl Russland seit fünf Jahren nicht müszig gewesen ist, so wird es dennoch zu thun haben, wenn es den Vorsprung einholen will, den die Türkei seit fünfzehn Jahren genommen hat. Dieselbe besitzt ein durch Zahl wie Beschaffenheit imponirendes Panzergeschwader,***) groszentheils aus England bezogen. Abdul-Aziz vergnügte sich damit, zu seinem Schutze die Panzerschiffe im Bosporus ankern zu lassen, und so ging die Besatzung allmälig jeder seemännischen Ausbildung verlustig. Wo sollen Offiziere und Mannschaften die nöthige Gewandtheit in der so schwierigen Behandlung dieser Eisencolosse erwerben? Das Instrument ist gut, es ruht aber

---

*) Dass Sebastopol gegenwärtig gut geschützt, beweist am besten, dass Hobart Pascha, dem Niemand Entschlossenheit absprechen kann, durchaus nicht gegen dasselbe vorgeht. Der Uebers.

**) Einem nicht unverbürgten Gerüchte nach sollen die Russen bereit sein, sämmtliche Popoffka's am liebsten im „Rambsch" unter dem Kostenpreise abzulassen. Der Uebers.

***) Die Arbeit ist vor Beginn des Krieges, 1. Januar 1877, veröffentlicht. Der Uebers.

in ungeschickter Hand. Dennoch wird diese Flotte in einer entschlossenen und erfahrenen Hand nicht Unbedeutendes zu leisten vermögen. Wird der jetzige Befehlshaber diese Hand besitzen? (Hobart Pascha.) Seine Vergangenheit scheint dafür zu sprechen. Aus Englischen Diensten stammend, hat er sich vor Charleston als Blokade-Brecher im Dienste der Conföderation hervorgethan. Dies sagt genug.

In der Ostsee arbeitet Russland mit einer Energie seit fünfzehn Jahren an der Vermehrung seiner Flotte, wie sie sonst nur England zeigt, und wie wir sie für Frankreich von Herzen wünschen möchten.

Russland überbot zunächst die Englischen Panzerbauten der Devastations-Classe durch sein Thurmschiff „Peter der Grosze“ mit 40 Centimeter Panzerdicke. Ferner schuf es die Classe der Popoffka-Schiffe. Auf dem ganzen Marinegebiete zeigt sich ein reges Leben, eine Marine-Akademie nebst anderen Bildungs-Anstalten wird errichtet, und Admiral Boutakoff schuf sein geistvolles Werk über die neue Seetaktik. Mit groszem Interesse verfolgte man bei uns diese neuen Ideen, welche gewissermaaszen eine Fechtschule für den Kampf mit dem Sporn und das „Rammen“ geschaffen haben.

Ich will hier nicht die Deutsche mit der Russischen Flotte vergleichen. Es genügt zu sagen, dass Russland bis zum Jahre 1883 circa 400 Millionen (Rubel oder Francs? Der Uebers.) für neue Constructionen ausgeben und dafür 12 Panzerschiffe I. Classe, 12 II. Classe und 28 Kreuzer haben wird.*) Durch die Art der Schiffe, durch ihre Ausrüstung entsprechen diese Geschwader den Plänen des Russischen Gouvernements, welche dasselbe consequent verfolgt. Geschaffen, um in dem engen Bassin der Europäischen Binnenmeere zu wirken, sind diese Schiffe solchem Zwecke angepasst. — Welches Interesse könnte sie auch nach dem Stillen Ocean und dem Indischen Meere führen. (??) Die einzige Rolle, welche sie zu spielen haben werden, ist die Beherrschung Europäischer Meere und die Vernichtung feindlichen Handels auf denselben.

Trotzdem hat Russland, treu seiner Asiatischen Mission, die Verhältnisse im äuszersten Osten im Auge behalten.**) Dort sind

*) Es ist zu bedauern, dass der Herr Verfasser nicht eingehend die Torpedofrage, so recht der eigentliche Kern des Küstenschutzes, beleuchtet. Sie darf heute nicht mehr übergangen werden; scheint der Torpedo doch den Panzer fast vernichten zu wollen. Der Uebers.

**) Wir möchten behaupten, dass es sie fast vollständig beherrscht. Der Uebers.

unter dem Kanonendonner der westlichen Eindringlinge viel hundertjährige Schranken gefallen. Wie das alte Rom einst diejenigen Barbaren nannte, unter deren wuchtigen Schlägen das Reich zuletzt in Trümmer sank, so scheint ein ähnliches Schicksal jenen alten Reichen einer untergehenden Cultur zu drohen, welche heute ihre westlichen Gegner Barbaren nennen. Dann, wenn dereinst der Krater der Orientalischen Frage ausgebrannt ist und die Frage des äuszersten Orients zur Entscheidung drängt, wird Russland wieder bereit sein. Schon längst steht es am Japanischen Meere; ein neues Nikolaiew wurde an der Amur-Mündung gegründet. Die Ungunst des langen Winters war der neuen Schöpfung nicht günstig, kurz entschlossen, baute man weiter südlich Wladiwostock. Wird Russland hier Halt machen? Wie dem auch sein möge, wenn dereinst die Orientfrage entschieden sein und die Frage dieses äuszersten Orients auftauchen wird, dann wird man ebenfalls Russland darauf vorbereitet finden, um mit starker Hand in die Entwickelung der Dinge einzugreifen.

Um seine Ostsee-Flotte zu schaffen, hat Russland so wenig als möglich der Hülfe des Auslandes sich bedient. Es hat Schiffe und Maschinen, Panzer und Geschütze selbst fabricirt.*) Seine Geschütze gehen aus den Gieszereien von Perm und Obutschoff hervor. In beiden Meeren kommen Russische Stahlgeschütze von 23 und 28 Centimeter und gezogene Mörser von 28 Centimenter zur Verwendung . . . .**)

Seit den 22 Jahren, welche seit dem Krimkriege verflossen sind, hat Russland diese Seite seines Reiches um Vieles vertheidigungsfähiger gemacht. Ein Eisenbahnnetz von 19,000 Kilometer, bei dessen Anlagen Französisches Geld und Französische Ingenieure mitgewirkt haben, erstreckt sich einmal von Nord nach Süd, zweitens von Nord-West nach Süd-Ost, und erlaubt damit eine schnelle Concentration aller Streitmittel. Auf der Ostsee ist Russland zum Kampfe gerüstet, auf dem Schwarzen Meere wird es bald eben so weit sein. —

III.

Schlussbetrachtungen.

Wenn im Eingange dieser Skizze gezeigt wurde, wie vor 30 Jahren der Zustand von Frankreichs Seegrenzen war, als Dampf

---

*) Die meisten und besten Geschütze sind von Krupp. Der Uebers.

**) Ein längeres Exposé über den Krimkrieg lasse ich, als unwesentlich für den Zweck der Arbeit, bei Seite. Der Uebers.

und Eisenbahn noch in ihrer ersten Entwickelung sich befanden; so ist seitdem mit Hülfe dieser beiden mächtigen Motoren ein System hervorgegangen, welches man mit einem Netze vergleichen kann, dessen Maschen man beliebig verengern kann. Man bezeichnet es mit dem Systeme der Zerstreuung (système d'éparpillement).

Der Dampf in allen seinen Anwendungen kommt ebensowohl der Vertheidigung als dem Angriffe zu Gute. Er erhöht mächtig das offensive Element, welches jeder energischen Vertheidigung innewohnt (défense mobile). Diese Offensivstösze, welche man mit Hülfe des Dampfes an Stelle der früheren reinen Defensive treten lassen kann (défense fixe), machen die Vertheidigung vielseitiger und wirksamer, man kann gleichsam die Maschen des Netzes beliebig zusammenziehen und erweitern, so dass in Wirklichkeit durch schnelle Vereinigung aller nöthigen Mittel das System d'éparpillement übergeht in das System der Concentration. —

Die offensive Küstenvertheidigung wird stets eine doppelte sein, sowohl zu Lande als zu Wasser wird sie stattfinden. Die Landvertheidigung wird sich stets in concentrischen Strahlen von den strategischen Knotenpunkten des Bahnnetzes aus nach den bedrohten Küstenstellen hin bewegen. So hatte auch 1870 General von Falckenstein disponirt. Der Vertheidigungsplan wird daher jedesmal für den Kriegsfall diese Positionen im Voraus geschaffen haben müssen, an denen die Heeresversammlungen stattzufinden haben, damit eine möglichst schnelle Vereinigung erzielt werde. Aber stets wird diese Landvertheidigung secundair auftreten, denn die erste Entscheidung wird immer die siegreiche Flotte auf hoher See geben. Sie wird für die feindliche, wie für die eigene Landvertheidigung das Gesetz geben. Ebenso ist auf der See die offensive Action der Vertheidigung von dem Ausgange dieser ersten Zusammenstösze der beiden Flotten abhängig. Je nach dem Ausfalle der offenen Seeschlacht wird sie ihre Rolle modificiren müssen. Daher findet man auch das Material dieser Seite der Küstenvertheidigung demgemäsz zusammengesetzt, aus zwei ganz verschiedenen Gattungen, einmal werden Kanonenboote in häufiger Anwendung dort erscheinen, wo das offensive Element überwiegt, andererseits werden Monitor, schwimmende Batterien und Torpedo-Boote im Dienste der vorwiegenden Defensive auftreten.*) Hierzu treten, wie bei dem Landheere die Abtheilungen

*) Dies dürfte denn der auszerordentlichen Entwickelung der Minen-Torpedo-Boote gegenüber, welche einen weiten Rayon umfassen können, nur sehr bedingt richtig sein. Es ist keine Frage, dass hier eine Waffe auftritt,

der leichten Cavallerie, schnelle Avisoschiffe zum Aufklärungs- und Nachrichtendienste, den Umständen gemäsz auch zu Kreuzern bestimmt. Mit Hülfe des ausgedehnten Signalnetzes werden sie meist schnell genug am bedrohten Punkte erscheinen, um kleinere feindliche Unternehmungen zu verhindern, über gröszere eingehende Meldungen zu bringen.

Da aber der offensiven Küstenvertheidigung zur See immerhin ein viel begrenzterer Wirkungskreis bleiben wird, als der Vertheidigung durch Landtruppen, so führt dies von selbst darauf, dass ihre Streitmittel gruppenweise in der Nähe wichtiger Punkte, Arsenale, Handelsstädte etc. sich sammeln werden, wo sie mit Wahrscheinlichkeit den grószten Erfolg erzielen können.

So wird denn dies ganze Vertheidigungsnetz aus festen und beweglichen Ringen bestehen, verbunden durch die Thätigkeit der Dampfaviso. Sowohl diese, als Kanonenboote, schwimmende Batterien und Torpedoboote bedürfen der Zufluchts-Häfen. Frankreich braucht dergleichen um so mehr auf der Kanalküste, als die Englische Seite überreich damit versehen ist. In der Ostsee ist ebenfalls kein Mangel daran. Ein System guter befestigter Nothhäfen, ebensowohl für die Kriegsschiffe, als für den Küstenhandel, ist ein nothwendiges Ergänzungsglied einer guten Küstenvertheidigung.

Da die groszen Arsenale werthvolle Angriffsobjecte bilden, so müssen sie kräftigst geschützt werden; ihnen an Wichtigkeit folgen die groszen Seestädte und Flussmündungen. Bei einer wohl genügenden Vertheidigung wird es heute dem Feinde viel leichter als vor 30 Jahren, durch einen schnellen Angriff eine Flussmündung zu forciren, die daran liegende grosze Handelsstadt zu besetzen und mit all ihren reichen Hülfsquellen als seine Operationsbasis zu benutzen. Die Folgen für das betreffende Land könnten dann leicht sehr ernst werden. Eine Landung eines feindlichen Heeres an der offenen wohlbewachten Küste eines stark bevölkerten Landes wie Frankreich dürfte ein sehr schwieriges und sehr wenig lohnendes Unternehmen sein. Hat dagegen ein Feind die Französische Flotte gründlich geschlagen, sich die Herrschaft in einem bestimmten Meere erobert, so dürfte es nicht viel gefährlicher, aber weit lohnender sein, Havre, Marseille, Nantes oder Bordeaux zu erobern und festzuhalten.

---

welche dem ganzen Seekriege ein neues Gepräge geben wird. Die jetzt von den Russen geführten Kämpfe dürfen in dieser Beziehung nicht irre machen. Material und Mannschaft sind noch gar nicht auf der Höhe der Ausbildung, können es auch nicht sein. Der Uebers.

Sebastopol, das durch eine nicht sehr starke Dampfer-Flotte angegriffen wurde, entging diesem Schicksale nur dadurch, dass es seine Segel-Flotte opferte und durch deren Versenkung den Hafen sperrte.

Die Inseln, ganz besonders aber die Halbinseln müssen von der Vertheidigung berücksichtigt werden. Sollte der Feind z. B. bei Cherbourg sich in Besitz der Halbinsel Cotentin setzen, so würde dies für die Festung äuszerst gefährlich sein, man wird daher bei Zeiten durch genügende Landbauten dieser Gefahr vorbeugen.

Auf diesen wichtigen Punkten wird also die Vertheidigung schon im Frieden durch permanente Befestigung die Vertheidigungskraft stärken, während man Positionen zweiten Ranges der défense mobile überlassen wird; so dass man durch eine doppelgleisige Bahn einem solchen Orte die Möglichkeit bieten wird, binnen zwölf Stunden durch eine mobile Division vertheidigt zu werden. Unter Verhältnissen wird dies mehr werth sein als der Bau eines kleinen Forts, dessen Widerstandskraft doch nur eine begrenzte sein kann.

Die Mittel werden sich eben mit dem jedesmaligen Zwecke ändern, die Schnelligkeit der modernen Verkehrsmittel aber führt alle Nationen dahin, eine möglichst grosze Concentration anzustreben, gewissermaaszen die Maschen dieses Netzes von Eisen, Stein und Feuer so weit, aber so elastisch als möglich zu schürzen. In Bezug auf die Colonien wird sich dies Princip ebenfalls empfehlen, die gröszeren müssen mit einer genügenden Vertheidigungskraft versehen werden. Die kleineren bleiben sich selbst überlassen. Gegen einzelne Kreuzer können sie sich vollkommen selbst schützen, wenn die Verwaltung bei Zeiten für eine kräftige und verständige Anwendung des Gesetzes über Nationalgarde gesorgt hat. Diese allerdings halb entschlafene Einrichtung muss in den Colonien neu belebt werden. Wenn sie das nicht wollen, so müssen sie eben auch vor dem schwächsten Gegner sich ducken.

Durch diese kräftige Vertheidigung der groszen Colonien wurde zugleich auch innerhalb der groszen Oceane eine Reihe von Zufluchts-Häfen für die Schiffe und Kreuzer der Nation geschaffen, eine Reihe, welche gegenwärtig noch sehr viel Lücken zeigt. Der Grund liegt mit darin, dass fast seit einem Jahrhundert das Land der inneren Ruhe in einer Weise entbehrt hat, die ihm nicht erlaubte, sich mit diesen Verhältnissen in consequenter Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Man verliert Colonien eben nur dann, wenn man eine zu schwache Flotte hat. Nur wer das Meer beherrscht durch die ganze Dauer eines Krieges, wird am Ende desselben noch im Besitze der Colonien

sein. Hier liegt der wahre Grund, weshalb wir so viele von unseren Colonien verloren haben, alle anderen, oft declamirten Gründe sind nicht stichhaltig. —

Wenn wir untersuchen, wie sich die Erfordernisse einer guten Küstenvertheidigung zwischen Heer und Marine vertheilen, so gelangen wir zu folgendem Resultate:

Was die Offensive in der Vertheidigung anbelangt, so ergiebt sich der Unterschied von selbst. Der Armee das Land — der Marine die See.*)

Was nun aber die eigentlich artilleristische und fortificatorische locale Küstenvertheidigung betrifft, soll sie vom Marine- oder vom Kriegsministerium ressortiren?

In der Theorie macht sich das ganz leicht, und nach dieser ist in Frankreich bisher verfahren, der Armee überwies man die ganze Vertheidigung auf dem festen Lande, der Marine fiel sie zu Wasser anheim. Ebenso wird dies Princip in England in noch schärferer Form durchgeführt. Dort ressortiren nicht nur alle Befestigungsarbeiten, sondern auch alle Arsenale, selbst die See-Festungen, wie Spithead und Plymouth vom War Office. Es ist allerdings die Einheit des Commando's bis ins Aeuszerste durchgeführt, ob es aber für die Marine segensreich wirkt, bis in ihre Arsenale hinein immer die mächtige Hand einer fremden Verwaltung zu fühlen, ist eine andere Frage.

In Frankreich ist schon seit längerer Zeit gewohnheitsmäszig die Ausrüstung einzelner Festungsfronten, der sogenannten fronts de mer, in die Verwaltung der Marine übergegangen. Gewissermaaszen stillschweigend wurde hierdurch anerkannt, dass die Arbeit dieser Küsten-Artillerie auf einem ganz anderen Felde liegt, als die der Feld-Artillerie. Neuerdings ist denn auch diese Frage zu Gunsten der Marine entschieden worden, die Ausrüstung der See-Festungen ist ihr gänzlich überwiesen worden. Das übrige Küstenland verbleibt dem Ressort des Kriegsministeriums unterstellt. Es sind hier die Folgen dieser Theilung zu untersuchen.

Seit 30 Jahren haben sich die Bedingungen für Angriff und Vertheidigung vollkommen geändert. Man braucht heute ein ge-

*) Das möchte denn doch nicht so einfach zu theilen sein. Wie man in vielen Küstenländern nicht sagen kann, wo Wasser aufhört und Land anfängt, so wird auch die militairische Action im praktischen Leben beider Gewalten in einer Weise zusammenschmelzen, die aller Reglements spottet, und nur durch selbstlose Hingabe Beider an den groszen Zweck zu lösen ist.

Der Uebers.

schultes und geübtes Arbeitercorps, eine gewaltige Artillerie, Torpedos etc. Was sollten uns heute die alten Küsten-Kanonenschaluppen mit ihrer ebenso schwerfälligen Besatzung nützen? Wir brauchen ein intelligentes Offiziercorps, an der Spitze von Mannschaften, welche eine Elite bilden, mit den schwierigsten Manipulationen, den zusammengesetzten und gefährlichen Maschinen durch langjährige Uebung vertraut, welche der heutige Seekrieg als Hülfswerkzeuge braucht.

Ebenso wie alle diese verschiedenen Abtheilungen, trotz ihrer verschiedenen Ausbildung und Verwendung in ihrer Gesammtheit, die grosze Marine Frankreichs in ihrer Zusammengehörigkeit, in ihrem Corps d'Esprit repräsentiren, so könnte ebenso gut die Artillerie sich in drei grosze Abtheilungen, Feld-, Festungs- und Küsten-Artillerie, gliedern. Wenn durch die neu eingeführte kürzere Dienstzeit die Ausbildung der Mannschaften erschwert ist, so wäre eine solche Arbeitstheilung erst recht angezeigt.

So könnten z. B. drei Regimenter, je eines, für den Dienst an einer der drei Seeküsten Frankreichs verwendet werden.

Die Friedens-Garnisonen würden naturgemäsz die groszen Seestädte des betreffenden Areals sein. Die Territorial-Armee würde die Bedienungsmannschaften für die Geschütze liefern sowie die Ersatz-Compagnien stellen. Es wäre eigentlich nur eine Wiederherstellung unserer alten bewährten „See-Wehr“ (guet de la mer).

Diese Einrichtung würde zweierlei Ansprüchen genügen, einmal eine genügende Vertheidigeranzahl für das betreffende Areal schaffen, und ferner der Marine die Disposition über ihre Leute lassen. Man kann doch nicht zweifeln, dass bei Ausbruch eines Krieges unsere Marine jeden Mann dringend braucht. Die besonders ausgebildeten canonniers brevetés werden ihr ebenso unentbehrlich sein, als die fusiliers de la marine. Sie hat eine grosze, vielseitige und verantwortungsvolle Aufgabe. Sie muss den Seekrieg führen, die Küsten und Arsenale decken, dazu müssen ihre Offiziere und Mannschaft so vielseitige Uebung und Ausbildung sich aneignen, dass man nicht verlangen kann, dass sie nebenher noch ausgezeichnete Festungs-Artilleristen vorstellen sollen.

So gehören nun gegenwärtig der Marine die fünf groszen Arsenale und See-Festungen sowie die Colonien; unter dem Kriegsministerium stehen die Küsten und Algier. Beide haben ihre Artillerie für sich. Beide fabriciren sich auch ihr Material selbstständig, da aber dies Material in jeder Beziehung so gleichmäszig sein muss, als ginge es aus einer Werkstatt hervor, so ist hierzu

eine besondere Commission eingesetzt: „die gemischte Commission für Küstenvertheidigung", um die nöthige Gleichmäszigkeit zu erzielen.*)

Wenn auch die Marine sich der Sympathie des Landes ebenso wie das Heer erfreut, so steht sie ihm doch nicht so nahe, und diese Zeilen sollen eben ihre Wünsche und Bestrebungen der Bevölkerung näher zeigen. Es musste hierbei ein wenig ins Detail gegangen werden, aber ohne dies wäre es unmöglich gewesen, darzustellen, welche Rolle der Marine bei der Küstenvertheidigung zufällt.

Diese Rolle in ihrer Vollendung lässt sich kurz schildern: „Bleibt die Marine Herrscherin des offenen Meeres, so sind nicht nur die Colonien gesichert und die eigenen Küsten, sondern es bleiben auch 100,000 Mann mehr für den Landkrieg disponibel!"

Ohne dass im Laufe dieser Studien der Marinen Spaniens oder Oesterreichs nähere Erwähnung geschehen ist, hat man gesehen, dass heute in Europa fünf Seemächte um den Vorrang streiten, und also für Frankreich aller Grund vorhanden ist, keinen Augenblick in seinen Arbeiten innezuhalten, will es seine Stellung behaupten.

X.

Wellington.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Englischen Kriegführung zu Anfang des 19. Jahrhunderts

von

A. Janke,

Hauptmann à la suite des 3. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 14 und Lehrer an der Kriegsschule zu Metz.

(Mit einer Karte.)

(Schluss.)**)

Gegen Ende Juni begann Wellington seinen Einmarsch in Spanien längs des nördlichen Tajo-Ufers, in der Absicht, sich mit Cuesta am

---

*) Vergl. über diese verzwickten Verhältnisse den oben citirten Aufsatz, der sie gebührend beleuchtet. Heft 66. S. 340.

**) Vergl. Jahrbücher Band XXV, Seite 60 (October 1877).

Tietar zu vereinigen. Er verliesz bald das Tajo-Thal, das bereits sehr ausgesogen war, setzte seinen Marsch über Castello Branco und Coria fort und kam am 8. Juli in Plasencia an. Seine Absicht war gewesen, von hier aus möglichst schnell nach Almarez zu gelangen, um den Franzosen daselbst den Rückzug zu verlegen. Da Cuesta aber mit seiner Zustimmung zu lange zögerte, so kam dies nicht zur Ausführung; die Franzosen überschritten ungehindert die Brücke von Almarez und zogen sich nach Talavera de la Reyna ab, woselbst sie eine starke Arrièregarde zurücklieszen, während die Hauptkräfte hinter die Alberche dirigirt wurden.

Am 20. Juli erfolgte endlich bei Oropesa die Vereinigung der Britischen Armee mit den Spaniern, die bei Almarez und Puente del Arzobispo den Tajo überschritten hatten. Es waren daselbst nunmehr vereinigt:

20,000 Mann Engländer und 38,000 Mann Spanier.

Hiervon 4000 Spanier unter Venégas auf dem linken Tajo-Ufer, um Toledo und Aranjuez zu bedrohen. Kleinere Detachements standen bei Perales, Baños und Bejar, während Beresford den Auftrag hatte, mit der Portugiesischen Armee die Spanier in der Behauptung dieser Plätze zu unterstützen. Die Lusitanische Legion in der Stärke von 5000 Mann unter Wilson war nach Escalona an der Alberche entsendet, um unabhängig in Flanke und Rücken des Feindes zu operiren, wenn derselbe sich zusammenziehen und südlich von Madrid den Angriff abwarten sollte.

So standen die Verbündeten bereit, die Franzosen, welche Talavera noch besetzt hielten, auf ihre Position am linken Ufer der Alberche zurückzuwerfen. Am 22. Juli rückten die Verbündeten vor und stieszen an der Alberche auf Victor, der dort mit circa 30,000 Mann Stellung genommen hatte. Wellington war auch bereit, ihn am 23. Juli anzugreifen, doch Cuesta weigerte sich unter den nichtigsten Vorwänden, unter Anderem heiszt es, weil es ein Sonntag war. Der Angriff wurde daher aufgeschoben, und Victor, der genaue Kenntniss von den Operationen der Verbündeten erhalten zu haben scheint — auf welche Weise, ist nicht aufgeklärt —, verstärkte seine Posten zu Talavera, sandte der Wilson an der oberen Alberche gegenüberstehenden Colonne Unterstützung, verlegte seine Rückzugslinie von der Madrider- nach der Toledo-Strasze und bewerkstelligte zu Torrijos seine Concentration.

Da die Englische Armee groszen Mangel an Lebensmitteln litt, so war es nothwendig, für einen bis zwei Tage Halt zu machen, um demselben abhelfen zu können. Cuesta, der sich jetzt stark genug

glaubte, es mit einem Corps, das er vorher Bedenken getragen hatte, mit Wellington gemeinschaftlich anzugreifen, jetzt allein aufzunehmen, setzte den Marsch fort, stiesz aber bei Torrijos auf Victor, der wieder im Vorrücken begriffen war, und konnte seine Armee nur dadurch vom Untergange retten, dass er sich hinter die Alberche zurückzog, wo er von den Engländern aufgenommen wurde.

Schlacht bei Talavera de la Reyna am 27. und 28. Juli 1809.

Am 27. Juli 1809 rückten die Franzosen noch weiter vor, und Cuesta's Armee ging in Ordnung bis zu dem von Wellington ausersehenen Schlachtfelde zurück.

In der Auswahl und Vorbereitung eines solchen entwickelte Wellington ein besonderes Talent, und gerade dasjenige von Talavera de la Reyna ist eins der geeignetsten Beispiele dafür, so dass eine nähere Betrachtung desselben gerechtfertigt erscheinen dürfte.

Das Terrain war vorzüglich für den Charakter der Truppen, aus denen die verbündete Armee zusammengesetzt war, geeignet. Den rechten Flügel bildete die Stadt Talavera*), die dicht am Tajo erbaut, rings von regelmäszig gepflanzten Olivengärten eingeschlossen ist, welche letztere die Vertheidigung sehr begünstigten. Seinen linken Flügel stützte Wellington auf eine weithin dominirende Höhe, die durch ein circa 1000 Schritt breites, von Westen nach Osten laufendes Thal von einem Gebirgszuge der Sierra de Montalban getrennt ist. Die ganze Stellung hatte eine ungefähre Ausdehnung von drei Viertel-Meilen, und zwar wurde die südliche Hälfte, welche beinahe unangreifbar und daher weniger einem ernsten Angriffe ausgesetzt war, den Spaniern zugewiesen, denen Wellington nicht recht traute. Im Centrum war die Gegend offener, und es wurde, um den Punkt, an dem die beiden Armeen an einander stieszen, besser zu sichern, auf einem daselbst befindlichen Hügel eine verschanzte Batterie angelegt.

Was das Terrain vor der Stellung betrifft, so zieht sich der Bergzug von der Höhe auf den Englischen linken Flügel bis an die Alberche, welche, von der Sierra de Avila herabkommend, etwa eine Stunde östlich von Talavera sich in den Tajo ergieszt; der Bergzug wird jedoch in gleicher Höhe mit Talavera von einem gleichfalls von Norden kommenden, ziemlich tief eingeschnittenen Wasserlaufe

*) Es ist dies das alte Talabriga, das Thalabira der Araber, die daselbst im Jahre 914 und 949 schwere Niederlagen erlitten. Im Mittelalter kommt es als Westgothischer Bischofssitz unter dem Namen Elbora vor.

durchbrochen. Auf der westlichen Seite des Höhenzuges ist eine bedeutende Erhebung, welche spitz und kegelförmig gestaltet, nach Westen mehr abläuft als nach dem Wasserlaufe, und das Thal, die ganze Ebene bis an das Olivenholz und mehrere 1000 Schritt in der Front beherrscht. Der Gipfel selbst gewährt nur für wenig Geschütze Raum.

Wo der Wasserlauf den Bergzug durchbricht, ist das Ravin bis zu dem Olivenholze hin tief und stellenweise mit gröszeren Pfützen angefüllt. Weiter südlich war er nirgends ein bedeutendes Hinderniss.

Gegen diese Stellung, die als Defensiv-Stellung jedenfalls nichts zu wünschen übrig liesz, rückten die Franzosen noch am 27. Juli Mittags vor, überschritten die Alberche, trieben die Truppen des Generals Mackenzie mit einigem Verluste zurück und standen gegen Abend mit 47,000 Mann, die von Joseph Bonaparte und unter ihm von Jourdan, Victor und Sebastiani commandirt wurden, der Stellung der Verbündeten gegenüber.

An Soult, Ney und Mortier hatte Joseph am 22. Juli den Befehl geschickt, sich seinen Operationen anzuschlieszen. Indessen war Mortier im Marsche von Zaragoza in Arragonien nach Madrid noch weit entfernt; Soult, der von Zamora aus neue Operationen gegen Portugal in der Richtung auf Ciudad Rodrigo eingeleitet hatte, erhielt den Befehl erst am 27. Juli und konnte sein Corps sowie dasjenige Ney's erst zum 4. August in der Gegend von Plasencia vereinigen. Joseph wartete aber nicht, bis diese bedeutenden Verstärkungen, die ihm hätten zugehen können, herankamen, sondern liesz sich von Victor zum sofortigen Angriffe auf Wellington's vortheilhaft gewählte Stellung fortreiszen.

Unter dem Schutze einer heftigen Kanonade wurde gegen Abend eine Recognoscirung unternommen und zuerst der rechte Flügel der Verbündeten angegriffen. Man gelangte bald zu der Ueberzeugung, dass der linke Flügel der wichtigste Punkt der Schlachtlinie sei und schickte noch während der Nacht zu zwei verschiedenen Malen Infanterie-Colonnen längs des Thales vor, um sich der Höhe zu bemächtigen. Der erste Angriff kam so unerwartet, dass die Franzosen den höchsten Punkt erreichten, ehe derselbe von hinreichenden Kräften besetzt worden war, doch eine Bajonnet-Attacke warf sie wieder herab. Bei dem zweiten Angriffe waren die Truppen schon mehr vorbereitet und wiesen denselben ebenfalls zurück.

Am Morgen des 28. Juli war die Truppen-Aufstellung folgende:

Die Division Hill hatte die Höhe besetzt, dann folgten nach Süden die Divisionen Sherbrook und Campbell. In zweiter Linie

stand die Division Mackenzie. Die Linie von der Schanze bis Talavera war von den Spaniern besetzt. Die Englische und Spanische Cavallerie stand westlich der Höhe. Die Artillerie war sehr schwach; man hatte nur fünf Batterien sehr leichten Calibers. Von diesen war eine südlich des höchsten Gipfels des Berges, die zweite hinter dem Centrum, die dritte in der Verschanzung aufgestellt, während die beiden übrigen in Reserve blieben.

Gegen Tagesanbruch eröffneten die Französischen Batterien, die schwereren Calibers und auch an Zahl überlegen waren, ihr Feuer auf die ganze Britische Linie. Unter ihrem Schutze ging die Division Ruffin in Colonnen von Bataillonen gegen die Höhe vor, es folgte ihr die Division Villatte; beide verloren aber in Folge des schwierigen und durchschnittenen Terrains auf der Front der Höhe ihre Festigkeit, kamen auseinander und wurden durch wiederholte Bajonnet-Attacken der Engländer mit groszen Verlusten zurückgewiesen. Letztere wären jedenfalls bedeutend gröszer geworden, wenn die Cavallerie der Verbündeten zur Hand gewesen wäre. Dieser Fehler in der ersten Aufstellung wurde alsbald verbessert. Zwei Englische Cavallerie-Brigaden, mit einer Spanischen Reiter-Division als Reserve dahinter, wurden in dem Thale aufgestellt, während die dritte Englische Cavallerie-Brigade hinter das Centrum dirigirt wurde. Auch die Höhen der Sierra de Montalban wurden durch ein Detachement von 3000 Spaniern besetzt. Unter diesen Anordnungen war die Zeit bis 11 Uhr verstrichen und es trat jetzt eine Pause ein, während welcher die Franzosen abzukochen begannen, die Engländer und Spanier aber, die nicht reichlich mit Lebensmitteln versehen waren, von ihren Anstrengungen ausruhten. Während dieser stillschweigend eingetretenen Waffenruhe erquickten sich die einzelnen Soldaten der beiden feindlichen Armeen friedlich an den Ufern des Portina-Baches.

Um 2 Uhr hatten die Franzosen ihre Mahlzeit beendet und begannen wieder die Schlacht. In mehreren Colonnen gingen sie unter dem Schutze zahlreicher und gut postirter Artillerie auf allen Punkten vor. Zunächst wurden gegen den feindlichen linken Flügel in Front des Berggipfels und am Fusze desselben rechts und links im Thale fünf geschlossene Colonnen aus den Divisionen Villatte und Ruffin formirt. Vier avancirten en échellon so weit, dass sich das linke Flügel-Echellon an ein kleines Haus lehnte, das etwa 500 bis 600 Schritt von dem nördlichen Abhange des Berges entfernt war. Die fünfte, bedeutend stärkere Colonne avancirte in gleicher Höhe auf dem Rücken des jenseits sich fortsetzenden Bergzuges. Der rechte

Flügel hatte grosze Tirailleurschwärme vor sich, die sich bis zum Gebirgszuge der Sierra de Montalban erstreckten.

Um dem Versuche der Franzosen, die Stellung in der Flanke anzugreifen, entgegenzutreten, wurden die beiden Cavallerie-Brigaden Anson und Fane beauftragt, im Thale in zwei Treffen vorzurücken. Zwei Geschütze wurden den Berg hinabgeschickt an ein Ravin, wo sie rechts gegen die Batterien des Feindes gesichert waren und von wo sie gegen das erwähnte Haus ihr Feuer richten konnten. An der Sierra de Montalban war Spanische Infanterie aufgestellt, Tirailleurs bedeckten den Fusz des Berges und den Rand des Ravins. Etwa 150 Schritt von jenem Hause schlängelt sich durch das Thal ein enger, damals zwar trockener, bewachsener Wasserabzug, der sich gegen das gröszere Ravin hin erstreckte und bedeutend genug war, um eine zur Attacke anreitende Cavallerie zu brechen. Die Brigade Anson, von der das 23. Dragoner-Regiment auf dem rechten, die Husaren der Deutschen Legion auf dem linken Flügel waren, attackirten, ohne von diesem Hindernisse Kenntniss zu haben, kamen natürlich in Unordnung und ihr Eindruck auf die sie erwartenden Französischen Carrée's war dadurch abgeschwächt. Das Feuer derselben verursachte ihnen viel Schaden und sie mussten, als zwei Französische Cavallerie-Regimenter heranrückten, unter groszen Verlusten ihren Rückzug antreten. Dennoch hatten sie den Erfolg, dass die Franzosen auf den Plan, den linken Flügel zu umgehen, verzichteten und erst den Ausgang ihrer Angriffe gegen das Centrum abwarteten.

Hier sollte die Division Lapisse mit der einen Hälfte die Division Sherbrook und die andere Hälfte im Vereine mit der Division Villatte den Berg angreifen; der General Sebastiani sollte mit dem IV. Corps gegen den rechten Flügel der Engländer vorgehen, die schwere Cavallerie dahinter in Reserve, die leichte Cavallerie hinter der Division Villatte bleiben. Gegen die Spanische Linie wurde nur ein Dragoner-Regiment auf der groszen Strasze von Talavera verwendet.

Die Franzosen griffen in Colonnen an, ein Manöver, das hier nicht von Erfolg war. Die Engländer hatten die specielle Instruction, hinter ihrer Position sich niederzulegen und ihr Feuer nicht eher abzugeben, bis die Têten der angreifenden Colonnen in wirksamsten Schussbereich gekommen seien. Sobald sie dort angelangt waren, deployirten die Franzosen, das Fehlerhafteste, was sie in diesem Moment thun konnten; die Engländer gaben während dessen Salven und stürzten sich dann mit dem Bajonnet auf die Franzosen, wo-

durch letztere mit groszen Verlusten zurückgeworfen wurden. Die Garde-Brigade hatte sich in der Hitze der Verfolgung verleiten lassen, weiter vorzugehen als die übrigen Truppen der Linie, und wurde durch Französische Reserven sowie die wieder Front machende Division Lapisse mit solch' überlegener Macht angegriffen, dass ihre Auflösung bevorstand. Doch das Eingreifen eines Infanterie-Regiments und einer Cavallerie-Brigade rettete sie. Ebenso war der Angriff auf die Verschanzung, welche den Vereinigspunkt beider Armeen decken sollte, durch die Campbell'sche Brigade und zwei Spanische Bataillone zurückgewiesen.

So auf allen Punkten der Schlachtlinie abgeschlagen, sahen sich die Franzosen genöthigt, nach einem Verluste von 10,000 Mann von weiteren Angriffen abzustehen und hinter die Alberche zurückzugehen. Der Verlust der Engländer betrug 5000 Mann, die Spanier wollen 1200 Mann verloren haben, obwohl die nicht über 10,000 Mann starke Garde des Königs Joseph zur Beobachtung der Bewegungen Cuesta's in dem Olivenholze aufgestellt war, aber nichts gegen die Spanische Armee unternommen hatte.

Die Engländer hatten einen Sieg erfochten und sie schrieben ihn hauptsächlich dem von ihnen befolgten Systeme zu. So lesen wir in den „Observations on the General-Orders": „Das System Wellington's widerstritt fremden Theorien und der Praxis der Franzosen, die stets in Colonne angriffen und sich auf dem Kamme der Position, wenn sie diesen erreichten, entwickelten, wo die Leute gewöhnlich auszer Athem waren und, weil sie im Feuer standen, dieses kitzlige Manöver nothwendig unter nachtheiligen Umständen ausführen mussten. Bei Vimeiro, Talavera, Busaco wurden die Franzosen, die in Colonnen angriffen, geschlagen. Bei Vittoria, Orthez, Toulouse griffen die Briten, nachdem sie zuvor in Linie aufmarschirt waren, die feindlichen Positionen an und nahmen sie. Bei Waterloo griffen die Franzosen ebenfalls überall in Colonnen an und erlitten eine Niederlage; die Britische Infanterie rückte in Linie vor." Es war, wie schon angedeutet, gleichsam das letzte Aufflackern der Vortheile der Linie, die Engländer lieszen sich durch die Erfolge zu übertriebenen Ansichten über dieselbe verleiten und behielten diese Taktik noch während des Krimkrieges nicht gerade zu ihrem Vortheile bei.

Der Sieg der Engländer bei Talavera war für den Fortgang des Krieges höchst wichtig; die Folge des errungenen Sieges war zunächst Zeitgewinn und Verlängerung des Kampfes, ohne welche

Portugal noch in diesem Jahre überzogen und ;unrettbar verloren gewesen sein würde.

Obwohl die Franzosen noch am 29. Juli unschlüssig der Englisch-Spanischen Stellung gegenüber blieben, traten sie doch Abends ihren Rückzug an; Victor zog sich hinter die Alberche, Sebastiani nach Toledo zurück, wohin er am 30. Juli eine Division vorausschickte, um Venégas abzuwehren.

Auf der anderen Seite hinderten Rücksichten auf Verpflegung*), Missstimmung zwischen Wellington und den Spanischen Generalen, noch mehr aber das Erscheinen Soult's in seinem Rücken diesen, den errungenen Erfolg auszunutzen. Gleich nach der Schlacht nämlich hatte Joseph dem Marschall Soult, der mit 35,000 Mann in Leon stand, den Befehl ertheilt, zu seiner Unterstützung über den Pass von Baños in die Flanke der Verbündeten vorzudringen. Soult war dem Befehle bereits zuvorgekommen, hatte sich des Passes von Baños, der nicht kräftig genug vertheidigt wurde, bemächtigt und war in Plasencia eingerückt. Man beschloss nun, ihm die Englische Armee entgegenzuschicken, während die Spanische den Franzosen bei Talavera gegenüber stehen bleiben sollte.

Am 3. August Morgens brachen die Engländer nach Oropesa auf, erfuhren aber, dass Soult schon bis Naval Moral vorgedrungen sei, die Verbindung von Oropesa mit der Brücke von Almarez also unterbrochen war. Zugleich erklärte Cuesta, er werde, da die Franzosen sich nach Escalona gewendet hätten und ihn in der Flanke bedrohten, sich wieder mit den Engländern vereinigen. Nicht nur 1500 Verwundete der Verbündeten wurden hierdurch in Talavera Preis gegeben, sondern auch die ganze Lage wurde sehr gefährdet. Auf der einen Seite versperrten 30,000 Franzosen das Thal des

*) Die Verpflegungsrücksichten werden der Kriegführung in Spanien stets Schwierigkeiten bereiten. Schon Heinrich IV. sagte: „Gehen wir Wenige nach Spanien, so schlagen sie uns, gehen wir Viele, so verhungern wir.“ Wellington berichtet nach der Schlacht bei Talavera: „Die Armee hat kein Brod zu essen, obgleich sie zwei Tage im Treffen gewesen ist und einen doppelt so starken Feind geschlagen hat. Es ist Thatsache, dass die Britische Armee während der letzten sieben Tage nicht ein Drittel ihres Mundvorraths bekommen hat, dass in diesem Moment 4000 Soldaten in den hiesigen Hospitälern aus Mangel an dem gewöhnlichen Beistande und den nothwendigsten Bedürfnissen, welche jedes andere Land selbst seinen Feinden nicht versagt haben würde, umkommen, und dass ich keine Hülfe irgend einer Art in diesem Lande erlangen kann. Ich werde mich schlechterdings nicht rühren, ja noch mehr, ich werde meine Armee zerstreuen, bis ich, wie sich's gebühret, mit Provision und Transportmitteln versehen bin.“

Tajo, andererseits liesz sich annehmen, dass Victor, dessen Truppen nach Abzug der in der Schlacht erlittenen Verluste noch 25,000 Mann stark waren, seine Bewegungen fortsetzen würde. Eine Schlacht mit diesen beiden Armeen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Punkten geschlagen, konnte allerdings Rettung bringen, aber beide Treffen mussten auch siegreich sein, denn da es den Armeen an einer Rückzugslinie gebrach, so konnte schon der Verlust des einen Treffens den Untergang des Heeres herbeiführen. Wir wissen, wie geringes Vertrauen Wellington in die Spanier setzte, daher wollte er in seiner vorsichtigen Art der Kriegführung sich diesem Risiko nicht aussetzen, sondern wählte den einzigen noch bleibenden Ausweg, den Tajo auf der Brücke bei Arzobispo zu überschreiten, marschirte nach Deleytosa und Jaraicejo, wo er in einer vorzüglichen, das ganze auf dem linken Ufer des Tajo liegende Land deckenden Stellung zu verbleiben gedachte, brach aber endlich auch von hier nach Badajoz auf, da man ihm bei Heranschaffung von Lebensmitteln hindernd in den Weg trat. Cuesta war auch bei Arzobispo übergegangen und hatte zur Deckung der Brücke eine starke Arrièregarde zurückgelassen. Diese wurde aber von einer Französischen Division, die unbemerkt den Fluss durchfurthet hatte, gänzlich abgeschnitten, worauf Cuesta sein Commando niederlegte!

Wilson, der nach Escalona detachirt gewesen war, hatte sich, als Cuesta Talavera verliesz, ebenfalls zurückgezogen und den Pass von Baños erreicht, wurde dort aber am 12. August von dem Ney'schen Corps, das sich von Plasencia wieder nach Leon begeben wollte, der Art geschlagen, dass er sich mit bedeutenden Verlusten nach Castello Branco zurückziehen musste.

Venégas, der gegen Toledo und Aranjuez geschickt war, stand unter dem geheimen Einflusse der Junta; indem er ihre und Cuesta's Befehle, die gänzlich unvereinbar waren, befolgen wollte, musste sein Verfahren entschieden verhängnissvoll werden. So kam es, dass er sich zu Operationen verleiten liesz, die seine Kräfte überstiegen; er wurde am 10. August bei Almonacid geschlagen. Ein zweiter Versuch, auf Madrid loszugehen, misslang; auf dem Rückzuge über die Ebene von Ocaña wurde er von Joseph angegriffen und erlitt eine bedeutende Niederlage. So war der Zeitraum nach dem Siege von Talavera gerade nicht günstig für die Sache der Verbündeten.

Wellington befand sich in keiner angenehmen Situation; er hatte nur ein Corps bei sich, auf Verstärkung aus England war nicht zu rechnen, eine Expedition von 40,000 Mann nach Seeland war missglückt, daher konnte er an ein Vorrücken nicht denken.

Die Stimmung war allgemein eine gedrückte; man glaubte, dass man die Halbinsel bald unverrichteter Sache werde verlassen müssen. Wellington fasste jedoch einen Plan, mit dem er wenigstens Portugal, dessen Schutz ihm anvertraut war, und auf das Napoleon es jetzt abgesehen zu haben schien, zu vertheidigen gedachte. Er hielt dies wenigstens für angemessener, als bei dem ungewissen Ausgange eines erneuten ungleichen Kampfes im Süden Alles aufs Spiel zu setzen. Deshalb befreite er seine Armee aus der unthätigen Lage an den ungesunden Ufern des Guadiana, wo sie an Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln zu leiden hatte, und marschirte noch im August 1809 nach der gesunden Provinz Beira, um Portugal zu decken. Dort nahm er auch die Reste der Romana'schen Armee auf, welche auf Salamanca vorgegangen war, die Franzosen bei Tamanes geschlagen hatte, von Kellermann jedoch unweit Alba de Tormes*) total vernichtet worden war.

Während nun die Franzosen in den anderen Theilen der Halbinsel fast überall siegreich aufgetreten waren, war es natürlich Napoleon's dringendster Wunsch, sein Versprechen einzulösen, Portugal zu erobern und die Engländer auf ihre Schiffe zurückzujagen.

Er vereinigte zu diesem Zwecke im Juni 1810 die drei Corps von Ney, Junot und Reynier bei Salamanca und unterstellte sie in einer Gesammtstärke von

66,000 Mann Infanterie,
6000 Mann Cavallerie

dem Oberbefehle Massena's.

Diesen gegenüber hatte Wellington nur

48,000 Mann Infanterie,
3000 Mann Cavallerie,

und erkannte, dass er mit diesen geringen Kräften sich auf offensive Unternehmungen nicht einlassen könne, sondern nur in streng defensiver Haltung unter Benutzung des Terrains die Ungleichheit zu paralysiren suchen müsse. Es kam darauf an, den Krieg bis zum Eintritte günstigerer Umstände in die Länge zu ziehen. Diese Art der Kriegführung war es, die seinem Charakter so recht entsprach, und wir erkennen ihn auch in diesem Feldzuge wieder als Meister derselben.

So hatte er bereits im October 1809 vor Lissabon eine Stellung verschanzen lassen, in welche er sich zurückzuziehen und dort das Schicksal der Halbinsel zu entscheiden gedachte. Zu gleicher Zeit

*) Daselbst befindet sich die Stammburg der Herzöge von Alba.

liesz er auch Abrantes und Peniche verstärken und mehrere andere Punkte verschanzen, die seinem Plane, den Krieg in die Länge zu ziehen, als Stützpunkte dienen sollten. Alles dies geschah mit einer solchen Heimlichkeit, dass die Franzosen in voller Unkenntniss darüber blieben.

Die Armee der Verbündeten lag im Frühjahre 1810 in Cantonnements und zwar waren die drei Corps derselben in der Weise vertheilt, dass das Hauptcorps in der Stärke von 22,000 Mann unter Wellington bei Viseu, Celorico und Guarda sich befand und eine leichte Division nach Almeida vorgeschoben hatte, 13,000 Mann unter Hill rechts davon an der Grenze bei Portalegre, 10,000 Mann unter Leith als Reserve bei Thomar standen.

Die Operationen der Franzosen begannen im April 1810 mit der Einschlieszung von Ciudad Rodrigo durch zwei Corps. Am 10. Juli musste die Festung nach tapferer Gegenwehr capituliren.

Am 24. Juli überschritten die Franzosen die Grenze, um Almeida*) einzuschlieszen. Die leichte Division unter Crawford musste weichen und Almeida im August capituliren. Da Massena's Absicht, von hier auf Lissabon vorzugehen, klar wurde, begann Wellington sich längs des linken Ufers des Mondego zurückzuziehen.

Der Raum zwischen dem Mondego und dem Tajo wird durch die Sierra de Estrella ausgefüllt, die, wenn sie entschlossen und mit Vorsicht vertheidigt wird, jeder feindlichen Armee unzugänglich ist. Südlich des Mondego führt eine gute Strasze zwischen dem Flusse und dem Gebirge hindurch. Wenn eine feindliche Armee jenseits dieser Gebirge nach Lissabon vorrücken will, so muss sie entweder diesen Weg wählen oder den Mondego überschreiten, nördlich entlang marschiren und unterhalb einen zweiten Uebergang versuchen.

Massena wählte letzteren Weg, weil der erstere durch die vielen Thäler und Schluchten der Estrella beschwerlicher ist. Doch auch auf dieser Strasze lagert sich im Westen die Sierra de Busaco vor, die, gehörig besetzt, eine fast unangreifbare Position bildet. Diese, seinem Schlachtensysteme entsprechende Stellung wollte Wellington natürlich nicht unbenutzt lassen, zog, da er wusste, dass Massena alle seine Kräfte zusammenhielt, auch das Hill'sche und Leith'sche Corps an sich heran, liesz einen Theil seiner Armee auf dem südlichen Ufer des Mondego, ging mit dem anderen auf das

*) 1844 fiel Almeida in die Hände der Insurgenten unter General Bomfin, wurde Anfang April von den Königlichen Truppen beschossen und am 29. April zur Uebergabe gezwungen.

nördliche über und befand sich am 26. September concentrirt auf der Sierra de Busaco, als Massena herankam. Demselben war die Heranziehung von Hill und Leith entgangen, er glaubte die Stellung nur schwach besetzt, griff zunächst am 27. September in der Front an, wurde aber mit groszen Verlusten zurückgewiesen.

Am 28. September unternahm Massena, um seinen Weg fortsetzen zu können, eine Umgehung auf einem höchst beschwerlichen Wege, die ihm glückte und Wellington zwang, seine Stellung aufzugeben. Letzterer verliesz seine Stellung, nicht etwa, wie Napoleon es vielleicht gemacht hätte, um offensiv gegen die Verbindungen seines Gegners vorzugehen, sondern um sich über Coimbra in eine neue, diesmal seit langer Zeit vorbereitete Stellung zurückzuziehen.

Die Stellung, welche Wellington sich ausersehen hatte, und die unter dem Namen der Linien von Torres Vedras bekannt ist, war von der Natur so begünstigt wie möglich. Sie bestand aus drei verschiedenen Reihen von Verschanzungen, die sich über eine zwischen dem Tajo und dem Ocean eingeschlossene Landzunge erstreckten, auf deren äuszerster Spitze Lissabon liegt. Die erste der Linien, welche, allen Windungen der Bergkette folgend, eine Ausdehnung von circa acht Meilen einnahm, schloss sich rechts bei Alhandra an den Tajo und links an die Mündung des kleinen Flusses Zizondre an. Die directe Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt ungefähr sechs Meilen. Die zweite Linie bildete eine Postenkette von Quintella am Tajo bis S. Lorenzo am Ocean; ihre Ausdehnung betrug fünf Meilen. Die dritte oder innerste behufs Deckung einer Einschiffung construirte Linie befand sich zwischen dem Passe d'Arcos am Tajo und dem Thurme von Junquare an der Küste.

Seit dem October 1809 hatte man an den Verschanzungen gearbeitet, die Böschungen der Berge waren senkrecht gemacht, Inundationen hervorgerufen, Straszen, die der Feind hätte benutzen können, zerstört, andere, die die Verbindung der vertheidigenden Truppen erleichterten, angelegt. 150 Forts waren auf den wichtigsten Punkten errichtet und mit circa 600 Geschützen armirt worden.

Die erste Vertheidigungslinie war ursprünglich nicht in der Absicht permanenter Occupation construirt, sondern sie sollte nur zu Ausruhplätzen dienen, damit die Verbündeten sich in vollständiger Ordnung in die zweite Linie zurückziehen könnten. Während jedoch die Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida die Operationen Massena's verzögerten und dieser in Unthätigkeit verharrte, erlangten auch die ersten Linien täglich mehr Stärke. Die auf-

geworfenen Redouten waren nicht sowohl Feldwerke als regelmäszige Castelle, von denen viele mehrere hundert Mann fassen konnten, eine sogar für 3000 Mann eingerichtet war. Sie waren so construirt, als sollte jede eine Belagerung von mindestens sechs Wochen aushalten, und auf Punkten errichtet, die sie auf der einen Seite völlig ebenso haltbar als auf der anderen machten, auch sämmtlich wenigstens in gewissem Grade von den daneben liegenden unabhängig und gegen das Feuer derselben geschützt, im Falle die letzteren dem Feinde in die Hände fielen.*) Sie wurden mit Miliz und den am wenigsten disciplinirten Truppen besetzt, damit die Britischen und die Elite der Portugiesischen Truppen frei zu allen erforderlichen Bewegungen verwendet werden könnten. Es war eine gute Gelegenheit, die Truppen zu üben und auszubilden; eine Exercir- und Manövrirschule, deren Wirkungen sich bei den Engländern in den nächsten Feldzügen schon bemerkbar machen.

So vereinigte Wellington in den Linien von Torres-Vedras circa 60,000 Mann. Massena, welcher wunderbarer Weise von dem Vorhandensein dieser Verschanzungen erst auf dem weiteren Marsche von Leyria erfuhr, wurde bei seiner Verfolgung endlich vor denselben aufgehalten, blieb drei Tage unthätig davor liegen, liesz am 9. und 10. October Recognoscirungen vornehmen, die ihn bald von ihrer groszen Festigkeit überzeugten, gegen die er mit 40,000 Mann nichts unternehmen könne. Einen Monat blieb er noch davor stehen, dann aber entschloss er sich am 14. November wegen Mangels an Lebensmitteln zurückzugehen und in einer ebenfalls verschanzten Stellung abzuwarten, bis die Engländer in Noth geriethen und Verstärkungen ihm einen Angriff auf die Linien erleichtern würden. Doch der Mangel, der bei ihm eintrat, war durch Wellington's Maaszregeln herbeigeführt, der den ganzen Landstrich davor verwüstet und die Einwohner zum Verlassen desselben bewogen hatte, während ihm selbst durch die Flotte vom Meere und vom Tajo aus stets neue Zufuhr herbeigeschafft wurde.

Massena bezog Cantonnements in der Gegend von Thomar und wählte die Stellung bei Santarem hinter dem Flusse Rio major für

---

*) Vgl. John T. Jones. Mémoires sur les lignes de Torres-Védras élévées pour couvrir Lisbonne 1810. Traduit de l'anglais par Mr. Gosselin. Paris 1832, avec Carton. Noch heute bilden diese Linien, obwohl grösztentheils verfallen, ein Bollwerk Lissabons auf der Landseite und werden auch nach der zwei Meilen davon gelegenen Stadt Ericeira benannt.

Am 22. December 1846 schlug hier Marschall Sardanha die Insurgenten unter General Bomfin.

seine Avantgarde; der linke Flügel war durch den Tajo, der rechte durch zahlreiche Cavallerie gedeckt. So stand man sich den Winter hindurch gegenüber.

Zu Anfang des Jahres 1811 erhielt Massena bedeutende Verstärkungen durch 12,000 Mann vom IX. Corps, und allen noch im Süden Spaniens befindlichen Truppen wurde der Befehl ertheilt, nach der Grenze von Alemtejo aufzubrechen.

Dieser Umstand nöthigte allerdings Wellington dazu, die Spanier dorthin zu detachiren; doch die Verbindung mit dieser Süd-Armee, auf welche Massena so stark rechnete und zu der er alle Anstalten auf dem Tajo durch Herbeischaffung von Booten etc. getroffen hatte, wurde durch den Widerstand, den Badajoz bis Mitte März leistete, verzögert.

Schon vor dieser Zeit war die Noth im Französischen Lager so grosz geworden, dass Massena sich Ende Februar mit nur noch 45,000 Mann zum Rückzuge entschlieszen musste.

Wellington hatte gerade jetzt eine Verstärkung durch 7000 Mann erhalten und gedachte die Offensive zu ergreifen. Er schritt auch wirklich zur Verfolgung der zurückgehenden Französischen Armee, aber auf eigenthümliche Weise. Massena liesz nämlich seine Arrièregarde jede vortheilhafte Stellung benutzen, so dass ein Frontalangriff auf dieselbe in der Regel mit groszen Verlusten verbunden gewesen wäre und sie nur durch einen Marsch von mehreren Stunden umgangen werden konnte. Die so gewonnene Zeit benutzte er dazu, das Hauptcorps immer weiter zurückmarschiren zu lassen, so dass dieses seinen Marsch für den Tag schon zurückgelegt hatte, ehe die Arrièregarde darauf zurückgeworfen worden wäre. Wellington verfolgte mit der grözten Vorsicht; nie liesz er sich auf einen Frontalangriff ein, er scheute sich, selbst wenn er dem Feinde Verluste zufügen konnte, dies zu thun, sobald er selbst deren unvermeidlich erleiden musste. Er selbst spricht sich über dieses System der Verfolgung folgendermaaszen aus: „Ich habe zwar Gelegenheit, dem Feinde einen bedeutenden Verlust beizubringen, doch würde es mich einen groszen Theil meiner Truppen kosten; ich halte es daher für besser, bei meinem bisher beobachteten Verfahren zu bleiben, um ihn zu ermüden und seine innere Auflösung zu betreiben suchen, wodurch ich meine Armee vollzählig erhalte, als mich in eine Schlacht einzulassen, die sie übel zurichten und auszer Stande setzen könnte. es mit den frischen Truppen, die wir an der Grenze finden werden, aufzunehmen."

Massena ging unter steten Arrièregardengefechten auf der Strasze zwischen der Sierra de Estrella und dem Mondego zurück und erreichte Ende März die Coa. Nachdem er sich in Salamanca wieder organisirt und durch Verstärkungen die bedeutenden Verluste, die er erlitten, ausgeglichen hatte, rückte er wieder zum Entsatze von Almeida vor, wurde aber von Wellington am 9. Mai bei Fuentes de Oñoro geschlagen. —

Wir haben die Operationen dieser ersten Jahre mit mehr Ausführlichkeit und im Zusammenhange behandelt, weil sie für Wellington's Kriegführung besonders charakteristisch sind. Die ferneren Operationen können wir an dieser Stelle nur im Ueberblicke und unter Hervorhebung des Wichtigeren überschauen, um dann zum Schlusse einen Blick auf den Schauplatz seines letzten Feldzuges zu werfen.

Das Jahr 1811 verläuft mit Unternehmungen der Engländer gegen die Festung Ciudad Rodrigo*), die endlich genommen wurde.

1812 handelt es sich um Salamanca; bei dem benachbarten Dorfe Arapiles kam es zur entscheidenden Schlacht, in der die Franzosen unter Marmont von den Engländern geschlagen wurden. Zu Ende desselben Jahres haben die Engländer wieder nach Rodrigo zurückgehen müssen und dort Winterquartiere bezogen. Diese wurden zur gründlichen Reorganisation benutzt, namentlich auch zur Regelung des Verpflegungswesens. Im Jahre 1809 hatte man eigentlich nur aus der Tasche in den Mund gelebt; man verliesz sich auf die Spanier und fuhr sehr schlecht dabei. In den darauf folgenden Jahren bewegte sich die Armee fast immer zwischen ihren Magazinen oder im Bereiche derselben. Es fehlte an Transportmitteln; diese wurden jetzt unter besonderen Commissarien organisirt; sie hatten die Verpflegung aus den Ausgabe-Magazinen den Truppen zuzuführen.

Erst, nachdem er die Verpflegung ganz sicher gestellt hatte, schritt Wellington im Jahre 1813 zur Offensive. Während die Franzosen einen Angriff nur auf dem linken Ufer des Duero erwarten, unternimmt Wellington einen Seitenmarsch auf dem rechten Ufer; die Franzosen werden genöthigt, über Burgos auf Vittoria zurückzugehen. Hier holt Wellington sie am 21. Juni 1813 ein und schlägt sie. Die Franzosen werden bis an die Pyrenäen zurück-

---

*) Wellington wurde hierfür von den Spanischen Cortes zum Herzoge von Ciudad Rodrigo und zum Granden I. Classe ernannt.

gedrängt, wo zahlreiche kleinere Gefechte geliefert werden. Auch von hier verdrängt, werden sie am 10. April 1814 bei Toulouse geschlagen. Napoleon's Thronentsagung machte dem Feldzuge ein Ende.

Betrachten wir nun noch den letzten seiner Feldzüge im Jahre 1815, so sehen wir, wie Wellington auch in ihm seinem Systeme der Kriegführung treu bleibt.

Nach seiner Ankunft in Belgien ist er sogleich darauf bedacht, sein Kriegstheater zu verstärken. Es lässt die Werke von Ypern, Tournay, Mons, Ath, Gent verbessern und bei Oudenarde zur Deckung der dort befindlichen Schleusen Verschanzungen anlegen. Seine zweite Sorge war natürlich diejenige der Verpflegung; um diese noch mehr sicher zu stellen, errichtet er auch hier wieder einen Commissariat-Wagentrain, der aus 250 vierspännigen Wagen bestand und dem General-Kriegs-Commissar zur Verfügung gestellt wurde.

Trotz dieser Vorsichtsmaaszregeln liesz er seine Armee in groszem Rayon in Front und Tiefe von circa zwanzig Stunden zerstreut cantonniren, anstatt sie an wichtigen Punkten in engeren Quartieren zu concentriren. Verpflegungs-Rücksichten, die bei Wellington stets eine so grosze Rolle gespielt haben, mögen auch hier obgewaltet haben, jedenfalls aber nicht in dem Maasze wie in Spanien. Dort war die Gegend meist gering bevölkert, schlecht angebaut und ohne Mittel. Hier aber haben wir ein stark bevölkertes, reiches Land, dessen Verbindung mit England und Deutschland unbehindert war. Dies kann also nicht der allein maaszgebende Grund gewesen sein, denn auch Blücher's Armee war zerstreut, der doch sonst nicht gerade mit besonderem Zartgefühl auf die Schonung eines von seiner Armee besetzten Landstrichs bedacht war, wenn es sich um die Verpflegung seiner Armee handelte. Es müssen also wohl noch andere Gründe vorgewaltet haben, auf die wir an dieser Stelle nicht näher eingehen können. Man vergleiche darüber Chesney's Waterloo-Vorlesungen.

Genug, die Armeen waren nicht concentrirt. Wellington geht bei Anwendung seiner Maaszregeln auch hier wieder davon aus, dass die Vertheidigung Belgiens und die Aufrechterhaltung seiner Verbindungen mit England und Deutschland seine Hauptaufgabe sei, während sie in Wirklichkeit doch darin bestehen musste, Napoleon zu vernichten.

Er wartete hier ruhig ab, wo Napoleon den ersten Schlag zu führen beabsichtigte, und sehr leicht hätte dieser militairische Miss-

griff verhängnissvolle Folgen gehabt. Als Napoleon mit gewohnter Schnelligkeit vordrang, konnte der sonst so vorsichtige Wellington seine zerstreuten Divisionen kaum rechtzeitig vereinigen. Zum Glück für die Verbündeten zeigte sich das strategische Talent Napoleon's nicht mehr auf der Höhe wie in früheren Feldzügen, und so gelang es Blücher, zwei Tage nach seiner Niederlage dem bereits am Rande einer solchen stehenden Wellington Hülfe zu bringen und den letzten vernichtenden Schlag gegen Napoleon zu führen.

Nach der Schlacht von Waterloo am 18. Juni lässt Wellington zwar einen Theil seiner Armee im Vereine mit Blücher zur Verfolgung übergehen, dieselbe aber schon zwischen Rossomme und Genappe Englischer Seits einstellen und bei den Fermen von Caillou und Belle-Alliance Bivouaks beziehen, um zunächst die Ordnung herzustellen und für die nothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen. Auf Blücher's Drängen zur eifrigen Verfolgung entgegnet Wellington: „Ich werde diese Nacht in Napoleon's gestrigem Nachtquartiere zubringen"; worauf Blücher unwillig erklärte: „Ich werde Napoleon aus seinem heutigen verjagen und den letzten Hauch von Mann und Ross daran setzen."

So gelang es dem Feuereifer des 73jährigen Feldmarschalls nicht, den erst 46 Jahre zählenden Herzog mit sich fortzureiszen. Ebenso wenig gelang es bei dem weiteren Vormarsche auf Paris dem dem Englischen Hauptquartiere beigegebenen Preuszischen General v. Müffling, den Herzog zu gröszerer Beschleunigung seines Vormarsches zu bewegen, während die Preuszen stets gröszere Märsche machten. Der Herzog erwiderte: „Dringen Sie nicht darauf, denn ich sage Ihnen, es geht nicht. Wenn Sie die Englische Armee genauer kennten, so würden Sie mir dies nicht sagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müssen im Lager zusammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und Disciplin erhalten wird. Es ist besser, dass ich zwei Tage später vor Paris ankomme, als dass der Gehorsam locker wird."

So kam es, dass die Preuszen schon am 29. Juni vor Paris standen, während die Engländer in Folge der auf die Verpflegung genommenen Rücksichten erst am 1. Juli bei Gonnesse, anderthalb Meilen von Paris, anlangten.

Die Disciplin handhabte Wellington allerdings mit einer eisernen Strenge; ein besonderes Corps (Staff-Corps) diente auszer der gewöhnlichen Sicherheitspolizei (Provosts and their Guards) zur Aufrechterhaltung der Disciplin. Von derselben Sorge ging auch seine

Auffassung von der Benutzung der Quellen des eroberten Landes aus. Während die Preuszen nach der Einnahme in Paris selbst einquartiert wurden, liesz Wellington einen groszen Theil seiner Armee ein Lager in Bois de Boulogne beziehen. Während die anderen Generale es für gerecht hielten, die Franzosen für die Plünderungen, die sie sich in Feindes Land erlaubt hatten, zu strafen, erbitterte Wellington die unter seinem Befehle stehenden Deutschen und Niederländischen Truppen durch Vorenthaltung der gerechtesten Forderungen und zog sich dadurch den Spottnamen eines Mannes zu, „der Französischer als der Franzose selbst sei“.

Es stimmte eben nicht mit seinen Grundsätzen überein; er glaubte die eiserne Disciplin, die in seinem Heere herrschte, dadurch zu lockern, wenn er irgend etwas Ueberflüssiges den Leuten zukommen liesz. Denn Mangel an Fürsorge für seine Soldaten lässt sich dem Manne nicht vorwerfen, von dem selbst seine Feinde sagten: „Er sorgte für das Wohl seiner Soldaten“. Es ist nur die eiserne Consequenz, mit der er an einem Systeme festhielt, das er in guten wie in bösen Tagen erprobt hatte.

XI.

Bemerkungen über Festungen und Festungskrieg in der Gegenwart.

Von

v. Bruhn,

Major im Ingenieur-Corps.

Die Absicht der nachstehenden Zeilen ist, auf Grund der bisherigen Entwickelung des Festungswesens und der Ereignisse des letzten Krieges, unter Fernhaltung alles Details, die hervorragendsten Fragen zu erörtern und daran einige Bemerkungen von principieller Bedeutung und allgemeinem Interesse zu knüpfen. Hieraus dürfte ein Bild vom heutigen Stande des Festungswesens, dessen Wichtigkeit so sehr gestiegen ist, entstehen. Die Schwierigkeit, sich über diesen Theil der Kriegskunst aus der militairischen Tages-Literatur zu orientiren, ermuthigt den Verfasser zu dem vorliegenden Versuche.

Er glaubt den angestrebten Zweck in dieser Weise eher zu erreichen, als durch eine, nicht den Specialwaffen angehörige Kreise leicht abstoszende, systematische Behandlung des Gegenstandes. —

Die Preuszischen Festungsbauten nach den Befreiungskriegen bis zum Auftreten der gezogenen Geschütze.

Wie der grosze König nach den Schlesischen Kriegen bestrebt war, die erworbenen Landestheile durch fortificatorische Neu- und Umbauten zu sichern, so entwickelte sich auch nach den Befreiungskriegen bei uns eine ausgedehnte Thätigkeit im Festungswesen. Die zu dieser Zeit entstehenden Bauten waren nicht allein für die vaterländische Festungsgeschichte von hoher Bedeutung, sondern auch für die Entwickelung der permanenten Fortification überhaupt: weil das Preuszische Ingenieur-Corps in Folge der veränderten Kriegführung andere Maximen für Festungsanlagen im Groszen aufstellte und die in den Fridericianischen Bauten schon enthaltenen Ideen, wie die Lehren Montalembert's und Carnot's weiter entwickelnd, mit dem bis dahin als unfehlbar geltenden Bastionärtrace principiell brach. Dem neu angebahnten Wege sind dann die Ingenieure sämmtlicher anderen Mächte gefolgt, mit Ausnahme der Franzosen, welche erst jetzt bereit scheinen, sich zu diesen Grundsätzen zu bekehren. —

Es sei mir gestattet, an die Principien, welche damals bei uns zur Geltung gelangten, mit einigen Worten zu erinnern:

In der Frage, was für Orte überhaupt zu befestigen seien, verwarf man die Beachtung kleiner Städte und liesz Anlagen von geringem Umzuge und engem innerem Raume nur zu, wenn sie den Charakter als Sperrungen von Defiléen, Fluss-Einfahrten und -Uebergängen etc. trugen. Sonst fasste man nur grosze Städte ins Auge; deren Reichthum an Vorräthen aller Art gegen feindliche Besitznahme zu schützen, forderte schon zu ihrer Befestigung auf. — Man beabsichtigte, sich gesicherte Depôtplätze, Operationsbasen einer- und Retablirungsorte andererseits zu schaffen. Da solche grosze Städte auch Knotenpunkte der Communicationen sind, behielt man die letzteren in der Hand; da sie fast ausnahmslos an groszen Strömen liegen, erhielt man durch ihre Befestigung geräumige Brückenköpfe und beherrschte die strategischen Abschnittslinien der Landesvertheidigung. Die starken Garnisonen derartiger Festungen verbieten dem Feinde, sich auf eine Beobachtung des Platzes zu beschränken und an ihm vorbeizumarschiren, wie es in den Napoleonischen Kriegen ungestraft oft angängig gewesen war; sie geben die Möglichkeit einer energischen activen Vertheidigung. —

Betreffs der Methode der Befestigungsanlagen wurde als oberster Gesichtspunkt das Fernhalten jeder schematischen, in geometrischen Constructionen und difficilen Berechnungen sich bewegenden Manier aufgestellt; enger Anschluss an das Terrain und Benutzung aller seiner Eigenthümlichkeiten, freies, den localen Umständen angepasstes Verwenden der Mittel der Kunst, galt als Gesetz. Nicht die todten Massen von Stein und Erde — mögen sie noch so sinnreich combinirt sein — hätten an sich Werth, sondern nur insofern, als sie der Besatzung eine starke Position, volle Entwickelung ihrer Kräfte und Schutz gewähren. — Man adoptirte das Polygonaltrace, welches in einfachen, schwach gebrochenen Linien die zu befestigende Localität umzieht und dessen Facen, weil sie unter stumpfen Winkeln zusammenstoszen und den Angriffspositionen mehr parallel laufen, sich sowohl dem Enfilirfeuer entziehen, als auch die Möglichkeit geben, grosze Geschützmengen zur Verwendung zu bringen. Wie man dadurch Hauptfehler des Bastionairtrace's vermeiden wollte, so auch bei der Grabenflankirung, welche grundsätzlich nicht in der unsicher functionirenden Weise von offenen Walllinien aus, sondern vermittelst bedeckter Räume, Caponnièren, stattfand. — Die gleichmäszig, ununterbrochen fortlaufenden Linien der bastionirten Fronten wurden perhorrescirt; in Analogie der neuen Colonnentaktik und Formirung selbstständiger, aus allen Waffen gemischter Truppenkörper zerlegten sich die Umwallungen in einzelne, in sich abgeschlossene Posten mit breiten, bequemen Communicationen nach auszen. Diese selbstständigen Abschnitte werden mit Reduits versehen, groszen mehretagigen Bauwerken, zur Beherrschung des Inneren der betreffenden Werke, und mit einer die vorliegende Feuerlinie überragenden Plattform, auf welcher noch Geschütz-Aufstellungen genommen werden können. — Vom bombensicheren Mauerbau wird die weiteste Anwendung gemacht, sowohl defensibel — wie in den Caponnièren, groszen und kleinen Reduits, den Blockhäusern in den Waffenplätzen des gedeckten Weges, in bedeckten Geschütz- und Mörserständen, Hohltraversen, Thürmen, casemattirten Batterien etc. — als auch zur bloszen Unterkunft der Truppen und ihrer Vorräthe aller Art, so die Wohncasematten in den Caponnièren und Reduits, bombensichere Casernen, Munitions-, Pulver-, Proviantmagazine, Bäckereien u. s. w. —

Besonders charakteristisch für die neue Befestigungsweise sind die detachirten Forts, früher nur einzeln in besonderen Fällen und kleinen Dimensionen dicht vor dem Glacis angeordnet, zu speciellen

localen Zwecken. Das nunmehrige System der Ketten von bis auf beste Kanonenschussweite vorgeschobenen Forts, als eines integrirenden Theils einer groszen Festung, sollte den Platz selbst gegen ein Bombardement sichern, den Feind zur Durchführung eines zweimaligen förmlichen Angriffes veranlassen und im Vorterrain wichtige Punkte besetzen. Dann lag diesen Fortsgürteln noch die Idee zu Grunde, ein vorbereitetes Schlachtfeld und in dem Raume zwischen Forts und Enceinte einen verschanzten Lagerplatz zu erhalten, geeignet zur Aufnahme gröszerer Abtheilungen neu formirter Truppen oder einer geschlagenen Feld-Armee, welche sich unter dem Schutze der Forts aus den Magazinen der Festung, den Hülfsmitteln der Stadt zu retabliren und dann in die Action im freien Felde wieder einzutreten vermag. — Das Princip einer activen Führung der Vertheidigung, als der einzig wirksamen, kam also bei diesen Fortsketten ebenso im Groszen zur Geltung, wie im Kleinen bei den Detailanordnungen der einzelnen Festungstheile. —

Nach diesen Grundsätzen wurde das Festungssystem des Landes eingerichtet, so Cöln, Coblenz, Swinemünde, Posen, Königsberg, Lötzen u. a. m. neu-, Stettin, Wesel, Minden etc. tiefgreifend umgebaut. — Die gebotene Oeconomie mit den beschränkten Geldmitteln zwang zu einem allmäligen Vorschreiten, so dass die Umwandlung des Landesvertheidigungssystems sich fast über ein halbes Jahrhundert ausdehnte. —

Die gezogenen Geschütze und ihre Wirkung. Unsicherheit der Ansichten über ihren Einfluss auf den Festungsbau und Festungskrieg.

Durch die vielfache und lange andauernde Bauthätigkeit wie durch die hohe Bedeutung und das Ansehen der an der Spitze des Ingenieur-Corps stehenden Generale hatten sich im Laufe der Zeit für unseren Festungsbau feststehende Normen herausgebildet, welche den Offizieren zwar grosze Sicherheit beim Projectiren und in der Bauleitung gewährten, aber auch die Gefahr einer Verknöcherung in sich schlossen — sind die Ingenieur-Offiziere dieser Gefahr in langen Friedensperioden doch noch mehr ausgesetzt, als die Cameraden der anderen Waffen.

Da brachte das Jahr 1860 die entscheidenden Jülicher Versuche mit dem gezogenen Festungsgeschütze, welche dessen praktische Brauchbarkeit und eminente Leistungsfähigkeit unzweifelhaft feststellten.

Wenn aber alle Welt einsah, dass eine neue Aera für den

Festungskrieg und somit auch für den Festungsbau angebrochen war, so fehlte doch viel, dass sich die Ansichten über die Art der nothwendig gewordenen Veränderungen eben so bald fixirten. Die bisherige Sicherheit und Klarheit der Anschauungen war einigermaaszen geschwunden, und ist auch in dem Decennium bis zum Französischen Kriege nicht wieder vollständig gewonnen worden. Selbst die reichen Erfahrungen dieses Krieges haben uns zwar viel gelehrt und manche Frage endgültig entschieden; es sind jedoch auch neue Probleme aufgetaucht, die noch der Lösung harren. —

Die Ueberlegenheit der gezogenen Festungsgeschütze gegen das frühere Material möchte sich wie folgt resumiren lassen:

Dadurch, dass das gezogene Geschütz eine bedeutend gröszere Schussweite besitzt, ist der Angriff im Stande, sowohl seine Bombardements- als Demontir-Batterien auf weitere Entfernungen zu etabliren; es macht das einmal den Artilleriekampf unabhängiger von dem Vorschreiten der Tranchéearbeiten, gewährt auch den Batterien mehr Sicherheit gegen Ausfälle, dann aber vor Allem wird dem Angreifer das Terrain in groszem Umkreise für die Wahl der Batterie-Emplacements verfügbar und damit wächst die Chance für deren günstige Lage, und zwar im Quadrat der sonst und heutzutage erlaubten Entfernungen. Auszerdem ist bei diesem Punkte zu bedenken, dass die meisten Festungen auf der Sohle eines Flussthales liegen, von der in gröszerer oder geringerer Entfernung wie Steilheit das Gelände ansteigt. Je weiter die Angriffs-Batterien nun von der Festung ab etablirt werden können, desto gröszere Aussicht gewinnen sie auf die Möglichkeit einer dominirenden Lage. — Die gesteigerte Treffwahrscheinlichkeit der gezogenen Geschütze, die gegen früher ungemein erhöhte Wirkung der Geschosse gefährden das auf die alten Geschütze berechnete Mauerwerk und die Kampfmittel hinter den nach alter Art profilirten Brustwehren, sie verbieten die gedeckte Aufstellung hinter Scharten. — Endlich das indirecte Schieszen. Man hatte es früher schon versucht, aus den schweren Haubitzen und Bombenkanonen, doch mit zweifelhaftem Erfolge, weil der erforderliche grosze Einfallwinkel schwache Ladungen bedingt, diese aber wieder die Percussionskraft der Geschosse beeinträchtigen; das gezogene Geschütz aber gewährte die Vereinigung der genannten beiden Bedingungen, nämlich des starken Einfallwinkels mit hinreichender Percussionskraft, und liesz damit das Breschelegen direct, aus Batterien, welche in der Glaciskrönung ihre gefährliche Lage erhalten, vermeiden. —

Welche Veränderungen waren nun erforderlich, um die fortificatorischen Anlagen dem neuen Angriffsmittel anzupassen? Ueber einzelne Punkte war man sich bald klar: so die Verstärkung der Brustwehren und erhöhte Sorge für deren Traversirung, Defilement der Werke gegen früher auszer Acht gelassene Höhen im Vorterrain, Deckung des Mauerwerks — (bisher nur gegen Sicht und directen Schuss erstrebt) — auch gegen den indirecten Schuss. Wie aber in der Artillerie zwei Parteien sich bildeten, deren eine das neue Geschütz noch mit Misstrauen betrachtete, während die andere in ihm eine Alles überwältigende Waffe sah, so entstanden auch in der Schwesterwaffe, dem Ingenieur-Corps, zwei feindliche Lager. Hier meinte man, dass nur sehr starke Brustwehrkörper noch Werth hätten, verwarf — mit Ausnahme einetagiger, sehr gedrückter Caponnièren — jeden defensibeln Mauerbau, wollte die Forts unabhängig von dem Corps de la place machen, sie möglichst weit vorpoussiren, und verlangte überhaupt eine principielle Aenderung der bisherigen Normen im Allgemeinen wie im Einzelnen. Dort behaupteten diesen Fortschrittsmännern gegenüber die Conservativen: zu solchen durchgreifenden Maasznahmen liege ein Bedürfniss nicht vor; die Friedensresultate seien hier so wenig wie auf den Infanterie-Schieszständen für den Ernstfall maaszgebend; ja das gezogene Geschütz käme der Vertheidigung zum mindesten ebenso zu gut, als dem Gegner, weil seine Präcision eine Bekämpfung der kleinen Ziele der Angriffs-Batterien begünstige. Die Forts, sollten sie nicht zu kleinen Festungen anwachsen, könnten über beste Schussweite von der Enceinte nicht hinausgelegt werden.

Man einigte sich nicht. Bei der Knappheit der Geldmittel gerade in jener — der Conflicts- — Zeit war übrigens wenig Gelegenheit, die neuen Theorien in die Praxis überführen zu müssen, — wo das doch der Fall, schlug man den in solchen Zuständen beliebten Mittelweg ein. —

Es muss noch erwähnt werden, dass in denselben Jahren ein Misstrauen gegen Festungen überhaupt um sich griff; man meinte, dass ihr Nutzen bei der veränderten Kriegführung und Waffenausrüstung ein sehr problematischer sei und jedenfalls mit ihren Kosten nicht im Verhältnisse stände. Verursacht wurde diese Stimmung durch den blendenden Effect des neuen Geschützes, den offensiven Geist, welcher sich in der Armee damals mächtig regte, endlich durch eine von den groszen Festungsstädten ausgehende Agitation, mit der man den lebhaft gesteigerten Handel und Wandel von der

beengenden Einschnürung der Wälle und den lästigen Rayonbestimmungen zu befreien trachtete. —

Der Festungskrieg 1870 bis 1871.

Da kam der Feldzug 1870 bis 1871, und überraschend, wie er über unser Vaterland hereinbrach, waren auch die Situationen, die er im Festungskriege schuf, sowohl bezüglich der Ausdehnung desselben, als der Wirksamkeit der Angriffsarten und Angriffsmittel, welche zur Anwendung kamen. —

In jedem Kriege treten unerwartete Verhältnisse ein, kommt von Anfang an Alles anders als man vermuthet. Um sich diesen unerwarteten Situationen zu accommodiren, ohne Zeitverlust, ohne Lähmung für die Operationen wie für das moralische Element, dazu genügt nicht Bravour, beste Ausrüstung, Kenntniss der Reglements, dazu ist erforderlich, dass das Wesen und der geistige Gehalt der letzteren in Fleisch und Blut der Truppen übergegangen ist, dazu gehört eiserne Disciplin der Mannschaften, Intelligenz und Gewandtheit, höchste Pflichttreue, Selbstständigkeit und Thatkraft ihrer Führer.

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass die technischen Waffen diese Eigenschaften in demselben Maasze wie die übrigen Truppengattungen im Feldzuge bewiesen und sich befähigt gezeigt haben, die an sie gestellten schwierigen Aufgaben zu erfüllen, und dass ihre Leistungen insofern noch zu erhöhtem Stolze berechtigen, als bei den technischen Waffen die Aneignung jener Eigenschaften im Frieden erschwerter als bei den Feldtruppen ist. —

Wer hätte geglaubt, dass die vorher fast nur mit mitleidigem Lächeln betrachteten Festungen solche Wichtigkeit erlangen würden! Auf solche Ausdehnung des Festungskrieges war man weder hinsichtlich des Materials noch der Organisation der Truppen vorbereitet. Aber wenn erst am 13. August die Mobilmachung des Artillerie-Belagerungstrains stattfand, so stand derselbe schon den 24. August vor Straszburg vollzählig zur Disposition und begann den 25. die Beschieszung des Platzes; wenn ein Ingenieur-Belagerungstrain gar nicht vorhanden war und die Bereitstellung eines solchen erst den 6. August befohlen wurde, so ging er schon den 18. von Magdeburg nach Straszburg ab und war den 20. dort bereit. Wenn die aus den einzelnen Festungen herausgezogenen Festungs-Artillerie- und Pionier-Compagnien sechs resp. sieben verschiedenen Armeecorps angehörten, ihre Stäbe erst vor der feindlichen Festung formirt werden mussten, so hat das Alles der Wirksamkeit und Schnellig-

keit der Operationen keinen Eintrag gethan. — Ehre den Waffen, die das geleistet, Ehre aber vor Allem der Heeresleitung, die solche Leistungen ermöglichte! —

Von den zwei groszen Heereskörpern, in denen das Deutsche Heer vordrang, warf der linke den Feind bei Weiszenburg und Wörth; ihm auf Châlons folgend, detachirte er die Badische Division zur Sicherung seiner linken Flanke gegen Straszburg. Der Platz wurde zuerst cernirt — oder bei der Schwäche der Truppen correcter gesagt: beobachtet; dann durch Heranziehung von zwei Landwehr-Divisionen, technischen Truppen und Trains ein Belagerungscorps gebildet. Nach einem sehr effectvollen, doch nicht zum Ziele führenden Bombardement (vom 25. bis 27. August) ging man im Wege des förmlichen Angriffes vor. Inzwischen hatte der andere Heereskörper den Gegner bei Spicheren und in dem dreitägigen Ringen vor Metz niedergeworfen, ihn hinter die Forts dieser Festung zurückgedrängt und dort eingeschlossen. Ein Theil dieses Heeres wurde abgezweigt zur Verwendung gegen die noch im freien Felde operirende Truppenmacht des Feindes, welche dann bald bei Sedan ihren Untergang fand. Nur ein Armeecorps vermochte sich nach Paris zu retten, wohin sich auch der Marsch der nicht vor Metz festgehaltenen Deutschen Streitkräfte richtete. Am 19. September war die Hauptstadt eingeschlossen. — So lagen sechs Wochen nach Beginn der Operationen mit Ausnahme einzelner Detachements sämmtliche Deutsche Truppen vor drei Französischen Festungen: dem Centralpunkte der Landesvertheidigung Paris, den Grenzplätzen Metz und Straszburg. Von der Widerstandsfähigkeit der Festung Paris hängt von nun an die Entscheidung des Krieges ab; den Platz zu befreien, darauf zielen die groszartigen Aufgebote Gambetta's; die gegnerischen Hülfsversuche zu vereiteln und der Cernirungsarmee vor Paris den Rücken zu decken, ist das Ziel der auszen operirenden Deutschen Armeen. — Neben diesen Hauptactionen spielt sich ein ununterbrochener Krieg gegen die kleinen Festungen ab, welche als Stützpunkte der gegnerischen Truppenansammlungen und Operationen, als Sperrpunkte der Communicationen, Einfluss gewinnen. Kein Tag ist seit Ende August verlaufen, der nicht den Donner Deutscher Geschütze vor mindestens einer Französischen Festung vernommen hätte. —

Wir skizziren in Folgendem, absehend von allem Detail, den Verlauf und die Resultate der einzelnen Unternehmungen gegen die festen Plätze.

Wie erwähnt, war das Bombardement von Straszburg, trotzdem

es der traurigen Ruinen genug geschaffen, ohne Erfolg geblieben. Mit diesem passiven Widerstande war aber auch die Kraft der Besatzung erschöpft; der förmliche Angriff begegnete nur einem zeitweisen Auflodern der Vertheidigung und endete am 27. September mit der Capitulation. Traf diese Belagerung auch kein genügend ausgerüstetes Angriffsobject, keinen unermüdlichen, von offensivem Streben erfüllten Gegner, so ist sie doch ruhmvoll durch die bedeutenden Leistungen, Intelligenz und Arbeitskraft der technischen Waffen und besonders durch den kühnen, rastlos vorwärts strebenden Geist, der sich hier, wie bei den Truppen im Felde, in hohem Maasze documentirt. — Das jungfräuliche Metz fiel den 27. October, mit der Festung die unter ihre Forts gerettete Armee; hier hatte sich die Cernirung allein wirksam erwiesen, durchgeführt von einer Truppenmacht, nicht stärker, bisweilen schwächer, als das eingeschlossene Heer. —

Nach dem Fall von Straszburg wandte sich eine Reserve-Division gegen die kleineren Plätze des Elsass, Schlettstadt und Neu-Breisach; beide gingen nach kurzem Bombardement den 24. October, bezw. 10. November über, — eine en passant vorher unternommene Beschieszung des letzteren Platzes aus Feldgeschützen war erfolglos geblieben. — Nun drang man auf diesem Theile des Kriegstheaters gegen Belfort vor; wir kommen auf diese Affaire noch zurück und nehmen nur vorweg, dass am 8. Februar 1871 erst die Forts in Deutschen Besitz gelangt waren, als das Ende der Feindseligkeiten auch in diesem Bezirke den Platz von der Besatzung räumen liesz. —

Beim Vorrücken der III. Armee nach der Schlacht bei Wörth in der Richtung auf Châlons stiesz man zunächst auf die, die Vogesenpässe sperrenden Festungen, sämmtlich von sehr geringer Ausdehnung; davon wurden Lichtenberg den 9., Marsal den 24. August nach kurzer Beschieszung aus Feldgeschützen übergeben, Lützelstein verlassen vorgefunden. Bei Pfahlsburg erwies sich die Belästigung aus Feldgeschütz unwirksam, es musste auf schwierigen Gebirgswegen umgangen werden und fällt erst am 12. December, während Bitsch, ebenfalls vergeblich beschossen, seine Flagge bis zum Friedensschlusse nicht streicht. — Dann stellt sich Toul entgegen; der Verlauf der Unternehmungen dagegen ist sehr lehrreich. Der Platz belästigte uns ungemein, doch hatte man anfangs nicht Lust, auch nicht Zeit, ihm die Ehre einer ernsten Beachtung angedeihen zu lassen. So kommt zuerst das 4. Corps am 15. August an und geht mit einer Brigade am hellen Tage gegen die sturmfreien Werke vor. Die Pioniere gelangen über offenes Terrain bis auf 300

Schritt an den Wall, müssen aber vor dem Chassepot-Schnellfeuer zurückweichen; auch die gleichzeitige Beschieszung aus Feldgeschützen ist ohne Effect, — das Corps marschirt weiter. Doch der Platz sperrt die wichtigste Eisenbahn, schweres Geschütz hat man nicht zur Verfügung, und so sollen denn eine Woche später das 6. Corps und Bayern den Versuch mit Feldgeschützen erneuern — es geschieht, wiederum vergeblich. Nun cernirt man die Festung mit drei Bataillonen Landwehr, was sich die Besatzung — circa 3500 Mann — auch gefallen lässt; man zieht dann zwanzig Französische schwere Geschütze aus Marsal heran und beschieszt am 10. September aus ihnen die Festung — wieder ohne Erfolg. Jetzt endlich wird Ernst gemacht; das 13. Corps, mit der Wegnahme des Platzes beauftragt, geht sofort zum förmlichen Angriff über. Bevor aber die Preuszischen Belagerungsgeschütze eintreffen, versucht man es nochmals mit dem Feldgeschütz — umsonst. Endlich wird am Morgen des 23. Septembers mit 38 schweren und 24 Feld-Geschützen das Feuer der Bombardements-Batterien eröffnet — und Nachmittags 4 Uhr flattert die weisze Fahne auf dem Kirchthurme. —

Auch gegen Verdun versucht das 12. Corps im Vorbeimarsche die schnelle Wegnahme; am 25. August lässt man Feldgeschütze wirken, einzelne Abtheilungen dringen bis dicht an die sturmfreien Wälle — doch widersteht der Platz. Man beschränkt sich dann auf eine Beobachtung, beschieszt von Neuem vergeblich die Festung im October aus Französischen schweren Calibern. Nach dem Falle von Metz werden schlieszlich noch 60 schwere Preuszische Geschütze herangezogen — da capitulirt in dem Augenblicke, als der Batteriebau beginnen soll, die Festung am 9. November, jetzt unerklärlicher Weise ohne directe Veranlassung, während die Garnison früher in kräftigen Ausfällen ihre bessere moralische Qualität bewiesen hatte — wahrscheinlich ist die Capitulation von Metz von so deprimirendem Einflusse gewesen. —

Es ist noch anzuführen, dass Vitry verlassen angetroffen wurde, Laon der 6. Cavallerie-Division am 9. September die Thore öffnete. —

Was die Geschicke der Festungen an der Nordostgrenze Frankreichs anbelangt, so konnte bis zur Uebergabe von Metz Deutscher Seits aus Mangel an Truppen wie an Belagerungsmaterial nichts Ernstliches geschehen; später machte man eine — die 14. — Division nebst kleinem Train zu dem Zwecke verfügbar und avancirt zuerst gegen Diedenhofen. Schon beim Vormarsche auf Metz hatte der Versuch einer Ueberraschung des Platzes am 15. August statt-

gefunden, — der Feind hatte indess die Colonne bemerkt, und letztere kehrte, in Sicht der Festung angelangt, wieder um. Während der Metzer Cernirung fand nur eine Beobachtung statt, dann begann am 16. November der Bau der Bombardements-Batterien, am 22. deren Feuer und in der folgenden Nacht die Herstellung einer ersten Parallele. Am 24. November Abends capitulirte Diedenhofen. Die Werke hatten wenig gelitten, die Casernements aber und ein groszer Theil der Stadt lag in Trümmern; die Pulver-Magazine waren gefährdet gewesen. —

Einen analogen Verlauf zeigt die Wegnahme der übrigen Festungen. So widersteht Mondmédy einem Versuche der Beschieszung aus Feldgeschützen am 5. September, wird dann beobachtet, vom 12. December an mit Belagerungsgeschützen angegriffen und capitulirt am 13. Abends; Mézières fällt am 1. Januar nach 24stündigem Feuer aus schwerem Geschütze; das kleine La Fère, erfolglos im October durch Feldgeschütze attackirt, unterliegt am 26. November einer 30stündigen Beschieszung durch schwere Caliber; Soissons ergiebt sich am 15. October nach viertägiger Beschieszung, die auch eine durch indirecten Schuss gelegte Bresche erzielt. Longwy fällt am 24. Januar 1871. Die Citadelle von Amiens, obwohl sturmfrei und im Besitze vieler bombensicherer Räume, öffnet vor dem Beginne des beabsichtigten Angriffes am 30. November die Thore. Peronne widersteht dem Feldgeschütze, jedoch nicht einem am 2. Januar beginnenden, wegen Munitionsmangels nur schwächlichen Bombardement. — Zuletzt sei noch der Affaire von Rocroy gedacht. Gegen die kleine Festung unternimmt ein Detachement der nach Paris beorderten 14. Division im Vorbeimarsche am 5. Januar einen Versuch; man logirt sich vor der Stadt, die Feld-Artillerie beginnt Vormittags das Feuer, dessen Wirkung indessen der dichte Nebel nicht beobachten lässt. Da man zum Erfolge kein Vertrauen hat, wird die Fortsetzung des Feuers bis 6 Uhr Abends befohlen, — dann sollen die Truppen, ohne weitere Ordre abzuwarten, sich concentriren und den Marsch fortsetzen. Indess die Bataillone den Abmarsch antreten, begiebt sich noch ein Offizier mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Stadt, wo er Alles in gröszter Verwirrung antrifft und Gehör findet. Während einige, zufällig in der Festung vorhandene gefangene Preuszische Soldaten, mit Chassepots bewaffnet, die Thore besetzen, eilt der Parlamentair-Offizier den abrückenden Truppen nach; ein Bataillon der Arrièregarde macht Kehrt und marschirt Abends 9 Uhr in den vollständig widerstandsfähigen, im Innern brennenden Platz ein. —

Die Ereignisse vor Paris dürfen wohl als bekannt vorausgesetzt und wird daher auf eine Darstellung derselben nicht weiter eingegangen werden. —

Resultate des Festungskrieges 1870 bis 1871.

a) Im Allgemeinen. Wichtigkeit des moralischen Elements.

Schon aus der gegebenen kurzen Relation wird — abgesehen von Belfort — der Eindruck von der geringen Widerstandsfähigkeit der Französischen Festungen gewonnen werden, mag auch ihr Zustand nicht zeitgemäsz, ihre Ausrüstung ungenügend gewesen sein, ihre Besatzung nur aus Mobilgarden bestanden haben. Dennoch ist auffallend, dass ihr Widerstand nicht über stolze Abweisung der ersten Capitulations-Aufforderung — (in dem Styl wie: „C'est le canon, qui parlera pour moi!") —, über Ertragung einer Beschieszung aus Feldgeschützen, über einen Vorstosz gegen die zuerst erscheinenden Beobachtungs-Bataillone hinausgeht. —

Es sei hier eine Abschweifung und Erweiterung des eigentlichen Thema's gestattet, und daran erinnert, dass die Festungs-Kriegsgeschichte vielfach dasselbe Bild zeigt. Sieht man in den Feldschlachten den Besiegten in den weitaus meisten Fällen erst nach tapferer Gegenwehr weichen, so finden sich in den Annalen des Festungskrieges ruhmlose Vertheidigungen, besonders in den neueren Zeiten, sehr häufig und bilden die energisch und bis zum Verbrauche der letzten Kräfte durchgeführten die Minderzahl.

Solche durchgehenden Erscheinungen müssen aber einen allgemeinen, von den Verhältnissen jedes einzelnen Krieges unabhängigen Grund haben. Worin derselbe zu suchen — das wird eine Frage von der höchsten Bedeutung sein, gegen die alles Uebrige in den Hintergrund tritt.

Die Erklärung des erwähnten Factums, der kraftlosen Vertheidigung so vieler Festungen, ist im moralischen Elemente zu suchen, in der sehr bald sich einfindenden deprimirten, am Erfolge verzweifelnden Stimmung der Besatzung und ihres Commandanten — und diese Stimmung ist begreiflich genug. — Zuvörderst tritt jede Festung ja nur bei feindlicher Invasion und in den meisten Fällen erst dann in den Kreis der Operationen ein, wenn die Feld-Armeen Niederlagen erlitten haben; dadurch ist im ganzen Lande schon ein Gefühl des Zweifels, der Besorgniss über einen glücklichen Ausgang des Krieges entstanden, welches sich auch den Vertheidigern der Festungen mittheilen muss, und sie beherrscht, ehe sie noch den Feind vor den

Mauern erblicken. Nun mache man sich den Seelenzustand der Besatzung deutlich, wenn der Gegner erscheint: Abgeschnitten von der Auszenwelt, ohne jede Nachricht von dort und bewegt von Gerüchten, die zwischen übertriebenen Glücks- und Unglücksfällen schwanken, ohne Möglichkeit zur Erneuerung der täglich schwindenden Vorräthe, ohne erfrischende Gefechtsthätigkeit, ohne das Belebende, das in jeder Bewegung an sich, im Wechsel der Cantonnements liegt, — so verbringt die Garnison die Tage im passiven Ausharren, im feindlichen Feuer oder in unwohnlichen Casematten (wenn der Platz noch solche besitzt), stets auf dem qui vive, unzählige Male unnöthig allarmirt. Dass jede, auch die stärkste Festung mit der Zeit durch Aufbrauchen der Kräfte und Vorräthe unterliegen muss, wenn nicht das drauszen sich ändernde Kriegsglück den Belagerer zum Abzuge zwingt, weisz Jeder — und so heiszt es nur Harren und Hoffen und Warten. Dazu kommen noch die bei den mangelhaften Quartieren, den Strapatzen, der einförmigen, knappen Nahrung unausbleiblichen Krankheiten, die Brände in der Stadt und das Elend und Jammern ihrer Bewohner, — welche Nerven gehören dazu, wie viel menschliche Naturen sind im Stande, diesen Zustand mit Gleichmuth und Festigkeit auch nur auf kürzere Dauer auszuhalten! —

Diesen Einflüssen entgegenzuarbeiten muss also die vorzüglichste, die Hauptaufgabe bei jeder Vertheidigung sein. Das Mittel dazu wird aber — auszer einer möglichst reichen Dotirung mit Kampfmitteln und Vorräthen aller Art, wohnlichen Casematten, Schutzhohlräumen auf den Wällen etc. — besonders in der mit allen Kräften anzustrebenden Behauptung des Vorterrains in thunlichst weiter Ausdehnung und für thunlichst lange Zeit gefunden werden müssen. Es gilt, den Feind schon beim Anmarsch auf Meilen Entfernung aufzuhalten, ihn zwingen, Schritt für Schritt mit Vorsicht vorzugehen und sich zuerst weit von der Festung ab zu etabliren. Man gebe keine Hecke und keinen Graben auf, bevor man gedrängt wird, lasse keine Mauer uncrenelirt, keine Baumpflanzung unverhauen, keinen Weg unabgegraben. Durch beständige Allarmirung seiner Vorposten mittelst wiederholter, kleiner Vorstösze lasse man dem Feinde Tag und Nacht nicht Ruhe und hemme durch schwere Granaten jede seiner Bewegungen im Bereiche der Forts. Man schiebe, als Rückhalt für die Infanterie, Feldwerke (eventuell nach und nach zu verstärken und mit granatsicheren Unterständen zu versehen), mit schweren Calibern armirt noch vor die Fortslinie möglichst weit hinaus — eine schwere Granate flöszt tiefen Respect ein; mögen diese Geschütze auch ex-

ponirt liegen — wenn sie den Feind für einige Tage, gar Wochen entfernter halten, so haben sie ihre Schuldigkeit gethan und es ist besser, sie gehen hier verloren, als bei der Capitulation in den Depots der Festung lagernd. —

Zur Durchführung einer solchen Vertheidigung gehört aber vor Allem die geeignete Persönlichkeit eines Commandanten, — ein Mann nicht allein umsichtig und tapfer, das genügt nicht, sondern unermüdlich thätig, zähe, mit festen Nerven und von nicht zu störendem Gleichmuthe, Alles durch Frische und Vertrauen belebend. Wenn schon im Felde das Benehmen des Führers vor der Truppe für dasjenige der letzteren maaszgebend sein wird, so ist in der Festung die Individualität des Commandanten von erhöhter, besonders einflussvoller Bedeutung; von ihm wird es zumeist abhängen, ob verzagende Furcht oder vertrauungsvolle Entschlossenheit im Herzen der Besatzung Platz greift, und die Festungs-Kriegsgeschichte zeigt uns der Beispiele auch genug, was solche Männer trotz aller Schwierigkeiten in belagerten Festungen zu leisten vermochten. Denn Erde und Steine noch so kunstvoll gruppirt, sind nichts als ein Panzer, die beste Artillerie nur eine Waffe, — es kommt darauf an, was für ein Herz unter dem Panzer schlägt, was für ein Arm die Waffe schwingt.

Es seien noch einige Worte über die Belagerung von Belfort eingeschaltet, die weniger in technischer Beziehung, als gerade für die Würdigung des moralischen Elements Stoff zum Nachdenken giebt.

Die Stadt, kaum von Mittelgrösze und die innere Festung im Flussthal des Passes; auf den, theils in steilsten Gradationen, theils flachen zu ihm abfallenden Höhen Befestigungen, selbstständige Posten oder zusammenhängende Linien, mit reichlicher Casemattirung und guter Einsicht ins Vorterrain; Alles sturmfrei — das ist das Angriffsobject. Die Umgegend: bedeutendes Hügelland, theilweise im Gebirgs-Charakter, dichte Wälder, die Aecker fetter Lehmboden, unter ihm Fels, der auch häufig zu Tage tritt. — Die Besatzung: 17,000 Mann neuformirter Truppen, ohne Disciplin und ohne erfahrene Offiziere, an ihrer Spitze aber ein Mann von Einsicht, Energie und unermüdlicher Thätigkeit.

Die Preuszen cerniren den Platz Anfang Novembers; mit 8000 Mann besetzen sie eine 40 Kilometer lange Linie in waldigem, coupirten Terrain — von dieser Kühnheit lässt sich die Garnison düpiren und hält den Gegner für stärker. Nach dem Falle von Neu-Breisach erhält der Belagerer technisches Material und Personal,

auch allmälig Verstärkung an Infanterie — doch ist ersteres ungenügend zum förmlichen Angriffe. Man baut einige Bombardements-Batterien, die keinen durchschlagenden Erfolg erzielen können und erst Anfang Januars vermögen die eigentlichen Angriffs-Batterien ihr Feuer zu eröffnen; nach der Schlacht an der Lisaine — (16. bis 18. Januar) — ist man stark genug, den Angriff ernst zu führen, der dann nach einem missglückten, verlustreichen Sturme auf die Forts der Hautes- und Basses-Perches, am 8. Februar zum Besitze dieser Werke führt. Die Vorbereitungen zur ferneren Attacke auf die innere Befestigung unterbricht am 14. Februar die in den Verhandlungen über die Waffenruhe stipulirte Uebergabe des Platzes.

Beim Lesen des Belagerungs-Journals wird man an die Erzählungen von Nordpolexpeditionen erinnert: in dem Kampfe mit Hindernissen aller Art die stete Wiederaufnahme der Arbeit, das, trotz der unaufhörlich unterbrochenen Thätigkeit, zähe Streben nach dem gesteckten Ziele, unglaubliche Mühen und fast übermenschliche Strapatzen. Zur Schwäche der Belagerungs-Corps an Infanterie und technischen Truppen kommt die ungenügende Zahl und Beschaffenheit der Geschütze, die, schon mehrfach verwendet, den Dienst versagen; alle Unbill eines ausnahmsweise rauhen Winters im Gebirge, bald Glatteis, bald unpassirbar aufgeweichter Boden und die Tranchéen bis zum Rande voll Wasser; dicht im Rücken Ansammlungen feindlicher Truppenmassen, die beständige Detachirungen fordern und stets die Eventualität nicht vergessen lassen, die Belagerung unter sicherer Fortschaffung des Materials aufheben zu können; schlechte Quartiere und tagelang nur Nahrung, wie sie der Brotbeutel hergiebt — das überwindet Preuszische Pflichttreue und Preuszische Disciplin.

Andererseits die Vertheidigung. — 30 Tage dauert die Cernirung, 49 der reine Artillerie-, 24 der Ingenieur-Angriff, also 103 Tage, die der Platz bis zum Verlust seiner Auszenwerke aushält, und wohl vier Wochen wären noch bis zum Eindringen in die Enceinte verflossen. Diesen langen Widerstand motiviren die Schwierigkeiten, unter denen der Angriff litt; aber auch die Verhältnisse und Maaszregeln auf Seiten der Vertheidigung halfen dazu. Nicht, wie schon erwähnt, die Qualität der Garnison, oder die Ueberlegenheit ihrer Artillerie, sondern einmal die natürliche und künstliche Stärke der Festung, dann in höherem Grade die ausreichenden Casematten, in denen die Besatzung Schutz fand: in der Stadt traf der einziehende Belagerer fast kein Haus unversehrt an, ihre Bewohner hatten in Kellern, unter Blendungen die Zeit elend genug

zugebracht — aber der Commandant, welcher — (es sollte immer so arrangirt werden) — nicht in der Stadt selbst und unmittelbar in Berührung mit ihren Leiden sein Hauptquartier gewählt hatte, liesz sich dadurch nicht alteriren und seine Truppen litten nur, wenn der Dienst sie ans Feuer rief. Ferner ist die sehr reichliche Verproviantirung zu berücksichtigen, für welche der Commandant seit Beginn der Feindseligkeiten gesorgt; bei der Uebergabe waren noch für 50 Tage Lebensmittel vorhanden und man war im Stande gewesen, armen Bürgern damit auszuhelfen. Endlich muss rühmend anerkannt werden, wie richtig Oberst Denfert seine Garnison verwendete: er zog sie nicht, wie üblich, bei Annäherung des Angreifers hinter die Forts zurück, sondern hielt sich so lange wie möglich vor ihnen und gab auch beim Vorschreiten des Feindes nur so weit das Terrain auf, als er dazu gezwungen wurde. Allerdings war die Güte seiner Truppen nicht für eine energische Behauptung der besetzten Orte geeignet, aber schon dadurch, dass der Commandant wartete, bis man ihn drängte, zwang er den Gegner zum vorsichtigen Handeln, zu oft wiederholter, zeitraubender Planung und Vorbereitung einzelner Vorstösze, zur Entwickelung und Anstrengung seiner Kräfte. —

b) Wirksamkeit der verschiedenen Angriffsarten.

Zu der Zusammenstellung der Resultate der angewendeten Angriffsarten übergehend, nehmen wir zuerst den Fall vorweg, dass eine Festung, Sédan, in Folge der Niederlage der um ihre Wälle massirten Armee capitulirte. —

Hinsichtlich der Wirksamkeit des Bombardements ergiebt sich Folgendes: Durch Beschieszung aus Feldgeschützen fielen drei unbedeutende Plätze*), neun Mal wurde dieses Mittel vergeblich angewendet**) — man wird sich davon also nur unter besonders günstigen Umständen Erfolg versprechen können. — Das Bombardement aus schweren Calibern führte dagegen bei 10 kleineren Festungen***) ohne Forts nach kurzer Zeit zum Ziele, war unwirksam nur in zwei Fällen (Toul, Verdun), wenn es auch aus Französischen Geschützen stattfand, mit deren Eigenthümlichkeiten man natürlich nicht vertraut war und daher unsicher schoss. Bei Belfort aber und Strasz-

*) Lichtenberg, Marsal und Rocroy.

**) Neu-Breisach, Pfahlsburg und Toul drei Mal, Verdun, Montmédy, La Fère und Peronne.

***) Schlettstadt, Neu-Breisach, Toul, Diedenhofen, Montmédy, Mézières, La Fère, Soissons, Longwy und Peronne.

burg war das Bombardement ohne Erfolg und auch vor Paris seine materielle Wirkung nicht erheblich. Unser Angriffsmittel ist also gegen grosze Städte und Festungen mit Forts, selbst wenn diese nicht weit genug vorgeschoben sind, um die Stadt absolut sicher zu stellen, durchaus nicht — wie meist angenommen wird — von gewisser Wirkung, wohl aber bei kleineren Festungen ohne detachirte Werke. — Sehr lehrreich ist, dass Plätze, eine Beschieszung aus Feldgeschützen — (so Toul drei Mal) —, gut ertragen, dann aber vor dem Feuer weniger schweren Batterien die Flagge streichen. —

Der Versuch des gewaltsamen Angriffs auf intakte, sturmfreie Werke, zu aller Zeit ein irrationelles Unternehmen, ist bei Toul und Verdun gescheitert, ebenso der Sturm auf die nicht breschirten Forts der Hautes- und Basses-Perches vor Belfort. — Es sei bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung gestattet: Sowohl bei Sebastopol und Düppel, als den Forts von Metz und Paris haben viele Kritiker das Unterlassen des Sturmes sofort nach Erscheinen der Truppen vor den genannten Befestigungen getadelt. Eine Entscheidung, ob solch ein Versuch hätte glücken müssen oder nicht, lässt sich hinterher nicht treffen; — jedenfalls ist eben zu constatiren, dass man den sicheren Weg des förmlichen Angriffs bezw. der Formirung in allen diesen Fällen vorgezogen hat, und dass wenigstens die betreffenden Preuszischen Generale doch Persönlichkeiten waren, deren Verhalten sonst dem Vorwurfe übertriebener Vorsicht nicht unterliegt. —

Wir erwähnen schlieszlich noch, dass eine Ueberraschung — (auf Diedenhofen) — scheiterte, dass vier kleine Plätze, — mit einem Ausnahmefalle (Vitry) in völlig vertheidigungsfähigem Zustande, — ohne Versuch des Widerstandes verlassen resp. übergeben wurden, ein Factum, das nur durch die moralische Depression der Besatzung in Folge der Katastrophen im Felde zu erklären ist. —

Wie sich künftig der förmliche Angriff, mit Rücksicht auf die vor Belfort und Straszburg, auch vor Paris gemachten Erfahrungen gestalten dürfte, muss — als die Grenzen dieser Arbeit überschreitend — auszer Betracht bleiben.

c) Ueber Cernirungen im Speciellen.

Wenn wir auf die zuletzt noch zu besprechenden Cernirungen vor Paris und Metz etwas näher eingehen, so rechtfertigt das der Umstand, dass sie eine neue Erscheinung im Festungskriege repräsentiren. Denn in früheren Zeiten betrachtete man die Einschlieszung wohl als nicht zu entbehrende Begleiterin des förmlichen An-

griffs oder des Bombardements. Wenn es einige wenige Fälle giebt, in denen man von vornherein eine Festung dadurch allein zur Uebergabe zu zwingen trachtete, so handelte es sich um Plätze älterer Art: ohne Forts, auf ihre Garnison beschränkt. Nunmehr aber sehen wir starke Festungen, deren Vertheidigungsumzug, im Fortsgürtel gemessen, über drei und sieben Meilen beträgt, welche einmal eine Feldarmee von fast 200,000 Mann, im anderen Falle zwar neuformirte Truppen, aber in der Stärke von 400,000 Mann als Vertheidiger besitzen, durch eine kaum ebenso starke, resp. bedeutend schwächere Truppenzahl umstellt und schlieszlich Festung und Armeen zur Uebergabe gezwungen.

Es entsteht die Frage: Waren diese Facten nur Ergebnisse spezieller, dem letzten Feldzuge eigenthümlicher Verhältnisse, oder kann man ihre Wiederkehr auch in künftigen Kriegen mit eben solchem Erfolge erwarten?

Man wird das Letztere zu bejahen haben.

Zu allen Zeiten hat die Einschlieszung einer anzugreifenden Festung als entscheidend für den Erfolg gegolten und so wird es bleiben; denn wenn die natürliche — materielle wie moralische — Inferiorität der Vertheidigung darauf basirt, dass sie ihre verbrauchten Kräfte nicht zu ersetzen vermag, so wird diese Unmöglichkeit eben nur durch eine Einschlieszung herbeigeführt. — Wenn man aber bedenkt, welch ein schwieriges Unternehmen heutzutage der förmliche Angriff auf eine grosze, mit Forts ausgestattete Festung ist, welche Massen von Belagerungsmaterial dazu erforderlich, welche Zeit schon die Heranschaffung desselben beansprucht, dann scheint es unzweifelhaft, dass man auch künftig überlegen wird, ob man nicht mit der doch unvermeidlichen Cernirung auskommen kann — ja auskommen muss. Hat man Grund, die Verproviantirung des Platzes als mangelhaft anzunehmen, so wäre es ein Fehler, zum blutigen förmlichen Angriff überzugehen; die Berechnung der in jedem Falle wahrscheinlich erforderlichen Zeit bis zur Erreichung des Zwecks entscheidet.

Eine andere Frage aber ist die, ob die Cernirung solcher modernen groszen Plätze unter normalen Verhältnissen stets durchführbar scheint.

Gewiss, wenn man nur hinreichende, im Verhältnisse zur eingeschlossenen Truppenmasse stehende Kräfte dazu beordert. Zur Beantwortung der weiteren Frage, welches denn dieses angemessene Verhältniss sei, möge das folgende Calcul dienen.

Nehmen wir — als Minimalzahlen — den Radius einer bedeutenderen Stadt-Enceinte zu 1200 bis 1500 Meter an, die Forts zu 4000 bis 5000 Meter vor sie hinausgeschoben, ferner dass der Angreifer etwa 3500 bis 4000 Meter vor den Forts seine befestigten Linien zieht, so ergiebt sich eine Länge der letzteren von etwa 75,000 Schritt, also $7^1/_2$ Meilen. In den Linien vor Paris kamen, nach dem Terrain und der wechselnden Zahl der disponiblen Truppen sehr schwankend, im Durchschnitt zwei Infanteristen auf den Schritt, vor Metz etwa drei; dem analog würde der Angreifer eines wie vorher supponirten Befestigungssystems nicht viel unter 150,000 Mann Infanterie zur Aufrechterhaltung der Einschliessung verfügbar zu machen haben — wohlverstanden in dem Falle, dass eine Feldarmee hinter den Forts sich geborgen hat oder sonst grosse Truppenmassen innerhalb derselben lagern. — Hat man es andererseits nur mit einer normalen Stärke der Garnison zu thun, welche sich bei unserem Platze etwa auf 24,000 Mann Infanterie belaufen würde, dann reduciren sich die 150,000 Mann bedeutend — bei Besetzung der Linien mit circa einem Mann und noch weniger für jeden Schritt, auf etwa 60,000 bis 75,000 Mann Infanterie, d. h. auf das Dreifache der Garnison; unter diese Ziffern wird man aber nicht wohl hinuntergehen dürfen. —

Ist nun im freien Felde eine Armee geschlagen und hat sich unter die Forts eines grossen Platzes geflüchtet, so wird der Sieger unschwer die nöthige Truppenzahl disponibel haben, um — wie bei Metz — sie dort festzuhalten und wird auch die Hoffnung hegen können, sie zu baldiger Capitulation zu zwingen, da der Proviant der Festung doch nur selten ausreichen dürfte, Armeen längere Zeit zu unterhalten. Beschränkt sich dagegen die Truppenzahl in der Festung auf die Garnison, dann möchte es meist viel schwerer sein, 60,000 bis 75,000 Mann Infanterie nur zur Einschlieszung dieser einen Festung von der Gesammt-Heeresmacht abzuzweigen. So kommt man denn zu dem paradox scheinenden Resultate, dass, wenn es sich um die Cernirung einer Festung handelt, bei welcher die Zahl der Vertheidiger durch ganze oder bedeutendere Theile einer Feldarmee hoch angeschwollen ist, man weniger um die zur Einschlieszung erforderlichen Streitkräfte in Verlegenheit sein, die Einschlieszung selbst leichter und schneller durchführen können dürfte, als wenn die Garnison auf die normale Kriegs-Stärke beschränkt bleibt. —

Welche Chancen hat — so wird man weiter fragen müssen — der Angriff, mit den vorher berechneten Truppenstärken die Ein-

schlieszung aufrecht zu erhalten gegen die Offensivstösze und Durchbruchsversuche der Vertheidigung?

Auch hier werden die Fälle des Vorhandenseins und Fehlens von Theilen der Feldarmee in der Festung zu scheiden sein.

Die Franzosen haben den Marschall Bazaine verurtheilt, weil er — bei der Capitulation von Metz noch über 170,000 Mann stark — nicht sich durchgeschlagen; selbst die Cameraden vor Metz waren meist geneigt, denselben Vorwurf gegen ihn zu erheben. Dass der Marschall sich weniger passiv hätte verhalten können, ist unbestreitbar; ob aber eine Rettung der Rhein-Armee angängig gewesen, das muss sehr bezweifelt werden. Die Kritiker sind bei Beurtheilung dieser Frage häufig in den Fehler verfallen, die Sachlage, wie sie bei Truppenkörpern von 20 bis 30 Bataillonen sich gestaltet, mit der bei Heeren von 200 bis 300 Bataillonen zu identificiren.

Man muss erstens hierbei beachten, dass von vornherein nur bestimmte Durchbruchsrichtungen möglich sind — je nach den strategischen Rücksichten und nach dem Terrain, wo dieses das Debouchiren, die Entwicklung groszer Massen gestattet; hier wird der Cernirende sich zusammenballen, seine Befestigungen häufen, Reserven bereit stellen. Man muss ferner bedenken, dass zur Concentrirung solcher Truppenmassen Zeit und mannigfache Vorbereitungen erforderlich sind; eine Nacht genügt dazu nicht — auf das hochwichtige Moment der Ueberraschung muss der Durchbrechende also verzichten. — Wie wird sich der Verlauf der Action nun gestalten? Um die Kette der befestigten Cernirungsstellung zu sprengen, ist eine Schlacht nöthig, die einen Tag dauern wird; wenn der Vorstosz reussirt, wird besten Falls die folgende Nacht ausreichend sein, die Truppen zu ralliren und für den weiteren Vormarsch zu formiren, welcher also vor dem nächsten Morgen nicht angetreten werden kann. So hat der Cernirende seit Beginn der Unternehmung mindestens 24 Stunden — wahrscheinlich meist eine längere — Zeit, die Nachbarcorps heranzuziehen, um dann in einer rückwärtigen — eventuell fortificatorisch aptirten — Position dem Durchbrechenden den Weg zu verlegen oder gegen die Flanken seiner meilenlangen Marschcolonnen, gegen deren Queue zu wirken. Die Aussicht, aus alle dem siegreich hervorzugehen, ist für den Sichdurchschlagenden gewiss nur gering, zumal er von den hemmenden Trains die Munitionscolonnen wenigstens nicht zurücklassen darf. Endlich wird man noch die Schwierigkeit der Proviantbeschaffung auf dem weiteren Vormarsch, ohne alle Proviantcolonnen und Verpflegungsbasis, nicht auszer Acht lassen dürfen. — Es scheint also

der Schluss gerechtfertigt, dass eine Armee in solcher Lage wenig Chance hat, wieder das freie Feld zu gewinnen, wenn nicht zum Entsatz herangerückte andere Heerestheile von auszen zu einer Cooperation ihr die Hand reichen. —

Ein anderes Resultat aber wird sich ergeben, wenn es sich nur um kleinere Truppenkörper handelt. Dann wird das Terrain die Wahl der Durchbruchsrichtung weniger beschränken, der Stosz kann überraschend geführt werden, schneller sich entscheiden, der Durchbrechende noch den herbeieilenden Verstärkungen des Cernirenden sich entziehen; dann mindern sich alle Schwierigkeiten der Verpflegung einer zeitraubenden Befehlsertheilung. Kräftige Demonstrationen in anderen Richtungen werden dann solch einen Versuch sehr wirksam unterstützen können. —

Resultat der bisherigen Betrachtungen.

Nach diesen Zusammenstellungen und Erwägungen wenden wir uns schlieszlich der Frage zu: wie hat der Ingenieur seine permanenten Befestigungen heutzutage anzuordnen?

Indem an die zu Anfang dargelegten Grundsätze erinnert wird, welche für unsere Festungsbauten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts maaszgebend waren, ist zunächst zu constatiren, dass diese Principien ihre Gültigkeit behalten haben und nur die Formen sich theilweise anders gestalten müssen.

Wir brauchen auch bei jetziger Kriegführung grosze Festungen, welche die strategisch und politisch wichtigen Städte des Landes schützen, als Operationsbasen dienen, an den Abschnitten der Landesvertheidigung gelegen der Invasion ein Halt zurufen, welche die groszen Militair-Etablissements, die Flussübergänge und Knotenpunkte der Bahnen und Etappenstraszen sichern. Wir brauchen auszerdem kleine Plätze behufs Sperrung der Eisenbahnen, wichtiger Defiléen, bei der Küstenbefestigung; diese Anlagen sollen nicht einem förmlichen, mit groszen Mitteln vorgehenden Angriff widerstehen können und werden deshalb nur gegen den gewaltsamen Angriff zu armiren sein. — Finden sich unter den älteren Festungen solche, die durch Lage etc. von Bedeutung sind, zwar nicht den Werth der groszen Plätze, aber mehr Werth als blosze Sperrungen besitzen, so werden sie zu erhalten und ebenfalls gegen einen förmlichen Angriff, doch nicht in so reichem Maasze, auszurüsten sein.

Auch in Bezug auf die Methode der Befestigung betreffen die nöthigen Aenderungen mehr die Form als das Wesen. Es bleibt die polygonale Führung der Walllinien, die abschnittsweise Verthei-

digung, die Begünstigung des offensiven Elements. In der Anwendung des Mauerbaues allerdings müssen die heutigen Befestigungen ein anderes Bild wie früher bieten: der defensible Mauerhohlbau ist bis auf niedrige einstöckige Grabencaponnièren und Blockhäuser im gedeckten Wege verschwunden, dagegen wird auf die bombensichere Unterkunft der Garnison und ihrer Gesammt-Vorräthe in noch viel sorglicherer Weise wie früher Bedacht genommen: Casematten-Casernements für die ganze Besatzung liegen hinter den Escarpen der Kehlgräben bei den Forts, unter den Wallgängen der Facen in der Enceinte; von hier führen gedeckte Communicationen zu dem Wallgange und Schutzhohlräumen auf ihm. Grosze Kriegs- und kleinere Verbrauchs-Pulvermagazine, letztere in Verbindung mit Geschossräumen und -Ladestellen, decken die Munition und die mit ihrer Anfertigung beschäftigten Arbeiter; Casematten sind bestimmt für den Proviant, alles Material und Utensil. — Die Grösze der Forts hat mit der gesteigerten Bedeutung des Geschützkampfes von dieser ersten Vertheidigungslinie aus nicht in demselben Maasze zugenommen, da die Geschütze der Forts hauptsächlich nur gegen den sich etablirenden Angreifer, seine Linien, Communicationen etc. wirken sollen, der eigentliche Geschützkampf von den eingeschnittenen Anschluss- und Zwischen-Batterien, im Terrainstreifen zwischen den Forts, geführt wird. —

Einige eingehendere Worte erfordert noch die Lage der Forts.

Unter dem Eindrucke der so wirksamen Bombardements des Festungskrieges 1870 bis 1871 wurde in der ersten Zeit nach dem Feldzuge als oberste Bedingung die absolute Sicherung der Festungen gegen eine Beschieszung aufgestellt — das führte zur Hinausschiebung der Forts bis auf $^3/_4$ Meilen und noch weiter vor die Stadtumwallung. Dann kam eine Gegenströmung, welche die grosze Stärke der Garnison, die bedeutenden artilleristischen Kampfmittel bei einer, durch die sehr entfernte Lage der Forts verursachten Ausdehnung des Fortsgürtels und die schwierige Communication zwischen ihm und der Enceinte betonten. — Die beiden Forderungen stehen sich noch heute schroff gegenüber und finden jede ihre hartnäckigen Vertheidiger, die von Vermittelung nichts wissen wollen! Die weit vorgeschobene Lage der Stadt schützt gegen Bombardement die Stadt sowohl, als auch etwaige Truppenlager im Raum zwischen ihr und den detaschirten Werken; sie erfordert aber gröszere Kräfte der Vertheidigung, auch schon weil die Forts selbstständiger, also gröszer werden müssen, sie schwächt somit die für die Operationen im Felde disponible Heeresmacht. Das näher herangezogene Emplacement

der Forts vermeidet die letzteren Uebelstände, stellt aber wieder die Corps de la place den Granaten des Belagerers blosz. — Eine Entscheidung für die eine oder die andere Maaszregel lässt sich allgemein nicht geben, sie muss in jedem einzelnen Falle den Umständen gemäsz getroffen werden: nach der Bestimmung, strategischen Bedeutung und Lage des Platzes, nach dem Vorterrain. So müssen Grenzplätze wie Metz und Straszburg in der Lage sein, gröszeren Truppenmassen vollen Schutz zu gewähren, während Festungen geringeren Werthes und in zweiter Linie auf ihre, möglichst knapp zu bemessende, Garnison beschränkt, die Befähigung haben sollen, sich energisch zu vertheidigen.

Die entferntere Lage der Forts hat auszer den für sie sprechenden Motiven ein kühnes, groszartiges Element in sich, das ihr die Gemüther zuwendet; aber man darf nicht vergessen, dass auf jedesmalige Verstärkung der Besatzung durch Theile der Feldarmee doch nicht sicher zu rechnen ist, dass bei den Feldarmeen die Entscheidung des Krieges liegt, ihnen also möglichst wenig Truppen für die Festungen zu entziehen sind, dass endlich das Bombardement gegen grosze Städte allein nicht deren Uebergabe herbeiführt, dass man es ertragen kann, wenn nur die Garnison bombensichere Unterkunft besitzt, wie Straszburg und Belfort lehren. —

Man erwartet, dass in künftigen Kriegen die Festungen eine noch bedeutendere Rolle spielen werden, als im letzten Feldzuge und wir sehen deshalb alle Mächte dem Ausbaue ihres Festungsnetzes die gröszte Aufmerksamkeit zuwenden. Andererseits hat das System der gezogenen Geschütze einen gewissen Abschluss seiner Entwickelung erreicht und wird in den einzelnen Staaten entscheidende Verschiedenheiten seiner Wirksamkeit nicht aufweisen.

Wir dürfen also nicht hoffen, den Gegner künftig mit einem überlegenen Artillerie-Material bekämpfen zu können, Festungen vorzufinden, die diesem Material gegenüber unvollkommen eingerichtet und ausgerüstet sind.

Wollen wir dennoch die bisherige Superiorität uns erhalten, so kann das nur durch das moralische Element, das die Truppe beseelt, geschehen, durch die geschicktere Verwendung derselben und ihres Materials. Auch hier, wie im Feldkriege, wird neben Organisation und Bewaffnung vor Allem der innere Werth der Truppen es sein, der den Sieg an unsere Fahnen fesselt, der altpreuszische Geist der Disciplin, der todesmuthigen Hingebung und Pflichttreue, des klaren Urtheils, des energischen, vor der Verantwortung nicht zurückschreckenden Handelns.

Erhalten wir uns diesen Geist, dann werden unsere Festungen widerstehen, wie einst Colberg widerstand, dann werden auch künftig die Belagerungen enden, wie sie im letzten Kriege ausnahmslos geendet: mit einem auf dem Marktplatze der übergebenen Stadt laut erschallenden Hurrah auf unser leuchtendes Vorbild, unseren erhabenen Kriegsherrn und Kaiser. —

XII.

Marschall Moritz Graf von Sachsen.*)

II.

Um nicht weniger, als um die Erwerbung einer Herzogskrone handelte es sich, als Moritz am 10. December 1725 beim Könige August in Warschau anlangte. Dieser musste sein ganzes väterliches Ansehen einsetzen, um den leichtblütigen Sohn zu verhindern, das Geschäft damit zu beginnen, womit er es im Falle des Gelingens jederzeit noch hätte schlieszen können, auf seine militairische Stellung in Frankreich zu verzichten.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland und Semgallen, aus der Familie Kettler, welche seit 1561 hier regierte, war 1711 mit Zurücklassung einer Wittwe, Anna, gestorben. Die Herzogliche Krone ging zwar zunächst noch auf den Oheim desselben, Ferdinand, über; da dieser aber hochbejahrt und kinderlos war, so stand das Erlöschen des Kettler'schen Stammes in naher Aussicht.

Die mannigfaltigsten Speculationen, welche der zu verwickelten Intriguen so geneigten Diplomatie jener Zeit einen weiten Spielraum eröffneten, knüpften sich an dieses Verhältniss. Für uns hat hier nur Interesse, dass sich neben mehreren Mitgliedern Fürstlicher Familien auch Moritz mit unter den Bewerbern meldete; es kann dies um so weniger auffallen, als auch verschiedene Persönlichkeiten nicht souverainer Abkunft, z. B. der Russische Premier, Fürst Menschikoff, ja anfangs sogar eine Zeit lang der mehrgenannte Sächsische Feldmarschall und Minister Graf Flemming sich mit Hoffnungen auf den Erwerb dieser Herzogskrone trugen.

Die verwittwete Herzogin Anna, nachmalige Kaiserin von

*) Vergl. Jahrbücher Band XXV, Seite 60 (October 1877).

Russland, war noch in mittleren Lebensjahren; es lag daher ziemlich nahe, dass dem glücklichen Bewerber um die Hand derselben die Anwartschaft auf den Besitz des Landes zugesprochen werden würde. Wirklich zeigte sich Anna auch gern bereit, mit dem schönen, auf dem Felde der Liebe schon damals durch seine Siege bekannten Moritz von Sachsen ihren Thron zu theilen; ihre Wahl fand bei der Mehrzahl der Stände des Landes volle Billigung. Jene mit reichen äuszerlichen Vorzügen gepaarte ritterliche Tapferkeit, welche fast dreiszig Jahre zuvor einen groszen Theil des Polnischen Adels für Moritz's Vater eingenommen und begeistert hatte, gewann auch dem Sohne die Herzen der Kurländischen Ritterschaft; nur bewies diese, ihre Deutsche Abstammung nicht verleugnend, in der Folge ihrem erwählten Fürsten unvergleichlich mehr Treue und Anhänglichkeit, als jene perfide Polnische Aristokratie.

Mit so günstigen Aussichten auf Erfolg erschien Moritz in den ersten Tagen des Juni 1726 in Mitau, wo er sich der Herzogin Wittwe vorstellte und den vortheilhaftesten Eindruck auf dieselbe machte; der zum 26. Juni nach Mitau einberufene Landtag aber wählte zwei Tage nach seinem Zusammentritte in der Sitzung vom 28. Juni einstimmig den „Prinzen“ Moritz von Sachsen zum Nachfolger des Herzogs Ferdinand in der Herzoglichen Würde von Kurland.

Der glückliche Ausgang dieser Wahl erregte grosze Freude unter allen Denen, welche Moritz's Ansprüche durch ihren Einfluss und ihre Mittel unterstützt hatten. Vor Allen sind in der Reihe derselben die zahlreichen Frauen zu erwähnen, welche für den jungen Helden lebhafte Theilnahme bekundet hatten. An der Spitze sehen wir neben der Herzogin Anna in Mitau zwei schöne Polinnen, die bereits erwähnte Gräfin Pociey, welche ihren Gatten, den Groszfeldherrn von Litthauen, zur opferwilligsten Hingebung für Moritz zu bereden verstand, und die Gräfin Bielinska, geb. Gräfin Rutowska*), welche ihr Silbergeschirr versetzt hatte, um den Ertrag ihrem Halbbruder zur Verfügung zu stellen. Mit vielleicht noch gröszerer Selbstverleugnung schüttete Moritz's reizende Geliebte, die Schauspielerin Lecouvreur in Paris, den Erlös von 40,000 Livres, welchen sie für ihren Schmuck erhalten, in den bodenlosen Seckel des immer geldbedürftigen Liebhabers, während Aurora Königsmark vergeblich ihre letzten Perlen für den theueren Sohn loszuschlagen suchte.

Aber die Zuneigung der Frauen übte in dem Glückspiele ihres verwöhnten Lieblings nicht blos einen günstigen Einfluss aus, man

---

*) Ihres Bruders, des Grafen Rutowski, ist bereits gedacht worden.

ist sogar versucht zu behaupten, dass das anscheinend so glänzend begonnene Unternehmen in Kurland hauptsächlich durch das Dazwischentreten weiblicher Einwirkungen schlieszlich doch noch gescheitert ist.

Hätte Moritz alsbald nach der Entscheidung der ständischen Wahl die verwittwete Herzogin Anna zu einer sofortigen Vermählung veranlasst, was bei der ausgesprochenen Neigung derselben zu dem kühnen Bewerber schwerlich auf Schwierigkeiten gestoszen sein möchte, so würde ohne Zweifel durch diesen Schritt seine Stellung in Kurland wesentlich befestigt worden sein. Aber schon hatte sich dem verwöhnten, unbeständigen Günstlinge der Frauen eine neue, ihm besser zusagende Aussicht geboten, als die Verbindung mit der 33jährigen, in Folge zunehmender Körperstärke wenig anziehenden Anna.

Während Letztere zu dem verstorbenen Peter dem Groszen in dem Verwandtschaftsgrade einer Nichte stand, war von diesem Monarchen auch eine Tochter Elisabeth, die später ebenfalls als Kaiserin den Russischen Thron bestieg, hinterlassen worden, und diese hatte zu Moritz, obgleich sie ihn persönlich nicht kannte, eine nicht minder lebhafte Zuneigung gefasst. Der Sohn August des Starken hätte nicht die leichtfertig-sinnliche Natur sein müssen, als welche er sich sein ganzes Leben hindurch darstellt, wenn ihm nicht neben der Kurländischen Herzogskrone die Möglichkeit des gleichzeitigen Besitzes einer jungen und schönen Gattin statt einer solchen mit verblühten Reizen ein gewaltiger Sporn zu neuem Wetten und Wagen gewesen wäre. Das gleichzeitige Verfolgen verschiedener Ziele aber brachte in seine Handlungen ein bedenkliches, mit seiner sonstigen Energie im Widerspruche stehendes Schwanken, und die grobe Vernachlässigung, deren er sich gegen Anna schuldig machte, in deren eigenem Palaste er durch ein nächtliches Abenteuer mit einem ihrer Hoffräuleins zu einem öffentlichen Aergerniss Anlass gab, entfremdete ihm die Neigung der Herzogin, bis diese endlich, in ihrem weiblichen Stolze tief gekränkt, der dem treulosen Liebhaber entgegenwirkenden Strömung freien Lauf liesz. Denn schon standen zwei mächtige Gegner bereit, dem glücklichen Abenteurer die Herzogskrone in dem Augenblicke wieder zu entreiszen, wo er dieselbe eben zu erfassen vermeinte. Das Petersburger Cabinet theilte nämlich die Sympathie der Groszfürstin Elisabeth für den jungen Sächsischen Grafen keineswegs, und Fürst Menschikoff, den wir bereits unter den Bewerbern um das Kurländische Herzogthum kennen gelernt haben, war nichts weniger als gewillt, dasselbe dem Nebenbuhler so leichten

Kaufes preiszugeben. Bald nach der Wahl Moritz's erschien Menschikoff in Person, von 300 Dragonern begleitet, am 10. Juli in Mitau und eröffnete Jenem und den vornehmsten Häuptern des Kurländischen Adels, dass seine Kaiserin die Wahl vom 28. Juni nie anerkennen werde, und die Stände sich sogleich wieder zu versammeln hätten, um eine neue, den Wünschen Russlands entsprechende vorzunehmen. Diesem kategorischen Verlangen Menschikoff's fügten sich jedoch weder Moritz, noch dessen Anhänger, und der daheim allmächtige Minister musste schon am dritten Tage nach seiner Ankunft in heftigem Zorne wieder von Mitau abziehen. Allerdings hatte am Tage vor seiner Abreise sich das Gerücht verbreitet, er beabsichtige, sich der Person seines Nebenbuhlers gewaltsam zu bemächtigen, und Moritz hatte wirklich für die Nacht vom 12. zum 13. Juli seine Wohnung in Vertheidigungszustand gesetzt; der Angriff erfolgte aber nicht, und die Erzählungen von einem solchen und von den dabei vorgekommenen Heldenthaten gehören einfach in den Bereich der vielen über Moritz's Jugendgeschichte verbreiteten Fabeln.

Trotz dieses schroffen Auftretens Menschikoff's wäre indessen das Petersburger Cabinet, wo der Sächsische Gesandte le Fort ganz im Geheimen, aber mit um so gröszerem Eifer zu Gunsten einer Verbindung Moritz's mit der Groszfürstin Elisabeth zu wirken suchte, schlieszlich doch noch vielleicht für die Anerkennung der Wahl zu gewinnen gewesen; zum Unglücke für Moritz sah derselbe sich aber gerade jetzt auch von einer Seite bedroht, welche er durch die Königliche Autorität seines Vaters hinlänglich gedeckt glaubte.

Das Königreich, oder, wie sich dasselbe officiell bezeichnete, die Republik Polen hatte nämlich an dem Aussterben der Kettler'schen Dynastie ein lebhaftes Interesse, weil der Polnische vornehme Adel sich mit der Hoffnung schmeichelte, das der Krone Polen lehnspflichtige Kurland werde nach Erledigung des Thrones der Republik zufallen. Schon sah im Geiste die habsüchtige Aristokratie die neue Provinz, in Palatinate getheilt, der Ausbeutung durch Polnische Herren preisgegeben. König August fand sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, bereits unter dem 8. Juni durch ein Inhibitorium den Kurländischen Ständen die Vornahme der Wahl eines Regierungsnachfolgers zu untersagen; die stille Hoffnung, welche er dabei zweifelsohne hegte, dass im Falle des Ungehorsams die Polnischen Groszen sich der zwingenden Logik der Thatsachen fügen würden, ging jedoch nicht in Erfüllung. Als die Wahl Moritz's bekannt ward, brach unter den argwöhnischen Magnaten ein Sturm des Un-

willens los, dem gegenüber August, eingedenk des langen Widerstandes, welchen dieselbe Aristokratie ihm so lange erfolgreich geleistet hatte, nach langem Laviren, durch welches er noch immer das Interesse des Sohnes mit dem seiner Magnaten zu versöhnen hoffte, doch endlich auf Rath seiner Sächsischen Minister zur Nachgiebigkeit gegen die Polnischen Forderungen bewogen wurde.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf daher Moritz der unter dem 11. October 1726 erlassene officielle Befehl des Königs von Polen, seines Vaters, durch Rückgabe der Wahlacten an die Stände auf seine Ansprüche auf Kurland öffentlich zu verzichten und dann sofort das Land zu verlassen. Sein Zorn machte sich selbst dem Könige gegenüber in rückhaltsloser Weise Luft; ganz besonders aber bezeichnete er in seinem Unmuthe Flemming als den Urheber seines Unglücks, obwohl dieser schwerlich sich in der Lage befand, der öffentlichen Stimme Polens zum Trotze seinem Herrn eine den Interessen Moritz's besser entsprechende Politik zu empfehlen. Wenn übrigens aber auch der nach Grodno zusammenberufene Polnische Landtag am 9. November die Schritte des Königs durch die Nichtigkeitserklärung der Wahl vom 28. Juni bestätigte und sogar die Acht über Moritz aussprach, so war darum die Sache des Letzteren noch keineswegs gänzlich verloren. Trotz der öffentlichen Desavouirung des Sohnes gab August doch seinem Befehle keinen Nachdruck, als Moritz demselben entgegen ruhig in Kurland verblieb; ja der König billigte im Geheimen die fortgesetzten, unermüdlichen Bestrebungen seines Gesandten le Fort, das Petersburger Cabinet für Moritz's Sache günstiger zu stimmen. Wirklich schien dasselbe auch eine Zeit lang in den Kurländischen Angelegenheiten eine Moritz minder unfreundliche Politik zu verfolgen, aber der Tod der Kaiserin Katharina I. am 17. Mai 1727 gab der Sache aufs Neue eine Jenem verhängnissvolle, entscheidende Wendung.

Moritz war im Frühjahre 1727 nach Paris gereist, um die Französische Regierung zur Gewährung von Unterstützungen zu bewegen, ohne jene natürlich zur Einmischung in die ihr völlig fremden Kurländischen Händel bewegen zu können. Eine vollständige Versöhnung mit dem Könige August, der den zornmüthigen Sohn auf dessen Hinreise heimlich in Bialystok und dann auf der Rückreise am 21. Juni öffentlich in Pillnitz empfangen, jede Berührung der Kurländischen Frage sich aber ausdrücklich verbeten hatte, war die einzige Frucht dieses letzten Versuches.

Kaum ist Moritz nach Kurland zurückgekehrt, so naht die entscheidende Stunde. Menschikoff, seit Katharina's Tode allmächtiger

als je, beauftragt den General Lascy, mit 8000 Mann dem Zustande in dem Herzogthume ein Ende zu machen, und dieser rückt von Riga gegen Mitau vor.

Die Kurländische Ritterschaft, so rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit an den gewählten Herzog sie auch bezeigte und so bereitwillig sie nach dem Beispiele ihrer Vorfahren wahrscheinlich zum persönlichen Dienste mit den Waffen gewesen wäre, war doch noch so naiv in mittelalterlichen Ansichten befangen, dass von derselben zur Aufstellung und Organisation selbst des kleinsten Heeres, mit welchem Moritz ihre Rechte und ihr Land hätte vertheidigen können, die nöthigen Mittel schlechterdings nicht aufzubringen waren. Dem Corps Lascy's hatte Moritz daher nur ein schwaches Häuflein auf eigene Hand im Auslande geworbener Soldaten — 12 Offiziere, 98 Dragoner und 104 Infanteristen — nebst seiner 33 Köpfe zählenden Dienerschaft entgegenzustellen, mit dem er sich in die Inseln und Holme von Usmaiten zurückzog. Einsehend, dass ein Widerstand nur zu unnützem Blutvergieszen führen könne, brachte Moritz, den flachen See zu Pferde passirend, am 19. August seine Person nach Windau in Sicherheit; sein kleines Corps ergab sich den Russen, welche sich wieder zurückzogen, nachdem sie Kurland an eine Polnische Commission übergeben und einen Landtag nach Mitau zusammenberufen hatten, auf dem am 25. September ihre Anhänger unter den Ständen Moritz's Wahl für ungültig erklären mussten.

So kläglich endete das Unternehmen, für welches Moritz zwei Jahre seines Lebens eingesetzt und sich noch tiefer in Schulden gestürzt hatte, als schon bisher der Fall gewesen war. Wenn auch in der Folge bei jeder Chance, die nur die entfernteste Aussicht bot, der Gedanke, seine ihm gewaltsam verkümmerten Ansprüche erneut zur Geltung zu bringen, in Moritz's Seele wieder lebendig wurde, die Kurländische Herzogskrone blieb ihm unwiederbringlich verloren.

Die vereitelte Hoffnung, den geliebten Sohn mit dieser Krone geschmückt zu sehen, die Besorgniss, mit der das Wetten und Wagen desselben Aurora's zärtliches Gemüth so lange erfüllte, brach endlich das schwergeprüfte Mutterherz; bald nach der Wiederankunft in Paris erhielt Moritz die Nachricht von dem in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728 zu Quedlinburg erfolgten Tode Aurora's. Zur Ordnung der höchst verwickelten Erbschaftsangelegenheiten reiste Moritz nach Deutschland; von Dresden aus begleitete er im Mai 1728 den König August bei dem Besuche, welchen dieser dem Berliner Hofe abstattete; der Graf von Sachsen machte bei dieser Gelegenheit

die Bekanntschaft des Kronprinzen, späteren Königs, Friedrich's II., welcher ihn mit Auszeichnung behandelte und mit seiner bis zu Moritz's Tode bewahrten Freundschaft beehrte.

In Frankreich hatte die Kurländische Expedition des jungen Maréchal de Camp, der sich damals durch seine Erfolge bei dem schönen Geschlechte weit mehr, als durch die bisher noch ziemlich unerheblichen, die Leistungen eines braven, unerschrockenen Offiziers nicht wesentlich überragenden Erfolge auf dem Schlachtfelde bekannt gemacht hatte, keineswegs das Aufsehen erregt, welches man heutzutage vorauszusetzen geneigt wäre. Man hatte in Paris den Händeln des fern im hohen Norden gelegenen, den Meisten kaum dem Namen nach bekannten Landes nur geringe Theilnahme geschenkt und den Sächsischen Grafen während seiner langen Entfernung aus dem Gesichtskreise des Versailler Hofes beinahe vergessen. Es war daher höchste Zeit, dass Moritz sich wieder einmal ein volles Jahr (1729) ununterbrochen den Pflichten seines militairischen Berufes widmete; Liebschaften und Speculationen, welche letztere sich jetzt mehr dem Gebiete der Industrie zuwendeten*), sowie die Jagd, das einzige Vergnügen des Versailler Hofes, an dem er Geschmack fand, füllten seine Muszestunden aus. 1730 begegnen wir Moritz wieder in Sachsen als Gast des Königs im Zeithainer Lager, wo er abermals mit dem Kronprinzen von Preuszen zusammentraf. Auch in jedem der beiden folgenden Jahre stattete Moritz dem Dresdener Hofe einen kurzen Besuch ab; im November 1732 eben nach Paris zurückgekehrt, verfiel er aber in ein hitziges Fieber, in Folge dessen er lange an Schlaflosigkeit litt. Während dieses Leidens, innerhalb dreizehn schlafloser Decembernächte, schrieb er jenes berühmte militairische Werk, welches er wohl mit Anspielung auf jenen psychischen Zustand „Rêveries“ betitelt hat.

Diese Schrift, neben den Büchern des Chevalier de Folard, Moritz's Freund, die einzige, welche damals taktische Fragen eingehend behandelte, zog mit Recht, als sie nach dem Tode des Verfassers im Druck erschien, die Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen Militairs auf sich. Lange wurden die darin enthaltenen Lehren als mustergiltig betrachtet, und wer noch heut sich auf den objectiven Standpunkt zu stellen vermag, dieselbe mit den Augen eines Zeitgenossen zu lesen, wird nicht umhin können, die auf eine seltene Kenntniss des Dienstdetails, wie der Kriegspraxis begründete Schärfe

*) Er beschäftigte sich damals mit Projecten zur Anlage einer Stahl- und Schwefel-Fabrik in Sachsen.

der Beobachtung, die Klarheit des Gedankens und den Ideenreichthum des Verfassers aufs höchste zu bewundern. Nicht minder erstaunen müssen wir, wie weit sich Moritz in diesem Werke über viele militairische Vorurtheile seiner Zeit erhebt, mit wie freiem, unbefangenen Blicke er weit über diese hinweg in eine ferne Zukunft schaut. Welche Veränderungen mussten sich erst vollziehen, bevor seine Ideen über die allgemeine, jedem Staatsbürger ohne Rücksicht auf Stand und Geburt obliegende Dienstpflicht sich verwirklichen konnten, wie unermüdlich bemüht zeigt er sich fast auf jeder Seite, die Beweglichkeit der Truppen und die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffen zu fördern! Welchen Werth finden wir hier bereits der Manövrirfähigkeit der Artillerie beigemessen! Liegen in seinen Vorschlägen über die Formation und Verwendung der Infanterie, in dem Bestreben, seinen taktischen Einheiten, den Centurien, wie er sie nennt, und die in ihrer Stärke von 184 Mann doch nichts anderes als Compagnien sind, die möglichste Selbstständigkeit auf dem Gefechtsfelde zu geben, nicht Gedanken, die noch ein volles Jahrhundert auf ihre Ausführung warten mussten?

In der That, der unbefähigte, zerstreute, träumerische Knabe, einstmals die Verzweiflung seiner Erzieher, fühlt, zum Manne herangereift, den Beruf in sich, selbst als Lehrer aufzutreten, als Lehrer der schwierigsten aller Künste, der Feldherrenkunst; denn dass der Verfasser der „Rêveries", wie ein neuerer Schriftsteller*) voraussetzt, bei Abfassung derselben ausschlieszlich den praktischen Zweck im Auge gehabt habe, seinem Vater die militairischen Mittel und Wege zur gewaltsamen Umwandlung der Verfassung und Einführung der Erbmonarchie in Polen zu zeigen, vermögen wir bei eingehender Prüfung des Lehrbuches nicht zu theilen. Konnte übrigens Moritz wohl auch, als er dem Könige am 12. Januar 1733 — also wenige Tage vor dessen am 1. Februar erfolgtem Tode — die ersten Seiten seiner Schrift nach Warschau zusendete, so ansprechend der Gedanke an ein so gewagtes Unternehmen seinem abenteuerlichen Sinne vielleicht auch erscheinen mochte, in dem von Ausschweifungen erschöpften, gealterten Fürsten noch die Thatkraft voraussetzen, welche zu einem solchen erforderlich gewesen wäre? Musste Moritz nicht von der Kurländischen Angelegenheit her frisch im Gedächtnisse haben, welche Scheu dem Könige August die Polnische Aristokratie einflöszte, von der sein Stolz so tiefe Demüthigungen hatte ertragen müssen?

---

*) Maurice Comte de Saxe par le Comte C. F. de Vitzthum, pag. 342—345.

Moritz's Halbbruder, der bisherige Kronprinz, folgte als Kurfürst von Sachsen und bald darauf auch als König von Polen seinem Vater. Obwohl derselbe mit Moritz stets auf einem guten Fusze gestanden hatte, zeigte er sich doch wenig geneigt, die Polnischen Angelegenheiten, welche durch die starke Partei seines Gegners, des Königs Stanislaus, sich schon bedrohlich genug gestalteten, durch Unterstützung der aussichtslosen Ansprüche seines unruhigen Halbbruders auf Kurland noch mehr zu verwickeln; dies, nicht aber die unerwiesene Behauptung, August habe Moritz das Commando des Sächsischen Heeres angeboten und Letzterer dieses abgelehnt, war der Grund einer Erkaltung, welche einige Zeit in dem Verhältnisse der beiden Halbbrüder zu einander eintrat.

Bei der Polnischen Königswahl war August III. von Oesterreich und Russland, Stanislaus von Frankreich unterstützt worden; das Unterliegen des Letzteren gab dem Versailler Cabinet Veranlassung, gleichzeitig mit Spanien und Sardinien, dem Deutschen Kaiser den Krieg zu erklären. Niemand wohl begrüszte dieses Ereigniss mit gröszerer Freude, als Moritz, der viel zu sehr ein Kind seiner Zeit, viel zu sehr ein Königsmark war, um sich durch das Verhängniss, nunmehr seinen Landsleuten, ja seinem alten Lehrer in der praktischen Kriegskunst, dem groszen Eugen unmittelbar gegenüber zu stehen, trotz der Reclamation, die Seiten des Kaisers, wohl mehr nur der Form wegen, an den abtrünnigen Sohn Deutschlands erging, von seinem Gewissen beunruhigt zu fühlen.

Wenn Moritz jedoch schon von diesem Kriege einen weiteren Spielraum für seinen hochstrebenden Ehrgeiz erwartete, so wurden seine Hoffnungen nur wenig befriedigt. Beide Theile verfolgten in den Feldzügen 1733, 1734 und 1735 nur nebensächliche Zwecke, für welche die Anführer auch nur einen entsprechenden Preis einsetzen wollten und sich daher von jedem kühnen Wagen grundsätzlich fern hielten. Ein paar Belagerungen abgerechnet, kam es daher auch nur zu unbedeutenden, wenig blutigen Kriegshandlungen; auch waren Französischer Seits die Ansprüche so vieler, dem höchsten Adel des Landes angehöriger Generale zu berücksichtigen, dass sich neben denselben Moritz, der Ausländer und Protestant, nur mit verhältnissmäszig sehr bescheidenen Verwendungen begnügen musste.

Da die Kriegserklärung erst am 10. October erging, so blieb für den Feldzug 1733 nur wenig Zeit übrig, obgleich Moritz, dem der Marschall Berwick die Führung seiner Avantgarde — 20 Grenadier-Compagnien und 2000 Füsiliere — anvertraut katte, schon am 12. October bei Kehl über den Rhein ging. Die Hauptarmee

folgte den 14. October, und man schritt nun sofort zur Belagerung von Kehl, welches am 28. October gegen freien Abzug der Garnison capitulirte. Mit diesem Erfolge zufrieden, trat Berwick am 11. November, die Arrièregarde, bei der sich Moritz befand, im Schwarzwalde zurücklassend, wieder seinen Rückzug auf das linke Rhein-Ufer in die Winterquartiere an.

Im nächsten Jahre wurde der Feldzug von den Franzosen bereits im April eröffnet; sie hatten für denselben als Hauptziel die Eroberung von Philippsburg ins Auge gefasst. 25,000 Mann unter dem Grafen Belleisle waren bestimmt, die Aufmerksamkeit der Kaiserlichen mehr vom Oberrheine ab nach der Mosel zu lenken. Bei diesem Corps betheiligte sich Moritz mit an der Belagerung von Trarbach; als der Platz aber am 2. Mai nach einer heftigen Beschieszung die Thore öffnen musste und Belleisle zur Einschlieszung von Coblenz überging, begab sich Moritz zum Marschall Berwick, der mit dem Hauptcorps bei Fort Louis und Kehl den Rhein überschritten hatte, um die Linien von Ettlingen anzugreifen. Bei der Wegnahme dieser mit den Krümmungen an zehn Meilen langen, links am Grimmerswalde bei Kappel-Rodeck beginnenden und bis zum Rheine bei Daxlanden sich erstreckenden, verschanzten Linie, deren Widerstandsfähigkeit der Prinz Eugen selbst wohl kaum überschätzt hatte, zeichnete sich Moritz am 4. Mai an der Spitze von zwei Infanterie-Brigaden so aus, dass er sich berechtigt glaubte, nun nach vierzehnjähriger Dienstzeit als Maréchal de Camp an seinen nächsten Vorgesetzten, den Herzog von Noailles, die Bitte richten zu können, beim Könige seine Beförderung zum General-Lieutenant zu beantragen. Das betreffende Schreiben*) ist in ziemlich selbstbewusstem Tone gehalten; dem Grand-Seigneur möchten die Worte: „Je ne suis pas d'espèce à être assujetti aux règles et à vieillir pour parvenir aux grades“, zu verzeihen sein, aber die Behauptung: „Le prince Eugène fuit etc.“ bezeugt, dass Moritz im groszsprecherischen Stile Französischer Kriegsberichte bereits bedenkliche Fortschritte gemacht hat, jedenfalls aber bessere, als es ihm Zeit seines Lebens bezüglich der Französischen Orthographie gelungen ist.

Das Schreiben erreichte übrigens seinen Zweck; die Ernennung des Grafen von Sachsen zum General-Lieutenant erfolgte bereits unter dem 1. August 1734.

Nach Bewältigung der Ettlinger Linien hatten die Franzosen die Belagerung von Philippsburg begonnen; in den Laufgräben vor

*) Dasselbe befindet sich in: „Tallandier, Mce. de Saxe“, S. 192 und 193.

dieser Festung wurde Marschall Berwick am 12. Juni durch eine Geschützkugel getödtet. Die durch das Austreten des Rheines verursachten Ueberschwemmungen bereiteten den Belagerern grosze Schwierigkeiten, und der Verlust derselben betrug 2700 Mann, als die Uebergabe von Philippsburg am 17. Juni erfolgte.

Die älteren, Französischen Biographen des Grafen von Sachsen zählen gelegentlich dieser Belagerung, wie fast aller der spärlichen Kriegshandlungen dieser Feldzüge, eine grosze Anzahl persönlicher Heldenthaten desselben auf, die wir, so unzuverlässig sonst ihre Berichte sind, doch als im Geiste und Sinne des ritterlich-beherzten Moritz ohne weitere Prüfung gern glauben wollen. Ebenso mag das schmeichelhafte Lob, mit dem der Marschall Berwick Moritz bei seinem Eintreffen 1734 im Hauptquartiere empfangen haben soll: „Ich erwartete eigentlich 3000 Mann, aber Ihre Person ist mir ebenso lieb, als diese Verstärkung“, nicht wie so viele, wenn nicht die meisten geistreichen Phrasen und Sentenzen, mit denen uns die Geschichte bedeutender Persönlichkeiten so bereitwillig aufwartet, völlig aus der Luft gegriffen sein.

Trotz der geringen Thätigkeit, welche beide Theile im Feldzuge 1734 entwickelt hatten, war das Französische Heer am Ende desselben so herabgekommen, dass dessen Führer im folgenden Jahre die Feindseligkeiten nicht zu beginnen wagten. Erst als Anfangs September der Prinz Eugen von Heidelberg aus Anstalten machte, den Rhein bei Mannheim zu überschreiten, um durch die Pfalz gegen Lothringen vorzudringen, wurde Moritz vom Marschall Coigny mit 14 Bataillonen und 10 Schwadronen entsendet, um den Uebergang zu verhindern. Er bezog am 6. September auf dem linken Rhein-Ufer eine verschanzte Stellung; Eugen wurde dadurch veranlasst, auf sein Vorhaben zu verzichten. Dagegen suchte derselbe nun Lothringen durch den mit 30,000 Mann bei Bingen stehenden General Grafen Seckendorff zu bedrohen, indem er diesem die Richtung auf Trier anwies. Aber auch hier stellten sich die Franzosen rechtzeitig in den Weg; Belleisle traf mit seinem Corps, dem Moritz zugetheilt war, am 8. October noch vor den Kaiserlichen in der Gegend von Trier ein. Der Marschall Coigny selbst folgte dahin und unternahm unverzüglich nach seiner Vereinigung mit Belleisle, am Nachmittage des 20. Octobers, einen Angriff auf die verschanzte Stellung der Deutschen bei Kloster Clausen. Trotz der mehr als doppelten Ueberlegenheit der Franzosen schlug Seckendorff jedoch den Angriff erfolgreich ab. Ebensowenig glücklich war am Morgen des 21. Octobers die Erneuerung des Kampfes, bei welchem Moritz an der Spitze von 36

Grenadier-Compagnien sich zwar des an der Salm gelegenen Dorfes Rövenig bemächtigte, aber auch durch seine Sächsischen Landsleute, von denen sich etwa 6000 Mann bei Seckendorff's Corps befanden, wieder mit starkem Verluste aus demselben verdrängt ward.

Die am 5. November hier eingehende Nachricht von einem Waffenstillstande machte jedoch den Feindseligkeiten ein Ende, wenn sich auch der Abschluss des Präliminarfriedens zu Wien noch bis zum 3. October 1736 hinauszog.

Moritz bemühte sich nun von Paris aus, den König August III. wieder zu versöhnen; dieser zeigte sich hierzu schnell bereit. Schon im Herbste 1736 sehen wir daher Moritz wieder in Sachsen, wo er am 7. October mit bei der Stiftungsfeier des St. Heinrichsordens, jenes nur für militairische Verdienste bestimmten Sächsischen Ehrenzeichens, anwesend ist und dasselbe zu Hubertusburg gleichzeitig mit einigen Sächsischen Generalen unmittelbar aus den Händen des Königs empfängt. Moritz befand sich noch in Sachsen, als hier die Nachricht von dem am 4. Mai 1737 erfolgten Ableben des Herzogs Ferdinand von Kurland anlangte, welche auf einen Augenblick seine alten Hoffnungen auf den Besitz der Kurländischen Herzogskrone wieder belebte. Er verfehlte daher nicht, sich den Ständen, welche ihm lange Zeit eine so treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, durch ein Beileidsschreiben wieder in Erinnerung zu bringen, aber der Russische Einfluss war so überwiegend geworden, dass die Wahl Biron's, des Günstlings der inzwischen Kaiserin gewordenen Anna, zum Herzoge sich gleichsam von selbst ergab, und nicht einmal eine „proportionirte Vergütung“, welche der Sächsische Gesandte in Petersburg Seiten seines Hofes von der Groszmuth der Kaiserin für den einst von ihr so geliebten Moritz zu erbitten beauftragt ward, konnte für denselben vermittelt werden.

Und doch flammte abermals ein Hoffnungsschimmer für Moritz auf, als am 28. October 1740 die Kaiserin Anna starb und Biron gleich darauf gestürzt und nach Sibirien geschickt wurde. Ein persönlicher Abgeordneter, den diesmal Moritz zur Vertretung seiner Angelegenheiten nach Petersburg sendete, wurde jedoch hier kurz abgefertigt, und eine Protestation, die derselbe in Mitau den Ständen überreichte, blieb gänzlich unbeachtet. Der Traum von einer Herzogskrone, in dem sich Moritz so lange gewiegt, war hiermit zu Ende; er selbst gab zunächst weitere Hoffnungen auf; während ihm aber der Genius seiner Zukunft mit der einen Hand den Weg zum Throne für immer verschloss, öffnete er ihm bereits mit der anderen die Pforte zu dem Tempel des Ruhmes.

III.

Ob, wie ältere Geschichtsschreiber berichten, der Graf Moritz wirklich dem Könige August III. auf dessen nach der Thronbesteigung in Sachsen jenem gemachten Vorschlage, das Commando der Sächsischen Armee zu übernehmen, eine abschlägliche Antwort ertheilt habe, bleibt, wie wir bereits gesehen, mindestens unerwiesen; dagegen liegen unzweifelhafte Beweise vor, dass sieben Jahre später, als die nach dem Tode des Kaisers Karl VI. am 20. October 1740 eintretenden politischen Wirren den Ausbruch eines Europäischen Krieges in sichere Aussicht stellten, Moritz selbst dem Heimathlande seine Dienste angeboten hat. Er wendete sich in dieser Angelegenheit am 12. November brieflich an den Minister Grafen Brühl und wiederholte sein Anerbieten, als er an der Spitze einer Französischen Heeresabtheilung bereits auf Deutschem Boden stand, am 18. August 1741 aus dem Lager von Straubing.

Aber dem auf seine Allmacht eifersüchtigen Leiter der Geschicke Sachsens war wenig daran gelegen, in der Person des selbstbewussten, energischen Moritz einen Mann an die Spitze des Heeres gestellt zu sehen, der ihm voraussichtlich jeden Einfluss auf die militairischen Angelegenheiten verwehrt haben würde; hatte doch Brühl bereits in einem anderen Halbbruder des Monarchen, dem zwar braven und beherzten, aber nachgiebigen und unselbstständigen Grafen Rutowski ein fügsameres Werkzeug zur Führung der Sächsischen Armee in Aussicht genommen.

Das Französische Hülfscorps, welches Ludwig XV. beim Ausbruche des Oesterreichischen Erbfolgekrieges seinem Verbündeten, dem Kurfürsten von Bayern, Karl Albert, dem späteren Deutschen Kaiser Karl VII., zur Verfügung stellte, vereinigte sich in der Gegend von Schärding mit den Bayerischen Truppen. Der Kurfürst übernahm hier persönlich das Obercommando und liesz nun Anfang September das verbündete Heer den Inn überschreiten und auf dem rechten Donau-Ufer in der Richtung auf Wien vorrücken. Moritz befehligte die Avantgarde — zwei Dragoner-Regimenter, das Ratski'sche Husaren-Regiment, acht Grenadier- und vier Frei-Compagnien. Die schwachen Oesterreichischen Abtheilungen, auf die man stiesz, vor sich hertreibend, nahm er den Weg über Linz und Mölk; seine Spitze erreichte den 12. October St. Pölten. Karl Albert folgte und hielt am 22. October seinen feierlichen Einzug in diesem, nur noch acht Meilen von Wien gelegenen Orte. Die blos mit 6000 Mann besetzte Hauptstadt Oesterreichs zitterte; Maria Theresia floh nach

Pressburg, und schon glaubte man den kaum begonnenen Feldzug mit einer Besetzung von Wien beendigt zu sehen, als der unschlüssige, vor jedem Wagnisse verzagt zurückschreckende Kurfürst in St. Pölten dem Vormarsche Einhalt gebot und den Linksabmarsch der Armee nach Böhmen anordnete. Wieder musste Moritz die Führung der Avantgarde übernehmen und schon am 23. October von St. Pölten aufbrechen; den Weg über Budweis einschlagend, langte Moritz, dem sich der Kurfürst angeschlossen hatte, am 18. November in Königsaal, $1^1/_2$ Meile südlich von Prag, an. Links von ihm nahm vom 20. an das Französische Corps des Marquis de Gassion bei Horzelitz Stellung, und neben diesem bezog die mittlerweile über das Erzgebirge in Böhmen eingerückte Sächsische Armee — 20,000 Mann unter dem General Rutowski — ein Lager nördlich von Prag zwischen Suchdol und Horomierziz.

Die Befestigung Prags war zwar nur eine mangelhafte, und die 2600 Mann betragende Besatzung zur Vertheidigung der weitläufigen Stadt unzureichend, aber Studenten und Bürgerschaft stellten sich dem Commandanten, Feldmarschall-Lieutenant Grafen Ogilvy, zur Verfügung, und schon näherte sich von Schlesien her die Oesterreichische Armee des Groszherzogs von Toscana zum Entsatze, während Karl Albert, der seine Streitkräfte auf dem Vormarsche völlig zerstreut hatte, die Einschlieszung der ausgedehnten Festungswerke nur unvollständig bewerkstelligen konnte.

Dem Einflusse, den Moritz über den zaghaft unentschlossenen Kurfürsten damals bereits gewonnen hatte, kann es blos zugeschrieben werden, dass jener endlich mit dem, seiner ganzen Natur entsprechenden kühnen Vorschlage durchdrang, die Stadt mittelst eines Handstreiches zu erstürmen. Die Zeit war kostbar; am Morgen des 26. Novembers, den man zur Ausführung festsetzte, befand sich die Armee des Groszherzogs kaum noch drei Tagemärsche von Prag.

An vier verschiedenen Punkten sollte gleichzeitig Sturm gelaufen werden und zwar an zwei Stellen der Kleinseite auf dem linken Moldau-Ufer und an zweien der am rechten Ufer gelegenen Neustadt.

Nur zwei Sturmcolonnen, einer gegen das Karlsthor auf der Kleinseite gerichteten Sächsischen unter dem Generalmajor von Weiszenbach und der auf dem anderen Fluss-Ufer beim Neuthore angreifenden Colonne des Grafen von Sachsen gelang es, den Wall mittelst Leitern zu ersteigen und in die Stadt einzudringen.*) Aber

*) Der gegen die Kleinseite gerichtete Französische Angriff sollte der Disposition gemäsz nur demonstrativ sein. Eine von Norden her die Neustadt an-

während die Sachsen auf Ogilvy's auf der Kleinseite bereit gehaltene Truppen stieszen, einen heldenmüthigen Widerstand zu überwinden hatten und starke Verluste erlitten*), gelang es den Leuten Moritz's, fast unbemerkt in die von allen Truppen entblöszte Neustadt einzudringen. Selbst bei der Ueberwältigung der von Studenten besetzten Thorwache wurden nur zwei Franzosen verwundet, und Moritz konnte mit seinen über die Zugbrücke eingerückten Dragonern ohne jeden Aufenthalt durch die Straszen der Stadt, deren Bürger noch im tiefsten Schlafe lagen, nach der Moldau-Brücke reiten. Hier aber kamen ihm bereits die durch das Karlsthor eingedrungenen Sachsen entgegen und an deren Spitze seine bereits Eingangs erwähnten Halbbrüder, die Generale Rutowski und Chevalier de Saxe und der Oberst Graf Cossell, von welchen besonders der Letztere durch sein glänzendes persönliches Beispiel viel zum Gelingen des Sturmes beigetragen hatte. Moritz, in dessen Charakter seine bei jeder Gelegenheit bewiesene Anhänglichkeit an seine Geschwister eine Lichtseite bildet, umarmte und beglückwünschte die Brüder aufs herzlichste. Hatte er auch beim Angriffe selbst eine minder hervorragende Rolle gespielt, als seine Sächsischen Landsleute, so zog er doch von dem kühnen Unternehmen, dessen Urheberschaft er mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnte, den hauptsächlichsten Gewinn. Sein Name, an den sich bisher nur der Ruf eines tüchtigen und beherzten, aber etwas unvorsichtigen Avantgardenführers geknüpft hatte**), erhielt seit dem Tage von Prag eine um so höhere Bedeutung, als man sich erinnerte, dass Moritz's Urgroszvater, Johann Christof Königsmark, hundert Jahre zuvor sich auf ähnliche Weise in den Besitz der Böhmischen Hauptstadt gesetzt hatte; das gelungene Wagstück wendete dem Helden desselben das Interesse Europa's in weit höherem Grade zu, als dessen Bestrebungen zur Erlangung der Kurländischen Herzogswürde jemals geschenkt worden war.

greifende Sächsische Colonne verspätigte sich bei dem hier erforderlichen Ueberschreiten mehrerer Moldau-Arme und traf erst ein, als die Stadt bereits genommen war.

*) Der tapfere Führer der Sächsischen Colonne, Generalmajor von Weiszenbach, fiel dabei.

**) Noch zu Anfange des Feldzuges 1741 charakterisirte ihn der bei der Französischen Armee befindliche Herzog von Luynes mit folgenden Worten: „Le comte de Saxe mène les français sans précaution ni détail à la tartare. C'est cependant celui de tous qui vise le plus au grand.“ Mém. du duc de Luynes. T. IV, p. 57—58.

Es fand gleichfalls viel Anerkennung, dass die Erstürmung Prags ohne alle Excesse Seiten der siegreichen Truppen, ja für die Bewohner der Stadt fast unbemerkt zur Ausführung gelangt war; man hielt sich dafür besonders Moritz verpflichtet, und die Stadt verehrte diesem für die beobachtete strenge Mannszucht einen auf 40,000 Thaler geschätzten Diamanten.

Nachdem der Kurfürst Karl Albert sich in Prag hatte zum Könige von Böhmen krönen lassen*), reiste er in Begleitung der Grafen von Sachsen und Rutowski am 28. December nach Dresden. Hier traf am 19. Januar auch Friedrich II. zu einer Besprechung mit August III. über die weiteren politischen und militairischen Maasznahmen ein, welcher Brühl, Moritz und Rutowski beiwohnten und deren Ergebniss das Zugeständniss Sachsens war, dass das Corps Rutowski's dem Könige bei dessen beabsichtigten Vorrücken bis Iglau folgen dürfe.

Hiermit zufriedengestellt, hatte Friedrich II. bereits am 20. Januar früh Dresden wieder verlassen; den 25. traten Moritz und Rutowski ihre Rückreise an; Ersterer begab sich zu Broglio nach Pisek, Letzterer übernahm wieder sein Commando in Deutsch-Brod. Im Französischen Hauptquartiere bezeigte man sich mit der in Dresden getroffenen Vereinbarung um so unzufriedener, als man daselbst schon die durch die Folge auch nur zu wohl bestätigte Befürchtung hegte, der König von Preuszen werde, sobald ihm von Maria Theresia nur der ruhige Besitz Schlesiens zugesichert worden sei, mit dieser einen Separatfrieden schlieszen. Die Stellung der Franzosen in Böhmen wurde gegen Ende Januar 1742 um so bedenklicher, als um diese Zeit Linz und Passau wieder an die Oesterreicher verloren gingen, und sie sich nun von der Donau her ernstlich bedroht sahen. Ihre letzte Hoffnung, Friedrich II. werde ihnen durch einen Rechtsabmarsch in der Richtung auf Neuhaus und Budweis noch zu Hülfe kommen, schwand, als Broglio die Nachricht von dem am 27. Januar unter dem Vorsitze des Königs Friedrich in Landskron abgehaltenen Kriegsrathe erhielt, bei dem er seine Absicht erklärt hatte, über Iglau vorrücken und Mähren bis zur Taya besetzen zu wollen. Niemand schien geeigneter, gegen diesen Plan des Königs mit der Aussicht einigen Erfolges Einwendungen zu erheben und wenigstens den Abmarsch der Sachsen, deren Anführer Rutowski man als schwach

*) Auf die Glückwünsche Moritz's soll der neue König erwidert haben: „Oui, me voilà roi de Bohême à peu près comme vous êtes duc de Courlande." Hist. de Maurice Comte de Saxe; Dresde 1752, S. 329.

und energielos kannte, zu verhindern, als Moritz, welcher sich eilig auf den Weg machen musste, und am 7. Juli bei den Sachsen in Saar, am 9. aber im Königlichen Hauptquartiere in Grosz-Bitesch, vier Meilen von Brünn, anlangte.

Die Unterredung mit Friedrich II., in welcher Moritz neben den Interessen Frankreichs die seines Heimathlandes Sachsen nach seiner innersten Ueberzeugung mit Wärme vertrat, wurde sehr lebhaft geführt, und die Worte Friedrich's, die Könige von Preuszen seien nicht gewöhnt, Befehle von Anderen anzunehmen, sondern selbst zu befehlen, zeigen deutlich, wie schwer es diesem wurde, seinen Zorn zu bemeistern. Die gegen seinen Vormarsch erhobenen Vorstellungen nützten übrigens nichts; derselbe wurde vielmehr bekanntlich über das am 14. Februar von den Oesterreichern aufgegebene Iglau gegen die Taya fortgesetzt. Noch einmal wagte Rutowski, durch Moritz's Gegenwart ermuthigt, unter Berufung auf die Dresdener Verabredung, in Iglau den Weitermarsch seiner Sachsen zu beanstanden; bereits am 19. Februar langte der ausdrückliche Befehl des Königs August an, sich den Forderungen Friedrich's zu fügen und mit dem Corps dem Vorrücken des Preuszischen Heeres anzuschlieszen. Moritz, verstimmt über das Vergebliche seiner Bemühungen und über Brühl's Inconsequenz erbittert, liesz noch an demselben Tage von Iglau aus jene, im Stile unserer heutigen Telegramme abgefasste Depesche nach Dresden abgehen, welche zeither den Biographen Moritz's viel Kopfzerbrechen verursacht hat*). Sie lautete: „Monsieur, Vous n'avez plus d'armée. Maurice de Saxe."

Es bedarf wohl nicht erst der Erklärung, dass dieser allerdings eigenthümliche Ausdruck des Unwillens sich nicht auf eine Niederlage des Sächsischen Corps bezieht, von dem damals nicht die Rede sein konnte. Der Verlauf des Feldzuges in Mähren rechtfertigte übrigens die von Moritz gegen denselben erhobenen Bedenken in ihrem weitesten Umfange; seine Misserfolge entfremdeten Sachsen zu dessen groszem Unglücke dem Bündnisse mit Preuszen und veranlassten August III., seinen Beitritt zum Berliner Frieden zu beschleunigen.

Moritz begab sich nach dem Scheitern seiner Mission unverweilt zu Broglio nach Pisek zurück. Die tödtliche Erkrankung des mit

---

*) Erst der Graf C. F. Vitzthum von Eckstädt hat in seinem bereits angezogenen Werke (vergl. S. 418—450) über die dem Einmarsche des Preuszisch-Sächsischen Heeres in Mähren vorangegangenen Verhandlungen und die Rolle, welche Moritz dabei gespielt hat, die bis dahin vermisste Klarheit gebracht.

der Belagerung von Eger beauftragten Marquis von Leuville gab Broglio Veranlassung, dessen Stelle durch Moritz zu ersetzen, welcher am 2. April 1742 vor der Festung eintraf und die Belagerung des damals nicht unwichtigen Platzes so energisch fortführte, dass sich derselbe schon am 19. April durch Capitulation übergeben musste.

Dieser neue Erfolg trug nicht wenig dazu bei, den vor Prag erworbenen Ruf Moritz's zu vergröszern; er konnte sich nicht mehr darüber täuschen, dass der Krieg ihm eine Laufbahn zu eröffnen begann, welche zu dem von ihm ersehnten Ziele eines glänzenden Ruhmes führen musste. Es gehört die sanguinische, immer neue Entwürfe planende Natur unseres Helden dazu, um sich trotzdem unmittelbar von dem eroberten Eger weg durch die schwindelhaften Vorspiegelungen zweier abenteuerlicher Staatsmänner, des Russischen Leibarztes und Ministers Lestocq und des Französischen Gesandten am Petersburger Hofe, Marquis de la Chétardie, zu einer Reise nach Moskau verlocken zu lassen und noch einmal den Versuch zu wagen, den in Russland plötzlich eingetretenen Umschwung der politischen Verhältnisse zu Gunsten seiner bereits völlig aufgegebenen Ansprüche auf Kurland zu benutzen. Dieselbe Elisabeth, welche einst für Moritz, ohne ihn persönlich zu kennen, jene lebhafte Herzensneigung gefasst hatte, war durch die Palastrevolution vom 6. December 1741 in den Besitz des Russischen Thrones gelangt und hatte sich in Moskau krönen lassen. Sie verweilte noch in der alten Zaarenstadt, als Moritz am 10. Juni daselbst anlangte; aber es zeigte sich bald, dass ihn seine beiden Berichterstatter auf die leichtsinnigste Weise mit ganz aussichtslosen Hoffnungen getäuscht hatten. Wohl war, wie wir schon gehört haben, der bisherige Herzog von Kurland, jener von der Kaiserin Anna begünstigte Biron, alsbald nach deren Tode abgesetzt und nach Sibirien verbannt worden, das Russische Cabinet legte aber für Moritz's angebliche Ansprüche nicht das entfernteste Interesse an den Tag. Auch das der Kaiserin Elisabeth für den Sieger von Prag blieb ein rein persönliches; nach einer Reihe von Festlichkeiten und wüsten Gelagen, an denen sich das sittenlose Weib in Männerkleidern betheiligte, liesz man Moritz am 4. Juli, von einigen leeren Höflichkeiten begleitet, wieder abreisen.

Als der Graf von Sachsen wieder in Deutschland eintraf, machte eben der Berliner Friede am 28. Juli 1742 den Feindseligkeiten zwischen Preuszen und Sachsen einerseits und Maria Theresia andererseits ein Ende. Dagegen hatte die erbärmliche Kriegführung der Marschälle Broglio und Belleisle das nur noch 25,000 Mann starke Französische Heer in eine höchst bedenkliche Lage versetzt, indem

dasselbe in und bei Prag von 55,000 Oesterreichern unter dem Groszherzoge von Toscana eingeschlossen war. Moritz begab sich daher zu dem Heere, welches auf den Hülferuf des bedrängten Kaisers Karl's VII., des ehemaligen Kurfürsten von Bayern*), von dem Marschall Maillebois zum Schutze der inzwischen von den Oesterreichern besetzten Bayerischen Erbstaaten von Westfalen herangeführt worden war. Er erreichte dasselbe Anfang August bei Nieder-Alteich, unweit Deggendorf in Niederbayern; nicht ohne Misstrauen von seinen Vorgesetzten empfangen, erhielt Moritz hier den Befehl über die 12,000 Mann starke Avantgarde beim Corps des Herzogs von Harcourt. Es sollte nun dem Heere Broglio's bei Prag Hülfe gebracht werden, aber Maillebois näherte sich nur mit groszer Vorsicht und Langsamkeit über Donaustauf und Weiden der Böhmischen Grenze bei Eger. Am 10. October zwang Moritz die aus 5000 Kroaten und Husaren bestehende Besatzung von Ellbogen zur Capitulation und rückte dann bis Kaden vor. Sein Verhältniss zu Maillebois war kein gutes; wie er ein halbes Jahr zuvor in den Hauptquartieren Friedrich's II. und Rutowski's über die „Albernheiten" Broglio's, seines Gönners, gespottet hatte, so beklagte er sich jetzt hinter dem Rücken seines Vorgesetzten über dessen fehlerhafte Maaszregeln gegen den Französischen Kriegsminister Marquis de Breteuil. Mag auch der Tadel begründet gewesen und durch die traurigen Folgen jener Missgriffe noch so sehr gerechtfertigt worden sein, es wäre in Moritz's Interesse doch zu wünschen, das Bild des später so groszen Heerführers nicht durch den Schatten des verdienten Vorwurfs getrübt zu sehen, dass derselbe seinen Pflichten als Untergebener durchaus nicht immer in ihrem vollen Umfange eingedenk war.

So wenig Geschick Maillebois übrigens auch bei seinen Operationen bezeigte, der Zweck derselben wurde wenigstens insofern erreicht, als sie doch die Oesterreicher veranlassten, die Belagerung von Prag aufzugeben und sich am 14. September unter Zurücklassung eines kleinen Beobachtungscorps leichter Truppen auf Beraun und Pilsen zurückzuziehen. Dagegen verhinderten sie Broglio, welcher am 27. October mit 12,000 Mann von Prag nach Leitmeritz abrückte, sich über Saatz mit Maillebois in Verbindung zu setzen; dieser durch Instructionen aus Paris noch zaghafter gemacht, als er von Natur schon war, hatte sich durch Oesterreichische Streifcorps so imponiren

*) Die Wahl desselben zum Deutschen Kaiser hatte am 24. Januar 1742, seine Krönung am 12. Februar stattgefunden.

lassen, dass er alle seine Streitkräfte auf Eger zurückzog, von wo er am 20. October wieder den Marsch nach der Oberpfalz antrat. In beständiger Furcht, durch den ihn seitwärts begleitenden Feinde von der Donau abgeschnitten zu werden, erreichte er am 12. November Regensburg und vereinigte sich am folgenden Tage in der Ebene zwischen Donau und Isar mit dem Corps des Bayerischen Feldmarschalls Grafen Seckendorff. Die Oesterreicher behielten immer enge Fühlung, und Moritz musste dieselben aus Deggendorf und Landau vertreiben, um etwas Luft zu schaffen.

Broglio hatte nach dem vereitelten Versuche, Maillebois über Saatz die Hand zu reichen, die aus Prag mitgenommene Abtheilung wieder dahin zurückgeführt, worauf er das Commando der Armee in Böhmen dem Marschall Belleisle überliesz und sich für seine Person über Sachsen zum Corps Maillebois begab, welches er am 19. November erreichte. Er fand das ursprünglich 55,000 Mann starke Corps, dessen Führung er nun übernahm, auf 40,000 zusammengeschmolzen; weder der physische, noch der moralische Zustand desselben liesz von der Fortsetzung des Krieges in der rauhen Jahreszeit Günstiges erwarten. Man bezog daher dem Feinde gegenüber Winterquartiere zwischen .Isar und Inn; das Hauptquartier Broglio's war in Straubing, das des Oesterreichischen Generals Khevenhüller in Schärding.

Moritz machte seiner Unzufriedenheit über diese Stellung, welche nach seiner Ansicht Böhmen unnöthigerweise preisgab, in einem Briefe an Broglio Luft*); seinem Vorschlage gemäsz hätte man den Winter hinter der Naab, den rechten Flügel an die Donau gelehnt, den linken zur Unterstützung Egers vorgeschoben, stehen bleiben sollen. Nachdem er sein Quartier Deggendorf durch Verschanzungen gegen Handstreiche der Oesterreichischen leichten Truppen gesichert hatte, begab er sich nach Paris, wo er am 16. Februar 1743 anlangte. Seine Erfolge hatten ihm nicht nur die Gunst des Königs, der ihm eine Wohnung im Schlosse zu Versailles einräumen liesz, sondern auch in nicht geringerem Grade die des Volkes erworben; er war in Paris der Löwe des Tages; sobald er sich öffentlich zeigte, auf der Strasze, wie im Theater, begrüszte ihn der begeisterte Zuruf der Menge.

Von Ludwig XV. mit den nöthigen Mitteln zur Errichtung eines Ulanen-Regiments ausgestattet, reiste Moritz im März 1743 nach Dresden. Die Polnische National-Reiterei, von welcher drei Pulks

*) Der Brief befindet sich in der „Histoire de Maurice". S. 388 und 389.

sich bei dem Sächsischen Contingente in Böhmen befunden und nach der Eroberung von Prag unter Moritz's unmittelbarem Befehle sich bei mehreren Streifzügen betheiligt hatten, entsprachen so vollständig den Ansprüchen, welche derselbe an eine leichte, zu Fusz wie zu Pferd verwendbare Cavallerietruppe stellte, dass seitdem die Bildung einer solchen sein lebhaftestes Bestreben war. Er hoffte, die hinreichende Zahl berittener Polnischer Edelleute, Towarczi's, wie sie sich nannten, von denen Jeder sein eigenes Pferd und seinen Diener besasz, in Dresden zusammenbringen zu können. Aber hier, wo man mit Oesterreich Frieden geschlossen hatte, duldete man zu Moritz's groszem Verdrusse die Werbungen nicht, so dass sich die Bildung des Regiments dadurch verzögerte. Im Herbste befand sich dasselbe, 450 Pferde stark, im Elsass, und es blieb, obwohl nicht nach dem ursprünglichen Plane formirt, in der Folge der bevorzugte Liebling seines Schöpfers. Das Regiment bestand aus sechs Schwadronen, jede Schwadron aus 80 Ulanen und 80 Dragonern; die Kleidung à la Tartare, dem phantastischen Geschmacke Moritz's entsprechend, soll sehr wunderlich gewesen sein. Die Leistungen der Truppe werden von allen Seiten in höchst anerkennender Weise besprochen.

Das Jahr 1742 hatte mittlerweile für die Franzosen in Böhmen sehr unglücklich geendigt. Der Marschall Belleisle, der nach dem Weggange Broglio's das Commando über die Armee in Prag übernommen hatte, musste mit dem Haupttheile derselben in der Nacht vom 16. zum 17. December den Rückzug von da nach Eger antreten, der sich nur unter groszen Mühseligkeiten und mit starken Verlusten an Menschen und Material bewerkstelligen liesz; der unter Chévert in Prag zurückgelassene Rest konnte die Stadt nur bis zum 26. December behaupten, worauf dieselbe gegen freien Abzug der Garnison dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Lobkowitz übergeben ward. Das Jahr 1743 fand daher ganz Böhmen bis auf Eger von den Franzosen geräumt.

Bei der Armee des Marschalls Broglio hatte man das Commando des Reservecorps, welchem im Widerspruche der jetzigen Bedeutung dieser Bezeichnung die Rolle der Avantgarde oblag, dem Grafen von Sachsen zugedacht und die diesem im Dienstalter vorgehenden General-Lieutenants in Rücksicht auf die Kränklichkeit und geringe Befähigung des Oberbefehlshabers, dem man in der Person Moritz's einen tüchtigen Stellvertreter zur Seite setzen wollte, zurückgezogen. Gegen diese Absicht aber wurde Seiten des ehrgeizigen Prinzen von Conti ein erfolgreicher Widerspruch erhoben; seiner Partei gelang

es, den Befehl zu erwirken, dass diesem Verwandten des Königs das Commando der Reserve anvertraut und Moritz nach Amberg gesendet wurde, wo er mit 58 Schwadronen und 14 Bataillonen dem hinter der Naab stehenden Corps des |Fürsten Lobkowitz die Stirn zu bieten hatte.

Der Prinz Conti hatte kaum sein Commando angetreten, als er in seiner Stellung gegen Mitte Mai 1743 von den Oesterreichern unter dem Prinzen Karl von Lothringen angegriffen und auf das linke Isar-Ufer zurückgeworfen wurde. In der Nacht vom 5. zum 6. Juni zogen die Oesterreicher auch das Corps des Fürsten Lobkowitz bei Posching auf das rechte Donau-Ufer herüber, und Broglio und Seckendorff sahen sich der feindlichen Uebermacht gegenüber nun nicht mehr im Stande, Bayern zu decken. Broglio vereinigte am 8. Juni seine Streitkräfte in Regensburg, wo auch Moritz mit seinem Corps eintraf; am 11. erreichten die Franzosen und Bayern Ingolstadt. Hier trennten sich dieselben, indem die Bayern sich hinter dem Lech aufstellten, während jene, auf das linke Donau-Ufer übergehend, von den leichten Truppen der Oesterreicher auf dem Fusze verfolgt und beunruhigt, über Donauwörth, Nördlingen, Ellwangen, Schwäbischhall und Wimpfen den Rückzug nach dem Rhein fortsetzten. Unterdessen hatte auch eine andere Französische Armee unter dem Marschall von Noailles am Main bei Dettingen unweit Aschaffenburg am 27. Juni gegen ein von dem Könige von England zur Unterstützung Oesterreichs herbeigeführtes Heer unglücklich gefochten, so dass sie ebenfalls den Rückzug hinter den Rhein antreten musste. Broglio, von allen Seiten für den üblen Ausgang verantwortlich gemacht, wurde von dem Commando abberufen und übergab dasselbe am 9. Juli bei Wimpfen an Moritz, welcher das Corps am 14. bei Speyer über den Rhein führte, hinter dem sich die Trümmer beider Französischer Heere vereinigten und sich mit Mühe des Prinzen Karl erwehrten, der Anstalt machte, ihnen über den Strom zu folgen.

Das Versailler Cabinet, gedemüthigt durch die Misserfolge seiner Waffen, zeigte jetzt versöhnliche Gesinnungen; Oesterreich jedoch, zu dessen Verbündeten sich neben England nun auch noch die Niederlande gesellten, wies die Friedensvorschläge jetzt stolz zurück. Aber trotz der bedenklichen Lage, in der man sich befand, und ungeachtet die öffentliche Meinung immer entschiedener verlangte, Moritz an die Spitze des Heeres gestellt zu sehen, wagte man in Versailles doch mit den Vorurtheilen gegen den Fremden, den Protestanten, noch nicht zu brechen und beauftragte den Marschall von

Coigny, das bisher von Broglio befehligte Heer zu übernehmen. Moritz trat daher nach erfolgter Uebergabe in den ersten Tagen des Septembers zur Armee des Herzogs von Noailles, seines väterlichen Freundes, über, der dieselbe hinter der Lauter in zwei Corps theilte, von denen er das eine Moritz überliesz, um den Oberelsass gegen den Prinzen Karl zu decken. Später, als Moritz hier von Coigny abgelöst ward, ging er zu Noailles zurück und besetzte die Linien längs der Lauter gegen die Engländer und Holländer, bis in der zweiten Hälfte des Octobers von beiden kriegführenden Theilen die Winterquartiere bezogen wurden.

Als der Graf von Sachsen am 13. November in Paris eintraf, und die Stimme des Volkes sich immer rückhaltsloser für denselben aussprach, gerieth der Hof, welcher sich durchaus noch nicht entschlieszen konnte, die tiefgewurzelten Vorurtheile gegen Moritz aufzugeben, in grosze Verlegenheit. Es handelte sich darum, sowohl ihn selbst, als die öffentliche Meinung durch eine geeignete Verwendung desselben zufriedenzustellen, mit der nicht gerade eine Rangerhöhung verbunden zu sein brauchte. Eine Unternehmung, die man damals im Geheimen plante, und die Moritz's kühnem, abenteuerlichem Sinne entsprechen musste, bot ein glückliches Auskunftsmittel. Man beabsichtigte nämlich, einen von dem Prinzen Karl Eduard, dem Sohne des seines Thrones beraubten Königs Jakob II. von Groszbritannien, beschlossenen Einbruchsversuch nach England durch ein Corps von 10,000 Mann Französischer Hülfstruppen zu unterstützen. Moritz ward beauftragt, das Commando desselben zu übernehmen und dessen Ueberfahrt und Landung zu leiten. Am 25. Februar 1744 traf Moritz in Dünkirchen ein. Allein die Versuche, die man am 1. und 4. März mit der Einschiffung des Corps machte, wurden durch stürmische Witterung vereitelt, und da mittlerweile der Englische Admiral Norris aufmerksam geworden und mit seiner Flotte herbeigeeilt war, so wurde das bedenkliche Unternehmen, gegen dessen Ausführbarkeit sich von Haus aus zahlreiche warnende Stimmen erhoben hatten, aufgeschoben, um binnen Kurzem in Vergessenheit zu gerathen.

Unterdessen hatten Moritz's Freunde, besonders Broglio und Noailles, bei Hofe dessen Verdienste in den letzten Feldzügen in so helles Licht gestellt, dass alle bisherige gegen dessen Erhebung zum Marschall von Frankreich vorgebrachten Einwände verstummten. Die Ernennung erfolgte den 26. März 1744, obgleich acht ältere active Generale durch Moritz übergangen wurden.

Wenn der König Ludwig aber im Stillen gehofft hatte, Moritz,

der aus seinen unkirchlichen Ansichten nie ein Geheimniss machte, werde aus Dankbarkeit für den ertheilten Marschallsstab sich zum katholischen Glauben bekehren, so hatte er sich in dem Abkömmlinge der Königsmarke, denen das äuszerliche Festhalten am Protestantismus als Ehrensache galt, stark geirrt, und insofern Moritz wirklich auf ein solches Ansinnen hin versprochen haben sollte, er werde sich in den Lehren der römischen Kirche unterrichten lassen, so verdient nur der in dieser Aeuszerung enthaltene Spott, nicht die etwa beabsichtigte Nachgiebigkeit, Tadel. (Schluss folgt.)

XIII.

Praktische und taktische Gefahren des Massenfeuers.

Das Mittel, aus der Wirkung der einzelnen Waffen nicht blos eine Summe von Einzelwirkungen, sondern ein gesteigertes Product von Kraft zu erzielen, liegt ausschlieszlich in ihrer geschickten Verwendung. Je mehr die einzelne Waffe ihrer Individualität entsprechend entwickelt ist, desto besser wird sie die Aufgabe zu lösen im Stande sein, die ihr eine richtige Taktik zuweist.

Wohl treten, wie der letzte Feldzug gelehrt, Fälle ein, in denen jede der drei Waffen die Mitwirkung der Schwesterwaffen entbehrt und gezwungen ist, sich selbst zu helfen; dies sind jedoch Ausnahmefälle, die eine gute Führung möglichst vermeiden wird. Wir befinden uns gegenwärtig aber in einer taktischen Entwickelungsperiode, die dazu neigt, diesen Ausnahmefällen eine zu grosze Bedeutung beizumessen, und die durch zweckentsprechende Ausrüstung den einzelnen Waffen verliehene Selbstständigkeit durch eine Zwitterverwendung derselben nach einer falschen Richtung hin auszubeuten.

Der Cavallerie, der ein weittragendes Feuergewehr nur zur Selbstvertheidigung verliehen worden, werden defensive Aufgaben gestellt, die ihrem offensiven Charakter wenig entsprechen. Von der Artillerie, der durch Verleihung des Shrapnels gleichzeitig die frühere Kartätschwirkung wiedergegeben ist, hören wir oft verlangen, dass sie im wirksamen Infanterie-Feuer aushalte, statt alsdann ihre Rolle

an die Infanterie abzugeben und sich ihr Material für Momente aufzusparen, in denen jene wirkungslos wird. Nachdem nunmehr die Idee fahrender Infanterie behufs Verwendung zu Zwecken cavalleristischer Natur allgemein als unpraktisch bezeichnet wird, hört man von vielen Seiten die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich sei, die grosze Tragweite der heutigen Handfeuerwaffen auch auf weitere Distancen auszunutzen, und so der Infanterie eine der Artillerie ähnliche Wirkung zu verleihen.

Neuere Ideen*) bejahen diese Frage und glauben die geringe Treffwahrscheinlichkeit des Gewehrs auf grosze Distancen durch Abgabe von Massenfeuer dennoch noch genügend wirkungsvoll gestalten zu können. Dieselben weisen dem Einzelfeuer ganz bestimmte, der Grösze des Ziels entsprechende Grenzen an, und verlangen für die Distancen, auf welchen die absolute Treffsicherheit aufhört, einen geregelten gröszeren Aufwand von so viel Patronen, dass die geringere Treffwahrscheinlichkeit dadurch aufgewogen wird.

Während wir gegenwärtig noch bemüht sind, auch auf die gröszeren Distancen möglichst viel Treffer in das Ziel zu bringen, und alle Schüsse, die das Ziel nicht treffen, als verloren ansehen, werden fortan alle Schüsse in Rechnung gezogen, indem es nicht mehr ausschlieszlich darauf ankommt, das Ziel absolut zu treffen, sondern es schon genügt, dasselbe relativ zu gefährden; das Streben geht mehr dahin, die Geschosse über die dem Ziele näher liegende bestrichene Zone gleichmäszig zu verbreiten, als einen besonders dichten Trefferkern zu erzielen. Es liegt auf der Hand, dass durch eine derartige Methode die Wahrscheinlichkeit, das Ziel überhaupt zu treffen, gleichviel an welchem Punkte der bestrichenen Zone es sich befindet, wesentlich gesteigert wird, die Möglichkeit aber, es oft zu treffen, vermindert ist; auch ist es einleuchtend, dass Zielfehler zur Erreichung des nunmehr bezeichneten Zweckes weniger ins Gewicht fallen, als wenn nur der Treffer zur Berechnung kommt.

Stellt man nun die Behauptung auf, dass sich das heutige Feuergefecht meist auszerhalb der Grenzen des Einzelfeuers bewegen wird, so kann man leicht zu dem Schlusse kommen, dass das Einzelfeuer eine nur untergeordnete Aufmerksamkeit verlangt, und die sorgfältige Schulung des Mannes im genauen Zielen entbehrlich ist. In diesem nahe liegenden Schlusse, der angethan wäre, unsere Gesammtschieszausbildung auf das empfindlichste zu schädigen, liegt die erste praktische Gefahr der neuen Theoreme!

*) cfr. Streffleur, Juni-Heft.

Eine wirksame Handhabe zum Angriffe auf unsere gegenwärtige Schieszausbildung liegt in dem gewaltigen Abstande von den Resultaten des Scheibenstandes zu denen des Gefechtes; nichts aber wäre ungerechtfertigter, als anzunehmen, dass wir letztere steigern werden, wenn wir, wie dies vielfach angeregt wird, die Friedensresultate auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken. Indem wir nur die Wahrscheinlichkeitswirkung ins Auge fassen, verzichten wir von vornherein auf eine durch günstige Umstände gesteigerte Wirkung, wie sie auf dem Scheibenstande durch ein wohlgezieltes Schieszen unter genauer Kenntniss der Distance erreicht wird und im Felde angebahnt werden kann.

Gröszer als die eben erörterte Gefahr, welche die Theorie des Massenfeuers für unsere Friedensausbildung mit sich bringt, ist die mit der neuen Lehre verbundene praktische Gefahr der Munitionsverschwendung.

Wenn das Massenfeuer auf einer unter allen Umständen genügenden Wirkung bestehen muss, kann es dem Munitionsaufwande keine bestimmten Grenzen vorzeichnen. Aus den Friedenserfahrungen, die erzielten Trefferprocente als eine Norm für das Gefecht anzusehen und daraus Grundsätze für die Anwendung des Massenfeuers herleiten zu wollen, würde dem Führer kein zuverlässiges Mittel erwachsen, um im Gefechte beurtheilen zu können, ob der Munitionsaufwand auch im richtigen Verhältnisse mit der zu erwartenden Wirkung zu stehen verspricht. Rechnet das Massenfeuer auch nur mit der Wahrscheinlichkeitswirkung, so ist das Ergebniss der Rechnung ein anderes, sobald Factoren hinzutreten, die vorher nicht Berücksichtigung finden konnten, weil sie für jeden einzelnen Fall neue und andere sind. Mit einem Worte, die Wirkung des Massenfeuers wird sich für keine Gefechtslage annähernd vorher bestimmen lassen, und die zweckentsprechende Anwendung desselben wird unerreichbar hohe Anforderungen an die Feuerleitung stellen.

Unser heutiges Infanteriegefecht wird im Wesentlichen nur von den Schützenschwärmen des Vortreffens geführt, die von dem Haupttreffen beständig gefüttert werden, denn das Einrücken von Soutiens in die Feuerlinie, das Vorziehen ganzer Compagnien zur Salve wird sich im Gefechte nur als ein Verstärken der Schützenlinie darstellen. Daraus folgt, dass die Feuerleitung nur in den seltensten Fällen dem Führer gröszerer taktischer Einheiten, sondern meist dem Zugführer obliegen wird. Kann man aber wohl annehmen, dass selbst ein Compagnieführer, bei dem beschränkten Gesichtsfelde, das ihm das Gefecht einräumt, im Stande sein wird, zu beurtheilen, ob z. B. die

Vertreibung einer auf 1500 Meter feuernden Batterie um jeden Preis ohne Rücksicht auf Munitionsaufwand anzubahnen sein wird. Der instinctive Trieb, sich zunächst gegen die unmittelbar drohende Gefahr zu schützen, liegt zu tief in der Natur des Menschen begründet, als dass nicht angenommen werden müsste, dass jede Truppe, die einmal die Ueberzeugung gewonnen, selbst auf diese Distance etwas wirken zu können, es versuchen wird, die Batterie zum Schweigen zu bringen. Zu diesem Selbsterhaltungstriebe tritt noch die menschliche Schwäche der Selbstüberhebung, die bei jedem Führer das an sich lobenswerthe Gefühl hervorbringen wird, dass von den Leistungen seiner Truppe die Entscheidung des Tages abhängt, da ja nach seiner Ansicht auf seinem Gefechtsfelde der Punkt der Entscheidung liegt. Aus dieser Annahme wird er also, um bei unserem Beispiele zu bleiben, folgern, dass die Vertreibung der ihn beschieszenden feindlichen Batterie von durchschlagender Wichtigkeit für den ganzen Verlauf des Gefechtes sei, und seiner Truppe zufalle, wenn es ihr auch noch so viel Munition koste. —

Wenn in dem bisher Gesagten, die Bedrohung einer guten Detail-Ausbildung im Schieszen und die leicht eintretende Munitionsverschwendung als praktische Gefahren des Massenfeuers gekennzeichnet worden sind, so soll in Folgendem auf die noch weit gröszeren taktischen Gefahren desselben hingewiesen werden.

Der Zweck jeder Offensive besteht darin, den Fleck zu gewinnen, den der Feind besetzt hält. Es genügt also nicht, den Feind durch Feuer aus seiner Stellung zu vertreiben, sondern es ist erforderlich, dieselbe selbst in Besitz zu nehmen. Der Schwerpunkt des Angriffes liegt also in dem stetigen Gewinnen von Terrain nach Vorwärts. Wohl werden Verluste des Gegners dieses Vorwärtskommen erleichtern, von entscheidendem Erfolg aber wird nur die moralische Wirkung des eigenen nahen Erscheinens sein. Lässt sich eine Truppe erst darauf ein, statt beherzt vorzugehen, sich stehenden Fuszes mit dem Feinde auf grosze Distancen herumzuschieszen, so ist ihre Offensivkraft schon als gebrochen anzusehen. —

Wie nahe liegt auszerdem die Gefahr, wenn wir wieder auf den instinctiven Selbsterhaltungstrieb des Menschen zurückgehen, dass besonders eine demoralisirte Truppe das weniger Gefahr mit sich bringende Ferngefecht dem verlustreichen Nahgefechte vorzieht, und sich dann nach vollständigem Verschieszen einer ferneren Thätigkeit für enthoben hält.

Halten wir nur daran fest, die weiten Distancen gehören allein der Artillerie, ihr allein liegt die Bekämpfung der feindlichen Artillerie

und die Einleitung des diesseitigen Infanterie-Angriffes ob, indem sie durch ihre Wirkung die noch intakte feindliche Infanterie erschüttert. Da, wo die Infanterie der Vorwirkung und Mitwirkung der Artillerie entbehren muss, wird sie ein Aequivalent sich nie selbst schaffen können, sondern bemüht sein müssen, diesen Nachtheil durch ein rasches und gedecktes Vorgehen bis in wirksame Gewehrschussweite möglichst abzuschwächen. Das beständige Wechseln der Distancen, das mit diesem raschen Vorgehen verbunden ist, die räumliche Trennung des Führers vom Manne, der jede Deckung begierig aufsuchen wird, das Getöse der Schlacht, die durch den Feind abgezogene Aufmerksamkeit, das Fallen der Führer, alles dies sind Factoren, die beim Angriffe mehr auf ein wohlgezieltes Einzelfeuer, als auf ein geregeltes Massenfeuer hinweisen werden. Wenn gleich das Massenfeuer als Form der Anwendung auch die Schwarmsalve kennt, so sind die Schwierigkeiten, längere Schützenlinien, ja selbst nur solche in der Ausdehnung eines Zuges auf Commando feuern zu lassen, im Gefechte so grosze, dass man wohl behaupten kann, die Möglichkeit ihrer Ausführung erscheint mindestens sehr zweifelhaft und die Salve wird das Privilegium der geschlossenen Abtheilung bleiben.

Wird nun wohl kein Unbefangener der möglichen Anwendung der Salve zu Liebe geschlossene Formationen für den Angriff annehmen, so wird vielleicht umgekehrt die Salve für die Verfolgung grundsätzlich deswegen anzuwenden sein, weil sie Geschlossenheit bedingt. Um dem abziehenden Feinde möglichst bald Feuer nachsenden zu können, wird sich jede kampfgewohnte Truppe um ihre Führer zu schaaren suchen, und durch dieses Bestreben wird das rasche Ralliiren und wirkliche Sich-Festsetzen in der genommenen Stellung wesentlich begünstigt werden. Es wird hierdurch das blinde Nachstürmen über die genommene Position hinaus, das so leicht einen Rückschlag herbeiführen kann, erfolgreich bekämpft, und die ganze Tragweite des Gewehres in vollem Maasze ausgenutzt werden können; während dieser Zeit wird die Artillerie Zeit und Gelegenheit gefunden haben, der siegreichen Infanterie zu folgen; mit dem ersten Kanonenschusse wird letztere schweigen müssen, da jetzt die Schwesterwaffe wieder in ihre Rechte getreten ist.

Es ist auffallend, dass die neueren Vorschläge gerade für die Verfolgung, bei welcher wir dem Massenfeuer eine Berechtigung einräumen müssen, die Anwendung dieser Feuerart nicht besonders betonen. Denn nicht allein in der Wechselwirkung der taktischen Nachtheile, die dem Gegner aus dem Verluste der ihm entrissenen

Punkte erwachsen, sondern auch in der Ausbeutung jedes gelungenen Angriffes durch dem Fliehenden nachgesandtes lebhaftes Feuer, liegt die vernichtende Wirkung einer siegreichen Offensive.

Wenn wir nun die Defensive betrachten, so lässt sich nicht verkennen, dass die neueren Ideen mit ihrer systematischen Feuerleitung einen hohen Werth beanspruchen können, denn hier ist ihre Durchführung ermöglicht. Geschlossene Abtheilungen oder Schützen, die ruhig hinter guten Deckungen liegen, werden sicherlich eher eine erhöhte Feuerwirkung aufzuweisen haben, wenn sie den Winken durchgebildeter Führer folgen, als wenn sie ihr Feuer nach eigenem Ermessen und ohne System abgeben.

Da bei der abnehmenden Präcision des Gewehres auf gröszere Distancen das richtige Schätzen der Entfernung und die entsprechende Wahl des Visirs von viel gröszerer Bedeutung, als der verticale Winkelfehler, der durch ein weniger genaues Zielen gemacht wird, so muss der Salve vor dem Tirailleurfeuer deswegen der Vorzug gegeben werden, weil sie die Feuerdisciplin wesentlich erleichtert und die Beobachtung der Wirkung begünstigt. Es liegt in der Hand des Führers, das Feuer zu eröffnen und zu stopfen, wenn es ihm vortheilhaft erscheint, und er behält genaue Uebersicht über das verbrauchte Munitionsquantum. Ein gröszerer Verbrauch von Munition dürfte auch in der Defensive sowohl, als in der Verfolgung noch eher Berechtigung haben, weil der Ersatz derselben ein leichterer, als in der Offensive. Trotz der erreichbaren Wirkung durch Massenfeuer auf grosze Distancen, ganz besonders, wenn dieselben bekannt sind oder durch geübte Offiziere annähernd richtig geschätzt werden, wird die Entscheidung auch bei der Defensive nur in der wirksamen Gewehrschussweite liegen, und ihr Uebergewicht in der Feuerwirkung wird der Offensive gegenüber ein so groszes sein, dass sie gut thun wird, ihre Kraft nicht schon vorzeitig zu verausgaben. Es muss dem Infanteristen anerzogen werden, mit seiner Munition ebenso zu geizen, wie der Cavallerist mit dem Athem seines Pferdes; es dürfte aber schwer sein, ihm diese Sparsamkeit anzuerziehen, wenn zu viel Ausnahmen gestattet werden, in denen er zum Verschwender werden darf.

Darum opfern wir lieber die wenigen Gelegenheiten, wo ein Massenfeuer auf grosze Distancen Vortheil bringen könnte; halten wir daran fest, dass die Entscheidung nur auf den nahen Distancen liegt, und bewahren wir dadurch unserer Infanterie die Offensivkraft, der allein wir unsere Siege verdanken. v. J.

XIV.

Der Russisch-Türkische Krieg 1877.

IV.

Mit der Besetzung von Nikopoli durch die Division des Generals Manu, welcher mittlerweile durch den General Angelesku ersetzt worden ist, war die Rumänische Armee aus ihrer Defensive herausgetreten. Zwischen Korabia und Magura wurde Rumänischer Seits eine Schiffbrücke von 800 Meter Länge geschlagen. Das rechte Donau-Ufer in der Nähe von Magura ist flach und sumpfig, und ziehen sich erst in einer Entfernung von neun bis zehn Kilometer südlich des Stromes flache Hügel bis zum Flüsschen Vid hin; diese Hügel waren bereits am Abende des 24. August durch eine Brigade Calaraschi und eine reitende Batterie, welche bei Turn-Magurelli die Donau passirt hatten, besetzt worden. Am 25. August überschritt die Rumänische Armee die genannte Brücke und bildete den äuszersten rechten Flügel der Russischen Armee zwischen dem Vid-Fluss und der Strasze nach Biela, wo sie sich demnächst an einer gröszeren Recognoscirung gegen Plewna betheiligten. Eine 6000 Mann starke Türkische Truppen-Abtheilung war aus Widdin zur Verhinderung des Ueberganges ausgerückt; als der Commandeur derselben aber einsah, dass er zu spät am Uebergangspunkte eintreffen würde, rückte er, ohne dem Feinde ein Treffen geliefert zu haben, nach der Festung zurück.

Der Fürst Carl begab sich in das Hauptquartier des Czaren und wurde von diesem zum Obercommandanten des vor Plewna stehenden Russisch-Rumänischen Armeecorps ernannt. Als Generalstabs-Chef wurde ihm der Russische Generallieutenant Zotoff beigegeben.

Bei (Lowatz) Lovca*) hatten die Russen inzwischen unbemerkt von den Türken allmälig ihre Truppen verstärkt. Der Ort liegt im Thale der Osma und wird amphitheatralisch sowohl im Westen, als

*) Die Schreibweise der Ortsnamen stimmt mit der Karte von Scheda überein.

auch im Osten von Anhöhen umgeben. Nach letzterer Richtung hatten die von Adil Pascha befehligten Türken ihre Stellungen durch Anlage von Schanzen und Schützengräben verstärkt; so befand sich an dem Punkte, an welchem die Strasze von Selvi den östlichen Höhenzug durchbricht, eine mit Geschütz armirte Redoute. Nördlich von dieser waren noch zwei kleinere, nur für Infanterie-Besatzung eingerichtete Schanzen aufgeworfen. Auf den westlichen Abhängen war fast die ganze Artillerie in Stellung gebracht. Den Türken gegenüber standen die 2. und 3. Russische Infanterie-Division, eine Schützen-Brigade, ein Bataillon des Pskowky'schen Infanterie-Regiments, zwei Kosaken-Regimenter, das gemischte Detachement des Generals Skobeleff und zehn Batterien. Auszer diesen Truppen stand zwei Meilen rückwärts eine Infanterie-Division in Reserve. Den Oberbefehl über diese Truppen, im Ganzen etwa 22,000 Mann, hatte der Generallieutenant Fürst Imeritinsky; den rechten Flügel commandirte General Dobrowolski, den linken General Skobeleff.

In der Nacht vom 2. auf den 3. September wurden nun Russischer Seits auf den Höhen vor Lovca Geschützemplacements aufgeworfen und der Angriff vorbereitet. Dieser sollte von zwei Seiten erfolgen; ein Theil der Russen rückte unter der speciellen Führung des Fürsten Imeritinsky am 4. September von Wladina über Karabasan nach kurzem Kampfe bis Smocan nordöstlich Lovca, General Skobeleff hingegen auf der Strasze von Selvi vor. Adil Pascha ergriff aber am folgenden Tage mit groszem Ungestüm die Offensive, wurde jedoch bald auf seine Positionen zurückgeworfen, worauf die Russische Infanterie des rechten Flügels zwei nur von Türkischer Infanterie besetzte Schanzen angriff. Wurden auch die ersten Vorstösze von den Türken abgeschlagen, so mussten sie doch bald der Uebermacht weichen und sich auf die Stadt zurückziehen, welche gegen Abend in die Hände der Russen fiel. Durch diesen Sieg hatten sich Letztere die Strasze von Lovca nach Trojan geöffnet, während die Strasze von Lovca nach Plewna nach wie vor den Türken verblieb.

Osman Pascha hatte mittlerweile die ihm gelassene Zeit vorzüglich benutzt und aus Plewna eine vollständige Festung geschaffen. Gegen Norden stützte sich seine Stellung auf einen von der Stadt hufeisenförmig bis zum Flüsschen Vid sich hinziehenden Höhenzug. Auf diesem waren mehrere Reihen von Schanzen angelegt, welche das ganze Vid-Thal und das von den Russen und Rumänen besetzte Vorterrain derartig bestrichen, dass stets eine Redoute und Schanze

die vorliegende beherrschte. Da eine solche Stellung nicht ohne vorhergehendes Artilleriefeuer genommen werden konnte, liesz der Groszfürst Nicolaus in den ersten Tagen des Septembers schweres Artilleriematerial gegen dieselbe in Position bringen und ein Bombardement, welches von den Türkischen Geschützen nur schwach erwiedert wurde, eröffnen. Am Abende des 10. Septembers wurde alsdann der Befehl zum Angriffe für den folgenden Morgen ertheilt. Auf dem äuszersten rechten Flügel standen die Rumänen, welchen sich das IX. Corps unter General von Krüdener anschloss; weiter links folgte das IV. Corps unter Generalmajor Kryloff. Der Fürst Imeritinsky und das gemischte Detachement des Generals Skobeleff bildeten den äuszersten linken Flügel.

Bei Anbruch des Tages begann die Artillerie auf der ganzen Linie ein heftiges Feuer auf die Befestigungen der Türken. Um 3 Uhr Nachmittags gingen dann die 3. Rumänische Division unter dem Obersten Ipatescu und die 4. Division unter dem Obersten Boranescu mit groszer Ruhe und Ordnung gegen die Schanzen vor. Dreimal stürmten die Rumänen vor, aber jedesmal wurden sie von den sich aufs hartnäckigste vertheidigenden Türken abgewiesen. Um 6 Uhr trat eine kleine Gefechtspause auf dem rechten Flügel ein; die Rumänischen Divisionen sammelten sich, bis dann um 7½ Uhr das 2. Jäger-Bataillon und das 10. Dorobanzen-Regiment mit drei Russischen Bataillonen des Regiments Archangel nochmals gegen die Redoute von Griwitza vorgingen. Dieses Mal war der Angriff von Erfolg gekrönt; es gelang den Russen und Rumänen, sich in den Besitz des Werkes zu setzen; fünf Geschütze und drei Fahnen fielen in die Hände der Stürmenden. Obgleich auch im Centrum dieselbe Energie im Vorgehen entfaltet wurde, konnte hier doch kein Erfolg errungen werden. Wohl aber gelang es dem General Skobeleff, auf dem linken Flügel sich zweier die Strasze nach Sofia beherrschender Schanzen nach mehreren abgeschlagenen Angriffen, wenn auch unter ungeheueren Verlusten, zu bemächtigen. Nach officieller Angabe betrug der Verlust des Rumänischen Heeres bei diesem Kampfe 1 Stabsoffizier, 14 Subalternoffiziere und 1335 Mann todt und 1 Stabsoffizier, 40 Subalternoffiziere und 1176 Mann verwundet; die Russen verloren an Todten und Verwundeten ungefähr 12,000 Mann. Der gröszte Theil dieses Verlustes traf die Truppen-Abtheilung des Generals Skobeleff, welche zwei Dritttheile der Mannschaften kampfunfähig hatte. Die 4. Schützen-Brigade, unter dem Obersten Dobrowolsky, büszte allein von 3700 2000 Mann ein; ein Regiment der 16. Division hatte einen Verlust von 49 Offizieren und 1760 Mann.

Diese ungeheueren Verluste geben am besten ein Zeugniss dafür, mit welch groszer Bravour auf beiden Seiten gekämpft wurde. Die Zahl der Kämpfer, welche Osman Pascha an diesem Tage einbüszte, lässt sich nicht angeben, doch da seine Truppen fast ununterbrochen hinter Deckungen fochten, ist wohl anzunehmen, dass ihr Verlust ein bei weitem geringerer gewesen ist.

Schon am folgenden Tage gelang es Osman Pascha, den Russen die mit so ungeheuren Opfern gewonnenen zwei Schanzen, welche seine Rückzugslinie ernstlich bedrohten, wieder zu entreiszen. Wenn auch der General Skobeleff diese mit der grössten Energie vertheidigte, musste er sie schlieszlich verlassen, da trotz wiederholter Bitte um Unterstützung ihm solche nicht zugeschickt wurde. Die gleichzeitig gegen die Redoute von Griwitza unternommenen Angriffe der Türken blieben aber erfolglos. Es stellte sich jedoch bald heraus, dass man Russischer Seits die Bedeutung dieses Werkes bei weitem überschätzt hatte, indem man es für den Schlüssel der Plewnaer Position hielt, während es von einer dahinter liegenden Schanze vollständig eingesehen werden konnte. Die gegen letztere in den nächsten Tagen unternommenen Angriffe der Russen und Rumänen glückten ebenso wenig wie die Türkischen auf die Griwitza-Redoute. Von Russischer Seite beschränkte man sich nunmehr darauf, die Positionen des Gegners aufs Neue durch Artillerie zu beschieszen und die 4. Cavallerie-Division auf die Rückzugslinie Osmans zu entsenden. Am 17. September machten dann die Türken nochmals den vergeblichen Versuch, sich wieder in Besitz der vielumdrängten Redoute von Griwitza zu setzen. Als am nächsten Tage ein Sturm der Rumänen auf die dominirende Schanze ebenfalls abgeschlagen war, begannen diese, welche die Griwitza-Redoute allein besetzt hielten, Parallelen gegen das erstere Werk zu eröffnen. Dem Eintreffen von Verstärkungen entgegensehend, verblieben die Russen vor Plewna nur in der Defensive; auch Osman Pascha verhielt sich beobachtend und erwartete von Sofia Verstärkung an Mannschaften, Lebensmitteln und Munition, welch' letztere besonders anfing knapp zu werden. Schefket Pascha, welcher inzwischen bei Sofia und Orchanie ein neues Heer gesammelt hatte, entsandte daher eine Division von 1200 Mann unter Hissy Pascha mit einem groszen Munitions- und Lebensmittel-Transport nach Plewna. Fast ohne einen Schuss zu thun, gelang es diesem, die Stadt zu erreichen; die Cernirung der Türkischen Stellung durch die Russen war somit nur eine sehr lückenhafte gewesen.

Auf dem linken Flügel ihres Operationsheeres in Bulgarien

hatten die Russen inzwischen in der Nacht vom 21. auf dem 22. August den Lom bei Jaslar und Popkioi in zwei Colonnen überschritten und sich auf den Höhen am rechten Ufer desselben bei Kiricen festgesetzt. Ihnen gegenüber befanden sich die Türken bei Ressina-Pasakioi. Am Morgen des 22. August gingen die Russen gegen Kisilar vor, die nur schwache Besatzung zog sich auf Sepoci zurück und besetzte eine auf dem Wege dahin angelegte Redoute. Während die Russen sich nun in dem östlich von Kisilar befindlichen Gelände ausdehnten, wurden sie von drei Arabischen Bataillonen und einer Batterie angegriffen. Es gelang denselben, den Feind aus den eingenommenen Stellungen bis auf eine Anhöhe, welche noch im Besitze der Russen verblieb, zu vertreiben. Erst nachdem abermals Verstärkung aus dem Türkischen Lager am Scheitan-Tepe eingetroffen war, konnte diese Höhe genommen werden, worauf auch der Ort Kisilar selbst wieder in Türkische Hände fiel. Am folgenden Morgen erneuerten die Russen ihren Angriff, wurden jedoch vollständig zurückgewiesen, so dass sie sich gezwungen sahen, neue Stellungen bei Sultankioi und Popkioi zu beziehen. Mehemed Ali hatte inzwischen die ihm unterstellten Türkischen und Aegyptischen Truppen (letztere, unter Befehl des Prinzen Hassan, waren aus der Dobrudscha abberufen) an der Lom-Linie auf den Abdachungen des Karadirli Bair versammelt. Von dem Oertchen Sarnasuflar war ein Colonnenweg auf das Plateau von Sahar-Tepe angelegt worden. Auf diesem wurden in der Nacht zum 30. August von den Türken mehrere Batterien erbaut und am nächsten Morgen um $10^1/_2$ Uhr ein lebhaftes Feuer gegen die Russischen Stellungen bei Kara Hassankioi eröffnet. Oestlich und südwestlich dieses Ortes waren von den Russen Batterien errichtet, Haidarkioi von Infanterie besetzt worden; westlich hiervon befand sich eine Batterie unter Cavallerie-Bedeckung, während Popkioi durch Infanterie und Artillerie gehalten wurde. Nach längerem Artilleriefeuer ging dann das Türkische Gros auf Kara-Hassankioi, eine Abtheilung von zwei Bataillonen gegen das Dörfchen Haidarkioi vor. Die Brigade Assim Pascha's wie die Cavallerie unter Baker Pascha griffen inzwischen Popkioi an; eine Aegyptische Brigade unter Osman Pascha wurde in Reserve gehalten. Als sich gegen drei Uhr eine Stockung in dem vom Artilleriefeuer begleiteten Vorrücken der Osmanischen Truppen besonders bei Kara-Hassankioi bemerkbar machte, gab Mehemed Ali der Brigade Sabit den Befehl, in das Gefecht einzugreifen. Gegen $4^1/_2$ Uhr gelang es nun, die Russen aus dem vor Kara-Hassankioi gelegenen, dichten Walde heraus zu drängen, worauf auch der Ort bald in Türkische Hände fiel. Die Russen zogen sich

auf Gagowo zurück. Ein Theil der verfügbar gewordenen Truppen wendete sich dann auf Haidarkioi, welches nun auch bald von den Russen geräumt wurde. Erst mit Dunkelwerden endete der Kampf, doch verblieb Popkioi im Besitze der Russen.

Trotz der Niederlage behauptete sich der Groszfürst Thronfolger in der Linie Kaceljewo—Kadikioi. Ihm gegenüber befand sich die Armee Achmed Ejub Pascha's. Mehemed Ali Pascha war für seine Person nach dem errungenen Siege nach Rasgrad geeilt, um auch hier persönlich den Angriff auf Kaceljewo zu leiten. Am 3. September wurde der Vormarsch gegen diesen Ort, der von den Russen sehr stark besetzt war, in drei Colonnen angetreten; der linke Flügel unter Sabit Pascha wurde über Ogarcin, das Centrum über Kostanca und Solenik, der rechte Flügel über Turlak und Nisowa gegen den Lom dirigirt. Als dann am 5. September der Angriff der Türken erfolgte, leistete der Groszfürst Thronfolger mit Truppen des XII. und XIII. Corps energischen Widerstand, sah sich aber doch schlieszlich veranlasst, seinen Rückzug über den Lom anzutreten. In Folge dieses Gefechtes nahm er auch seinen rechten Flügel von Popkioi in der Richtung auf Biela zurück. Sein linker Flügel, welcher bei Kadikioi stand, hatte am 6. September ebenfalls ein unglückliches Gefecht gegen Theile der Rustschuker Besatzung und sahen sich die Russen auch hier genöthigt, bis hinter den Lom zurück zu gehen, so dass sich die Türken somit am 7. September im alleinigen Besitze des rechten Lom-Ufers befanden. Mit dem Verluste der Lom-Linie war auch die bei Pyrgos errichtete Brücke in gröszter Gefahr; dieselbe wurde daher abgebrochen und das Material in Sicherheit gebracht. Anstatt dem geschwächten Feinde sofort über den Lom zu folgen, begnügte sich Mehemed Ali nun aber damit, das rechte Lom-Ufer zu befestigen. Erst am 10. September erschienen Türkische Truppen bei Pyrgos; am 13. endlich überschritt das Gros der Ost-Armee den Lom. Um den Aufmarsch dieser Armee zu verhindern, ging am 14. das XIII. Russische Armee-Corps gegen Kaceljewo vor; bei dem Dorfe Sinankioi kam es zu einem heftigen Gefechte mit den Divisionen Assaf und Sabit Pascha's. Abermals waren die Russen unglücklich und zogen sich gegen den Banika-Lom zurück. Am 21. September griff Mehemed Ali seinerseits den rechten Flügel des Groszfürsten Thronfolgers bei Cercowna an, wurde aber von dem General Tatischeff geschlagen. Das Gefecht sollte eigentlich nur den Charakter einer Recognoscirung tragen, hatte aber bald eine gröszere Ausdehnung angenommen. Da die Russen vollständig Zeit gehabt hatten, nicht blos sich einzugraben,

sondern auch Distancen abzustecken, war der Türkische Verlust ein ganz bedeutender. Der ungünstige Ausfall dieses Gefechtes, in Folge dessen die Türken wieder auf das rechte Lom-Ufer zurückgingen, wurde die unmittelbare Ursache der bald erfolgenden Abberufung Mehemed Ali's. Schon lange waren zwischen ihm und Suleiman Pascha Zwistigkeiten ausgebrochen, da Letzterer es nicht verschmerzen konnte, in Mehemed Ali einen Renegaten dem ächten Muselmann vorgezogen zu sehen. Bei Hofe hatte Suleiman eine sehr starke Partei und konnte daher auch ungestraft die Befehle Mehemed Ali's unbeachtet lassen, ja sogar dessen Anordnungen durchkreuzen. So kam es denn auch, dass Suleiman seine besten Kräfte am Schipka-Passe opferte, anstatt seine Armee über einen der freien östlichen Pässe Mehemed Ali zur Unterstützung zuzuführen.

Die Verluste, welche Suleiman's Truppen in den Kämpfen gegen das Radetzki'sche Corps erlitten hatten, waren so bedeutend gewesen, dass die letzten August- und ersten Septembertage zur Retablirung verwendet werden mussten. Türkischer Seits begnügte man sich damit, die Russischen Stellungen zu beschieszen und sich selbst zu verschanzen; namentlich wurden umfassende Werke vor dem Ausgange des Schipka- und Hanikioipasses angelegt. In der Nacht vom 16. zum 17. September unternahmen die Türken dann einen neuen Sturm auf die Russischen Stellungen. Der Angriff geschah für die Russen so unerwartet, dass sie sich zur Aufgabe einiger ihrer Positionen gezwungen sahen. Da aber Seitens der Türken den Stürmenden keine Unterstützung nachgeschickt wurde, gelang es den Russen, noch am selben Tage sich wieder in den Besitz der verlorenen Werke zu setzen; auf dem Rückzuge erlitten die Türken bedeutende Verluste. Das Bombardement auf die Russischen Schanzen wurde nun vorläufig eingestellt und dann am 21. September, nachdem 14 Mörser schweren Kalibers herbeigeschafft worden waren, wieder aufgenommen. Die Armee Suleiman Pascha's hatte schlieszlich in den Kämpfen um den Schipka-Pass einen Gesammtverlust von 12—15,000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüszt; auszer einer am 25. September gegen Elena hin unternommenen Recognoscirung blieben die Türken hier immer in der Defensive.

In der Dobrudscha hatte sich die allgemeine Kriegslage wenig verändert. Russen wie Türken beschränkten sich darauf, die einmal eingenommenen Stellungen zu befestigen. Türkischer Seits wurde ausserdem Brückenmaterial bei Silistria angesammelt. Grosze Mühe gab sich der General-Lieutenant Zimmermann, die Verpflegung seiner Truppen sicher zu stellen. Die Wege in der Dobrudscha liesz

er nach Möglichkeit verbessern und richtete auf der Donau eine regelmässige Dampfschifffahrt ein. Trotz aller seiner Sorgfalt blieb aber das Sterblichkeits- und Krankheits-Verhältniss seines Corps ein sehr ungünstiges, indem eine grosze Anzahl der Soldaten von dem in der Dobrudscha häufig auftretenden Fieber ergriffen wurden. —

In Klein-Asien standen sich bis zum 18. August die Armee Achmed Moukthar Pascha's*) und Loris Melikoff's fast unthätig in den schon beschriebenen Positionen gegenüber. Weder von der einen noch von der andern Seite wurde zur Offensive geschritten, obgleich die Armee des Letzteren bedeutende Verstärkungen erhalten hatte. Am frühen Morgen genannten Tages gingen drei Divisionen unter dem Commando der Generale Dewell, Heimann und Komarow (welch' Letzterer erst vor wenigen Tagen aus Ardahan in das Hauptquartier eingetroffen war) mit 36 Geschützen gegen den rechten Flügel Achmed Moukthar Pascha's, welcher bei Nakhirdidschi-Tepe stand, vor. Gegen 9 Uhr wurde auch das Türkische Centrum durch eine Division und 16 Geschütze, der linke Flügel durch 8 Bataillone Infanterie, 7 Kosaken-Regimenter und 26 Geschütze angegriffen. Die ursprünglich von dem General-Lieutenant Loris Melikoff wohl nur beabsichtigte Recognoscirung artete gegen Mittag in eine vollständige Schlacht aus. Türkischer Seits wurden die Stellungen durch die Generale Hussein Hami, Nadschi und Edhem Pascha gehalten. Ein Offensivstosz des Türkischen Centrums brachte einen die Stellung dominirenden Hügel, wenn auch unter groszen Verlusten, in Türkische Hände. Als dadurch der rechte Russische Flügel in Gefahr kam, seine Verbindung mit dem Centrum zu verlieren, gab der General Komarow den Befehl zum Rückzuge. Abends gegen 6 Uhr war die Rückwärtsbewegung der Russischen Armee eine allgemeine. Achmed Moukthar demonstrirte erfolgreich mit Infanterie und Artillerie auf Subatan, während die Cavallerie und Mussa Pascha den Feind bis zu seinem befestigten Lager bei Kürük-Dara verfolgte. Erst die anbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende; die Türken zogen sich wieder in ihre befestigten Stellungen zurück, ohne den Sieg weiter zu verfolgen.

Am 22. August wurden dem General-Lieutenant Tergukassow 8 Bataillone unter persönlicher Führung des Generals Dewell nach Igdyr zur Verstärkung zugesandt. Achmed Moukthar, welcher von

---

*) Moukthar Pascha hatte für seine Ende Juni erzielten Erfolge, wie Osman Pascha für seine Haltung bei Plewna, den Titel Gazia (der Siegreiche) und den Osmanie-Orden mit Brillanten erhalten.

dieser Entsendung Kenntniss erhalten hatte, beschloss, den Zeitpunkt zu benutzen, um den geschwächten Gegner anzugreifen. In der Nacht vom 24. auf den 25. August setzte er sich mit ungefähr 10,000 Mann Infanterie und der irregulären Arabischen Reiterei unter Gazi Mahmed Schamyl in Bewegung. Zwischen den beiderseitigen Stellungen erhebt sich ein steiler, 700 Fusz über der Ebene aufsteigender, felsiger Kamm, der Kisil-Tepe. Diese Anhöhe in der Nähe des Russischen Lagers von Baschkadyklar beherrscht mit den Jagni-Ausläufern und Hügeln die sich vor dem Aaladje-Dagh hinziehende Hochebene (welche aber von Terrainwellen und tiefen Schluchten durchfurcht ist) und war von groszem Werthe für die Russische Stellung. Es gelang den Türken, sich unbemerkt an die Vorposten des Daghestan'schen Muselmannischen irregulairen Cavallerie-Regiments auf den Kisil-Tepe heranzuschleichen. Erst um 3 Uhr Morgens erweckten Salven und Geschützfeuer die in ihren Zelten schlummernden Russen. Der Kisil-Tepe, welcher auszer genannter Cavallerie nur von einem Bataillon des Imeritinski'schen Regiments und einer Batterie besetzt gewesen war, fiel in Türkische Hände. Die auf das Lager von Baschkadyklar weichenden Russen wurden aber nicht verfolgt, sondern die dem Russischen Lager zugewandte Seite der Höhe von den Türken mit den besten Infanterie-Truppen und Artillerie besetzt. Letztere eröffnete darauf ein erfolgreiches Feuer auf das Lager. Die zweite Brigade der Division Dewell versuchte die verlorene Position wieder zu nehmen, allein an dem steilen Felsen und dem energischen Widerstande der Türken scheiterten alle Versuche. Mittlerweile waren auch drei weitere Brigaden, welchen eine vierte als Reserve folgte, aus dem Russischen Lager bei Kürük-Dara ausgerückt, um eine weitere Offensive der Türken zu verhindern. Dem im Centrum commandirenden General Komarow gelang es, gegen Mittag Gerschani und Subatan zu nehmen; auch erwartete man das Eingreifen der Colonne Dewell, welche telegraphisch zurückbeordert war. Als dieser General aber Nachmittags noch nicht eingetroffen war, gab Komarow, selbst schwer verwundet, seinen Truppen den Befehl zum Rückzuge. Die Türken lieszen bald von der Verfolgung ab und zogen sich theils in ihre alten Stellungen, theils nach dem genommenen Kisil-Tepe zurück. Das Gefecht könnte ein unentschiedenes genannt werden, wenn Moukthar Pascha nicht durch die Eroberung genannter Höhe eine vorzügliche Flügel-Anlehnung sich geschaffen hätte. Die Verluste der Russen betrugen einschlieszlich zweier Generale (Fürst Tschawadschawadsche und Komarow) und der

Offiziere 997 Mann an Todten und Verwundeten. Der Türkische Verlust lässt sich nicht feststellen.

Den folgenden Tag benutzte Achmed Moukthar dazu, sein Lager von dem Berge Aaladje in die darunter liegende Ebene zu verlegen; seinen rechten Flügel deckte der Tags vorher genommene Kisil-Tepe, seinen linken die befestigten Jagni-Höhen. Vor seiner Front zog sich die von steilen Felswänden eingeschlossene Schlucht von Subotan hin, durch welche ein klarer Bach flieszt und das Lager reichlich mit gutem Wasser versorgt. Auch das Russische Lager von Kürük-Dara wurde auf eine $1^1/_2$ Meile davon entfernte Hügelgruppe mit den Türken zugewandten steilen Abhängen, Kara-Yaila, verlegt. Am 26. August übernahm der Groszfürst Michael Nikolajewitsch wieder persönlich das Commando der Kaukasus-Armee, welche inzwischen Generallieutenant Loris Melikoff geführt hatte. Die Armee war zu dieser Zeit folgendermaaszen vertheilt: Das 1. Kaukasische Jäger-Bataillon bildete die Bedeckung des Hauptquartiers; zwischen dem Dorfe Kürjük-Dara und dem Berge Karajal lagerte die 1. Brigade der Kaukasischen Grenadier-Division mit vier Batterien, östlich davon das Mingrelische Regiment und eine Batterie, westlich das Gurische Regiment und drei Batterien. Die Avantgarde war formirt aus dem Daghestan'schen und Schuragel'schen irregulairen Cavallerie-Regimente, dem 1. Dragoner-Regimente mit drei reitenden Batterien und der 2. Brigade der 1. combinirten Cavallerie-Division. Alle bisher genannten Truppen standen unter Befehl des Generallieutenants Heimann. Im Dorfe Bajrachtar lagerte unter dem Generallieutenant Dewell die 39. und 40. Infanterie-Division, die 2. Brigade der 2. combinirten Cavallerie-Division, das combinirte Adels-Regiment, das 3. Daghestan'sche, Tschetschen'sche und Alexandropoler irregulaire Cavallerie-Regiment, das 1. Dragoner-Regiment mit der reitenden Batterie und zwei Sotnien Poltawaer Kosaken. Der Wagenpark, welcher bis zu Ende August bei Kürük-Dara sich befand, war über den Karstschai zum Dorfe Pir-Vali zurückgezogen.

Auszer einigen Recognoscirungsgefechten kam es zunächst zu keiner gröszeren Action und wartete der Groszfürst das Eintreffen von Verstärkungen ab. Als diese in einer Grenadier-Division und Artillerie aus Alexandropol angelangt war, wurde die Cavallerie in der zweiten Hälfte des Septembers aufs Neue gegen Kürjük-Dara vorgeschoben und am 2. October ein allgemeiner Angriff auf die Stellung Achmed Moukthar Pascha's unternommen. Den rechten Flügel der Truppen des Generals Loris Melikoff führte der General

Rob, das Centrum Generallieutenant Heimann und den linken Flügel General Schalkownikoff. Wenn es den Russen an diesem Tage auch gelang, eine wichtige Position der Türken auf den Jagni-Höhen einzunehmen, so sahen sie sich dennoch am 4. October bereits wieder genöthigt, solche aufzugeben. Eine hierauf bezügliche officielle Depesche gab als Grund Wassermangel an. Der Verlust vom 2. bis 4. October betrug bei den Russen ungefähr 4000 Mann; bei den Türken wird derselbe kaum geringer gewesen sein, da sie die am 2. October verlorene Stellung wieder stürmen mussten.

Dem General Tergukassow wurden nun dessen im Gefechte um den Kisil-Tape verwendete Truppen wieder zugesandt und die Verbindung mit diesem Heerestheile, welche stellenweise durch Türkische Irregulaire unterbrochen war, von Neuem hergestellt. Letzterem General waren bereits in den ersten Tagen des August durch den Oberst Zejtowitsch sieben Bataillone Infanterie, zwei Regimenter Cavallerie und zwölf Geschütze Verstärkung zugeführt. War Tergukassow zu einer neuen Offensive auch zu schwach, so setzte ihn dieser Zuwachs doch jedenfalls in die Lage, sich in seinem bei Igdyr eingenommenen festen Lager zu halten und ein Eindringen Ismail Pascha's in den Eriwaner Bezirk zu verhindern. Fast täglich kam es zu kleinen Scharmützeln, ein gröszeres Gefecht schienen beide Führer vermeiden zu wollen.

Nachdem inzwischen die Türken an der Küste des Schwarzen Meeres auch Suchum-Kale aufgegeben hatten, bestrebte sich die Russische Regierung dort den letzten Rest des Aufstandes zu dämpfen und die von den Türkischen Truppen errichteten Schanzen bei Otschemtiri wieder einzuebnen. Wenn auch die Insurrection im Kaukasus somit im Groszen und Ganzen als erloschen angesehen werden konnte, so glimmte der Funke des Aufruhrs doch noch immer fort, was die Russen zwingt, fernerhin noch eine beträchtliche Truppenmacht in jenen Gebieten zu lassen. Der ganze Landstrich, in welchem der Krieg gewüthet hat, ist verwüstet und ausgesogen; der gröszeste Theil der Muselmannischen Bevölkerung hat sein Heimathland verlassen und wird von der Türkei anderweitig angesiedelt.

Am 27. September wurde die allgemeine Ruhe durch einen Angriff Achmed Mouktbar's auf die Stellungen Loris Melikoff's und einen gleichzeitigen Vorstosz Ismail Pascha's auf Tergukassow's Stellung unterbrochen. Beide Unternehmungen waren aber erfolglos.

Grosze Schwierigkeiten wurden der Russischen Regierung durch eine Reiterbande von ungefähr 1000 Kurden unter Ejub Aga und

seinem Sohne bereitet. Diese kühnen Reiter-Häuptlinge lieszen es sich angelegen sein, die Russischen Grenzbezirke von Etschimadsin und Schurmalin zu verwüsten und die Russischen Kurden zum Aufstande zu bewegen. Von letzteren folgten auch Hunderte dem Rufe und zogen dem Türkischen Heere zu.

Wie schon erwähnt, wurde Mehemed Ali nach den unglücklichen Kämpfen am Lom nach Constantinopel zurückberufen und an seiner Stelle Suleiman Pascha mit der Führung der Ost-Armee betraut, während an dessen Stelle Reuf Pascha trat und Fazli Pascha den seines Commando's enthobenen Achmed Ejub ersetzte.

Die Türkische Ordre de bataille der in Europa stehenden Truppen gestaltete sich demnach Anfangs October folgendermaaszen:

A. Die Ost-Armee unter Suleiman Pascha war zusammengesetzt aus: 1) dem Rasgrader Corps unter Fazli Pascha, der Division Fuad Pascha, Brigaden Hussein und Mustapha; der Division Assav, Brigaden Osman und Mehemed; der Division Nedjib, Brigade Aali und Hami; der selbstständigen Brigade Hassan Pascha und der Cavallerie-Brigade Emin.

2) Dem Corps unter dem Prinzen Hassan, bestehend aus: der Division Ismail, Brigaden Safvet und Reschid; der Division Salih, Brigaden Sabit, Assim und Mehemed Bey; der Division Mehemed Salim, Brigaden Salim und Hassan; der Reserve-Division Tahir, Brigaden Tahir und Mehemed; dem fliegenden Corps unter Baker Pascha, Ibrahim und Mustapha Bey.

B. Die Süd-Armee, Commandeur Reuf Pascha, Divisionen Edim, Salih, Nedjib, Schakir und Rassim Pascha. Von Brigade-Commandeuren bekannt Veissel und Ibrahim Pascha.

C. Die West-Armee, Commandeur Osman Pascha, Divisionen Adil und Hiszi-Pascha.

Ferner commandirt in der Herzegowina Salih Zeki, in Skutari Ali Saib, in Nowi-Bazar Izmet Pascha.

XV.

Umschau in der Militair-Literatur.

Die Entwickelung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart. II. Theil. — Die Entwickelung der Taktik seit dem Kriege 1870—1871. — Von **A. von Boguslawski**, Major und Bataillons-Commandeur im 1. Westpreuszischen Grenadier-Regiment Nr. 6. — Bd. I. — Berlin und Leipzig 1877. Luckhardt'sche Verlagshandlung — gr. 8°. 220 Seiten.

Einer Einführung in die militairische Leserwelt bedarf das vorstehend benannte Buch nicht. Der Verfasser und der erste Theil des Werkes sind bekannte Gröszen, die uns mit regem Interesse, mit Spannung und groszen Erwartungen an die neu erschienene Schrift herantreten lassen. — Ehe ich hier näher auf dieselbe eingehe, möchte ich jedoch Behauptungen widerlegen, die vor Kurzem eine verbreitete, sonst wohl unterrichtete und maaszvoll urtheilende politische Zeitung bei Besprechung des vorliegenden Werkes aufstellte. Es wurde dort nämlich behauptet, dieses Buch habe dem Chef des Generalstabes zur Begutachtung vorgelegen und die in demselben niedergelegten Ansichten dürfe man daher als die an maaszgebender Stelle herrschenden ansehen. Wer nur ein wenig mit den militairischen Verhältnissen bekannt ist, — und von demjenigen, der über das hier in Rede stehende Buch öffentlich ein Urtheil abgiebt, muss man doch wohl voraussetzen, dass er dies ist — der weiss, dass diese Behauptung in jeder Beziehung Unrichtiges enthält, dass wir es hier lediglich mit den persönlichen Ansichten des Verfassers zu thun haben. Doch mag das Buch es selber beweisen, dass es sogar öfter mit den officiell niedergelegten Angaben nicht genau übereinstimmt. Ein Vergleich mit dem Generalstabswerke wird dies klar ergeben.

Nehmen wir zum Beispiel die in dem Werke enthaltene Beschreibung der Schlacht von Gravelotte als Grundlage für die Beweisführung. Dort heiszt es auf Seite 97, bei Erwähnung des Befehles des grossen Hauptquartiers vom 17. August, letzteres habe sich die Verfügung über das 8. Corps vorbehalten und das staffelweise Vorgehen vom linken Flügel der II. Armee nach Norden angeordnet.

In Wirklichkeit war aber in diesem Befehle über das 8. Corps bereits dahin verfügt worden, dass es sich dem staffelweisen Vorgehen der II. Armee auf dem rechten Flügel anschlieszen solle. Auf Seite 98 des vorliegenden Werkes heiszt es alsdann, anbelangend den Vormarsch der II. Armee: „An der Strasze nach Etain sollte vorläufig gehalten, und weitere Beschlüsse gefasst werden". Vergeblich habe ich mich bemüht, eine Stelle im Generalstabswerke zu finden, die von einem Beschlussfassen an der Strasze nach Etain spricht. Dann finden wir auf derselben Seite des vorliegenden Werkes die Angabe, General v. Goeben habe das 8. Corps halten und eine Bereitschaftsstellung bei Rezonville nehmen lassen, weil starke feindliche Truppenmassen auf den Höhenrücken bei St. Hubert Moscou sichtbar wurden. Das Generalstabswerk sagt aber hierüber auf Seite 682, von General v. Goeben sei gemeldet worden, er habe von links her keine weitere Nachricht, auch kein Feuer vernommen und werde das Corps unter diesen Umständen vorläufig bei Rezonville Aufstellung nehmen. — Einige Zeilen weiter lesen wir in dem vorliegenden Werke, „dass um 10½ Uhr das grosze Hauptquartier die Absicht der Franzosen, sich mit ihrer Hauptmacht Point du jour und Montigny behaupten zu wollen, bestimmt voraussetzte." Und trotz der bestimmten Voraussetzung, dass der Feind steht, trifft das grosze Hauptquartier gleichzeitig Anordnungen, den etwa nach Briey abmarschirenden Feind bei Ste. Marie aux Chênes zu erreichen! Ein Blick in das Generaltabswerk löst den Widerspruch, denn dort steht an der bezüglichen Stelle: „Nach den eingegangenen Meldungen darf angenommen werden," u. s. w. — Auf Seite 99 berichtet alsdann der Verfasser, gegen 12 Uhr habe das grosze Hauptquartier an die I. Armee die Weisung erlassen, den Angriff noch hinauszuschieben und nur mit Artillerie einzugreifen. Bekanntlich hatte die I. Armee (oder was hier identisch ist: das 8. Armee-Corps) ursprünglich den Befehl erhalten, erst wenn die links stehende II. Armee zum Angriff schreite, in den Kampf einzugreifen. Als nun gegen Mittag die ersten Kanonenschüsse fielen, fürchtete man im groszen Hauptquartier, es könne dies vom 8. Corps als der Beginn des allgemeinen Angriffs angesehen werden und um einem vorzeitigen Eingreifen der I. Armee vorzubeugen, ging an den General v. Steinmetz die Weisung ab: „das jetzt hörbare vereinzelte Gefecht bedinge nicht den allgemeinen Angriff der I. Armee. Starke Truppezmassen sollten vor derselben nicht gezeigt werden, eintretenden Falls nur die Artillerie zur Einleitung des späteren Angriffs." Kann man aus diesem Befehle, der ein vorzeitiges Ein-

greifen verhindern soll, eine bestimmte Weisung herauslesen, mit der Artillerie in den Kampf einzugreifen? — Dem kleinmüthigsten Zweifler gegenüber dürfte hiermit zur Genüge dargethan sein, dass die Ansichten des Verfassers nichts mit den an maaszgebender Stelle herrschenden zu thun haben. Hiermit fällt dann auch die Bedeutung, welche die vorerwähnte Besprechung den abgegebenen Urtheilen des Verfassers über die Marschälle Bazaine und Mac Mahon glaubt beilegen zu müssen, schon in sich zusammen. Im Uebrigen muss bemerkt werden, dass diese Urtheile in keiner Weise einen besonderen Standpunkt einnehmen, sondern in militairischen Kreisen ganz allgemein verbreitete Ansichten enthalten. Es hat in dieser Beziehung sogar manchmal den Anschein, als ob der Verfasser bei Beurtheilung der Französischen Verhältnisse sich durch besondere Rücksichten von einer gründlichen Untersuchung der Handlungsweise der Französischen Heerführer hat abhalten lassen. So ist z. B. der wichtige Umstand meines Wissens gar nicht berührt, dass der Marschall Mac Mahon, als er am Morgen des Schlachttages von Sedan verwundet wurde und den Oberbefehl abgab, seinem Nachfolger nicht ein Wort darüber zukommen liesz, wie es um die Französische Armee augenblicklich stehe, was er, der Marschall, für Absichten und Pläne für die nächste Zeit gehabt habe, was man vom Feinde wisse, u. s. w. u. s. w. . . ., dass der Marschall Mac Mahon später öffentlich erklärt hat, wenn er nicht verwundet worden wäre, so hätte die Katastrophe von Sedan voraussichtlich nicht stattgefunden . . ., dass hierdurch also die Schuld für dieses für die Französische Armee so verhängnissvolle Ereigniss Anderen zugeschoben wird!

Wende ich mich nun dem Werke selber zu, so darf ich nicht leugnen, dass mich der Titel desselben ein wenig stutzig machte: „Die Entwickelung der Taktik **seit** dem Kriege von 1870—1871“. Ein Blick in das Inhaltsverzeichniss überzeugt jedoch, dass wir es in dem vorliegenden Bande zunächst mit den taktischen Verhältnissen zu thun haben, welche kurz **vor** dem Deutsch-Französischen Kriege bestanden, und dann mit der Taktik **während** dieses Krieges. Der erste, sehr zusammengedrängte Abschnitt des Buches, „die Taktik von 1869 bis 1870, giebt nur in allgemeinen Zügen ein leicht hingeworfenes Bild der einschlagenden Verhältnisse, enthält aber nichts besonders Erwähnenswerthes. Der zweite Abschnitt, „Die taktischen Lehren von 1870 bis 1871“, bringt nach einer wenig Zeilen enthaltenden Einleitung die Zusammenstellung des Deutschen und des Französischen Heeres. Im groszen Ganzen berührt dies Capitel wohl

die einzelnen Eigenthümlichkeiten der Heereszusammenstellung bei beiden Armeen; doch sind an einigen Stellen die Angaben viel zu allgemein und dadurch ungenau. Wenn es z. B. heiszt: „Die Deutschen Armeecorps bestanden aus zwei Infanterie-Divisionen, deren jeder ein Cavallerie-Regiment und vier Batterien zugetheilt waren, der Rest der Artillerie war in eine Masse zusammengezogen, welche man nicht mehr Reserve-Artillerie, sondern Corps-Artillerie nannte, so beweist uns die veröffentlichte Ordre de bataille, dass der erste Theil dieser Angaben sowohl für die Bayerischen als auch für das Sächsische Armee-Corps, für die Württembergische, Badische und Hessische Division nicht genau zutreffend ist, dass ferner die Bayern eine Artillerie-Reserve, aber keine Corps-Artillerie hatten. Wenn dann ferner behauptet wird, „die Cavallerie war in selbstständige, nur unter den Armeeführern stehende Divisionen theils zu zwei, theils zu drei Brigaden, unter Zutheilung mehrerer reitender Batterien formirt", so ist bekannt, dass, ganz abgesehen von den Formationen der Bayern, Württemberger, Badenser und Hessen, beim Garde- und 12. Armee-Corps sich Cavallerie-Divisionen befanden, welche dem Armeeführer nicht direct unterstellt waren, dass ferner von den vorhandenen sechs selbstständigen Cavallerie-Divisionen drei, die erste, dritte und sechste, jede nur **eine** Batterie zugetheilt erhalten hatten. Der Wichtigkeit des Gegenstandes hätte es vielleicht entsprochen, wenn Verfasser in diesem Abschnitte bereits der Formation dieser Cavallerie-Divisionen und namentlich den Grundsätzen über die Zusammenstellung der Cavallerie-Brigaden kritisch näher getreten wäre. Hoffentlich bringt der zweite Band des Werkes hierüber Näheres! Diese Ungewissheit über den weiteren Inhalt des vorliegenden Buches bindet der Kritik einigermaaszen die Flügel und gestattet vielfach nur unter „Annahmen" zu urtheilen. Es wäre daher gewiss im Interesse des Werkes gewesen, wenn Gründe vorlagen, dasselbe nicht sofort im ganzen Umfange erscheinen zu lassen, dann wenigstens an geeigneter Stelle, z. B. im Vorwort, kurz anzugeben, was das Werk umfassen wird; das Tappen im Ungewissen wäre dadurch einigermaaszen gehoben worden.

Das dritte Capitel der „Taktischen Lehren" benennt sich: „Ueber Beurtheilung von Kriegsereignissen" und enthält Treffliches nach jeder Richtung hin. Es will mir aber nicht einleuchten, dass sein Inhalt eine taktische Lehre des Feldzugs 1870 bis 1871 ist; im Vorworte oder in einer allgemeinen Einleitung würde dieser Abschnitt voll am Platze gewesen sein. Nach diesem kurzen Capitel wird

alsdann der Haupttheil des Bandes gebracht, der mit einer allgemeinen Schilderung der Schlacht bei Wörth beginnt, an welche sich in einem besonderen Capitel Betrachtungen über diese Schlacht reihen. In gleicher Weise sind die Schlachten bei Spicheren, Vionville, Gravelotte und Sedan dargestellt und einer Betrachtung unterzogen. Bemerkungen über die Belagerungen von Paris und Metz (von einer Belagerung von Metz im Jahre 1870 hatten wir bisher noch nichts gehört) schlieszen den Band ab.

Was die Auswahl der Beispiele anbelangt, durch deren Darstellung die Taktik des Feldzuges 1870 bis 1871 klar gelegt werden soll, so besitzt eine jede der geschilderten Schlachten zweifelsohne ihre Eigenthümlichkeit, welche sie zu einem eingehenden kritischen Studium besonders geeignet macht. Um jedoch ein Bild von der Entwickelung der Taktik **während** des Krieges 1370 bis 1871 zu geben, genügen, meiner Ansicht nach, die Darstellungen von Schlachten aus der ersten Periode des Krieges nicht. Wie sehr sich, abgesehen von den veränderten Heeresverhältnissen, die Taktik der Deutschen während des Krieges geändert hatte, konnte wohl am besten durch eine Schilderung von einigen Kämpfen der zweiten Periode des Krieges (z. B. Coulmiers und St. Quentin) und daran geknüpfte Betrachtungen dargethan werden. Es wären sprechende Beweise zur Hand gewesen, um den Einfluss der Organisation, Disciplin, Ausrüstung und Bewaffnung auf die Taktik darzuthun. Man könnte einwenden, es hätten bei Zusammenstellung des Werkes noch keine officiellen und detaillirten Berichte über die Schlachten der zweiten Periode des Krieges vorgelegen, um dieselben zur Grundlage von taktischen Studien zu benutzen. Darauf liesze sich jedoch erwiedern, dass die bezüglichen vorhandenen officiösen Darstellungen wohl genügendes Material geliefert hätten, um eine Beschreibung und Betrachtung zu ermöglichen, wie sie das vorliegende Werk über die Schlachten aus der ersten Periode des Krieges enthält. In höchst gewandter Weise, im Allgemeinen streng an das Generalstabswerk gelehnt, bringt uns nämlich der Verfasser nur den allgemeinen Verlauf dieser Kämpfe vor die Augen; natürlich ist dabei an geeigneter Stelle das Chrakteristische der Kampfweise der einzelnen Waffen in groszen Zügen besonders hervorgehoben. So äuszerst interessant und fesselnd wie diese Darstellungen sind, so trat ich, mit Rücksicht auf den Zweck des Werkes, allerdings mit ganz anderen Voraussetzungen an dieselben. Vergebens sucht man in diesen Schilderungen genaue Angaben, wie sich ein in der Nähe

des Feindes marschirender gröszerer Truppenkörper gliedert, wie sich ein Armee-Corps, eine Division, eine Brigade zum Kampfe entwickelt, wie eine Brigade, ein Regiment, ein Bataillon den Kampf durchführt. Vergebens suchen wir nach näheren Angaben, in welcher Form und Weise sich gröszere Cavallerie-Körper während der Schlacht aufstellten, in welcher Form, auf welche Entfernungen u. s. w. diese den Angriff vollzogen. Ebenso finden wir nur ganz allgemeine Angaben über die Verwendung der Artillerie. Dieser Darstellungsweise entsprechend beschäftigen sich dann auch die an und für sich trefflichen Betrachtungen des Verfassers mehr mit einer Beurtheilung der Heeres- und Schlachtenleitung als mit der eigentlichen Taktik der einzelnen Heereskörper. Taktische Betrachtungen sind ja auch hierbei angestellt und voller schätzenswerther Bemerkungen; aber sie enthalten fast ausnahmslos sehr allgemeine Bemerkungen und lassen uns nicht erkennen, wie die Deutsche und Französische Infanterie, Cavallerie und Artillerie während des Feldzuges 1870 bis 1871 kämpfte. Wenn man nun auch erwarten dürfte, dies Alles auf das Gründlichste in dem vorliegenden kritisch-historischen Theile des Werkes vorzufinden, so wird es in dem noch ausstehenden Schlusstheile desselben doch immerhin noch freudig begrüszt werden und mit vieler Spannung erwartet. Unter diesen Umständen erscheint es angezeigt, auf die Ansichten des Verfassers, soweit er die Taktik bereits berührt hat, hier noch nicht näher einzugehen; es sollten diese Zeilen vielmehr nur den Zweck haben, das vorliegende Buch einigermaaszen zu charakterisiren. Wenn ich hierbei bereits einige Ausstellungen gemacht habe, so handelt es sich meistentheils nur um Kleinigkeiten und über Ansichten, deren Werth sehr anfechtbar ist. Möge dem kritisch-historischen Theile über die Schlachten bei Wörth, Spicheren, Vionville, Gravelotte und Sedan recht bald der Theil folgen, der uns die eigentliche Entwickelung der Taktik während des Feldzuges 1870 bis 1871 klar vor Augen führt. Verfasser hat längst bewiesen, was nach dieser Richtung hin von ihm erwartet werden darf.

Schreib- und Notiz-Kalender für Offiziere des Heeres. — Zweiter Jahrgang. — Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky, Königl. Hofbuchhändler). —

Taschen-Kalender für das Heer, herausgegeben von **W. Freiherr von Fircks,** Hauptmann im 4. Garde-Regiment zu Fusz, commandirt als Adjutant zur 1. Garde-Infanterie-Division. — 1878. — Berlin, A. Bath. —

Der erste der vorbenannten Kalender will im Wesentlichen dem Offizier und vor Allem dem Compagnie-Chef Gelegenheit geben, wissenswerthe Angaben über die Mannschaft, Bekleidung etc. bei sich zu tragen, sich, wo er auch ist, sofort Notizen, namentlich aber am Scheibenstande, während der Herbstübungen u. s. w. machen zu können. Das Büchlein ist demgemäsz recht praktisch eingerichtet und enthält auszerdem die hauptsächlichsten Bestimmungen über die Disciplinar-Straf-Ordnung, über das Scheibenschieszen, Nationalverpflegung, Quartierleistungen, Bivouaks u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit dieses Notiz-Kalenders ist, dass er mit dem 1. October beginnt, und wochenweise geordnet ist. Da nach Beendigung der Herbstübungen und Entlassung der Reserven das neue Ausbildungsjahr bei den Compagnien seinen Anfang nimmt, so scheint eine solche Eintheilung viel für sich zu haben. Form und Umfang des Kalenders tragen gleichfalls einem bequemen Gebrauche gebührend Rechnung.

Bei Weitem höhere Ziele, wie der erstgenannte Kalender, hat sich der Fircks'sche gesteckt. Neben einem kurzen Jahres- und Monats-Kalender, der die Sonntage sowie alle militairisch zu beachtenden Festtage recht auffallend in rothem Druck und, je nachdem er von der evangelischen oder katholischen Kirche etc. gefeiert wird, mit verschiedenem Aeuszeren bringt, der auszerdem einen Jagd-Kalender und ein Verzeichniss der militairischen Gedenktage enthält, umfasst derselbe in seinem ersten Theile eine ausführliche Genealogie der Deutschen Fürstenhäuser, dann eine Zusammenstellung der Bestimmungen über den Verkehr mit der Post und Telegraphie, über die Beurkundung des Personenstandes, über die Staats- und Communalsteuern und über das Gesetz betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen. Es ist keine Frage, dass diese Angaben für den Offizier in seinem auszerdienstlichen Leben u. s. w. von höchster Bedeutung sind, und dass es bis jetzt viele Mühe kostete, in Specialfällen sich Kenntniss von den vorhandenen Bestimmungen zu verschaffen. Das vorliegende Buch beseitigt diese Schwierigkeiten. — Der zweite, umfangreiche und

Haupt-Theil des Kalenders enthält auf 345 Seiten eine ungemein grosze Menge von militairischen Bestimmungen und Anordnungen. Der Kalender hat sich hierbei die Aufgabe gestellt, dem Front-Offizier, wo er auch sei, auf dem Exercirplatze, bei Parole, auf dem Manöver u. s. w., Gelegenheit zu geben, sich aus einem in der Tasche zu tragenden Buche sofort über alle diejenigen Bestimmungen zu unterrichten, welche auf den praktischen Dienst irgendwie Bezug haben. Auszerdem enthält der Kalender aber auch nähere Angaben, an welchen Stellen, die für den Büreau- und Eingaben-Dienst erlassenen Bestimmungen zu finden sind. In Betreff der Eintheilung des Stoffes lehnt der Kalender sich an die bekannten Helldorf'schen Dienstvorschriften, doch ist er, wie ein Blick in das Buch ergiebt, noch viel reicher an praktischem Inhalte, wie diese letzte, anerkannt vortreffliche Sammlung. Letztere ist mit der Zeit so umfangreich geworden, dass sie von einzelnen Offizieren kaum beschafft werden kann; der ausgedehnte Umfang derselben bedingt auszerdem, dass die schon seit Jahren im Erscheinen begriffene neue, dritte Auflage noch Jahre gebrauchen wird, ehe sie beendet. Dies hat aber den Uebelstand zur Folge, dass die zuerst erschienenen Theile der Auflage durch neue Gesetze etc. veralten, ehe das Werk vollständig veröffentlicht ist. Welch' bedeutender Vortheil aber mit dem Besitze des vorliegenden Kalenders verbunden ist, springt schon dadurch in die Augen, dass er alle Bestimmungen berücksichtigt hat, welche bis zum 19. September d. J. erlassen sind; auszerdem sind noch nachträglich die während des Druckes bis zum 15. October gegebenen Bestimmungen etc. mit genauer Bezeichnung von Seite und Zeile und nur auf einer Seite bedruckt beigegeben, so dass sie leicht an entsprechender Stelle eingeklebt werden können. Es ist wirklich staunenswerth, mit welcher Sorgfalt, Klarheit, Umsicht, mit welch praktischem Blicke das Wichtige zusammengestellt, Unbedeutendes aber fortgelassen oder nur kurz berührt ist. Schon ein Durchblättern der einzelnen Abschnitte zeigt nicht nur eine hervorragende Reichhaltigkeit, sondern auch eine Gründlichkeit und Genauigkeit, die bisher bei ähnlichen Werken kaum erreicht sein dürfte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass dies überaus praktische Büchlein, das also Jahr aus Jahr ein uns stets auf dem Laufenden halten wird über die neuesten Bestimmungen in den einzelnen Dienstzweigen, bald ein unentbehrlicher Rathgeber in der Deutschen Armee sein wird. Wem die Lebensfähigkeit und eigene Lebenskraft so deutlich auf die Stirne geschrieben ist, der bedarf keines weiteren Glück auf! — Leicht ist es möglich, dass bei der Benutzung des

Buches noch Wünsche laut werden, die an einer Stelle gröszere Ausführlichkeit, an der anderen grosze Kürze wünschen, die hier und da eine kleine ergänzungsfähige Lücke gefunden haben u. s. w. Eine möglichste Beachtung solcher Wünsche verspricht uns der Herausgeber. In dem Beifalle, den sein Werk bereits gefunden hat und gewiss noch immer mehr finden wird, möge er eine kleine Entschädigung finden für die grosze Mühe und Arbeit, welche aus jeder Seite seines Buches spricht. Besonders muss schlieszlich noch hervorgehoben werden, dass der so umfang- und inhaltreiche Kalender nur 3 Mark kostet. —

Leitfaden für den theoretischen Reit-Unterricht, auf Grundlage der Königlich Preuszischen Reit-Instruction bearbeitet von C. v. **Elpons**. Zweite umgearbeitete Auflage. Hannover 1877. Helwing'sche Buchhandlung. —

Das vorliegende, nur sechs Bogen starke Werk enthält in seinem I. Theile, „Allgemeiue Anleitung" genannt, 23 Paragraphen, deren jeder einen in der Reiterei wichtigen Lehrsatz in knapper Sprache herleitet und beweist. Die, wenn man das Inhaltsverzeichniss liest, scheinbar ohne besonderes System hingestellten Behauptungen fügen sich bei genauem Lesen der knappen Erklärungen als Glieder einer Kette zusammen: dem Gange der Dressur des Remontepferdes. Auf nur 30 Seiten löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, dem Leser in eleganter Sprache und schlagender Logik die Umformung des rohen Pferdes in das durchgearbeitete Soldatenpferd vorzuführen. Kurz zu schreiben ist bekanntlich schwieriger, wie sich breit über einen Gegenstand auszulassen, was aber auch bedingt, dass, um kurz Geschriebenes mit Verständniss zu lesen, viel Aufmerksamkeit erforderlich ist. Wer diese 23 Thesen geistig in sich aufnehmen will, darf sie nicht als blosze Lectüre betrachten, sondern muss sie studiren. Diese Mühe ist aber lohnend, namentlich wenn man, wie der Verfasser dies will, das Werk neben der Reit-Instruction, gleichsam als Füllwerk derselben, durcharbeitet. —

Trotzdem in der Vorrede gesagt ist, dass das Buch für den jüngeren Offizier geschrieben ist, so möchten wir doch darin etwas weiter gehen und den II. Theil desselben, „Besondere Anleitung", auch für Unteroffiziere empfehlen. Die viel leichter fassliche Form der Frage und Antwort, die in demselben mit Glück gewählt ist,

setzt auch weniger an scharfes Denken Gewöhnte in den Stand, sich das für sie Passende herauszusuchen und in sich aufzunehmen.

Wenn wir demnach einzelne Punkte dieses II. Theils hervorheben, so geschieht dies mehr, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf die bezeichneten Stellen zu lenken, als dass wir beabsichtigen, Kritik zu üben, die den Gesammtwerth des Werkes zu beeinträchtigen im Stande wäre.

In § 1, „Von dem Pferde", macht •Verfasser einen für den älteren Reiter verständlichen Unterschied zwischen der äuszeren Eintheilung des rohen und zugerittenen Pferdes, indem das Erstere in Vor-, Mittel- und Hinterhand eingetheilt wird, bei dem Letzteren jedoch die Mittelhand, „als nur in einem Punkte bestehend", fortfällt. Der Instructeur wird sich bei Benutzung dieses Paragraphen demnach sehr genau überlegen müssen, ob seine Zuhörer auf einer Stufe stehen, dass sie die Feinheit dieses Unterschiedes zu erfassen im Stande sind.

Ganz besonders gelungen erscheinen uns die §§ 7, 8 und 9, „Von der Führung im Allgemeinen", „Von der Führung im Besonderen", „Von der Verrichtung der Fäuste" handelnd. Die in letzterem Paragraphen vorzüglich populair gehaltenen Antworten möchten wir nur auf die beiden Fragen: „Was versteht man unter spitzen, was unter stumpfen Fäusten", anders gefasst wissen. Es heiszt ad 1: „Bei denen die Faust wie beim Abschieszen des Pistols", ad 2: „Bei denen die Faust wie beim Aufheben der Hand nach abgegebenem Schuss mit dem Pistol steht".

Wenn auch Jedermann erstere Erklärung versteht, so ist dagegen bei der ad 2 erwähnten zu bemerken, dass die dort bezeichnete Handstellung eine willkürliche ist; z. B. würden wir dabei ebenso, wie beim Abschieszen, eine spitze Faust machen. Ueberhaupt aber braucht in der Theorie nicht aufzuleben, was in der Praxis verschwindet.

Von § 11 an giebt der II. Theil der Schrift in Frage und Antwort die Ergänzung des I. Theils, der „Allgemeinen Anleitung" zur Dressur des rohen Pferdes. Gerade diese 25 Paragraphen können nicht genug den Wachtmeistern, die bei vielen Regimentern die jungen Remonten reiten lassen, zum eingehendsten Studium empfohlen werden. Auf wenigen Blättern findet der Reitlehrer solcher Abtheilungen hier Alles zusammengedrängt, was ihm zu dem für seine Aufgabe nöthigem Verständnisse verhelfen kann; doch sei auch hier nicht vergessen, auf zwei auffallende Punkte hinzuweisen.

So möchten wir § 17, „Aufrichtung", hinter den folgenden Paragraphen, „Weichmachen des Halses im Gange", gesetzt haben, da in der Dressur auch diese Reihenfolge eingehalten werden muss und auch wohl von Seiten des Verfassers kaum die Absicht oblag, dieses anerkannte Dressurprincip durch diese Paragraphenversetzung ändern zu wollen.

Wenn in § 19, „Wendung auf der Vorhand", der Verfasser sagt: „Ist eine etwaige Bewegung des Pferdes rückwärts fehlerhaft (während der Ausführung der Wendung)? Nein, sie ist eher zu gestatten, als die nach vorwärts", so haben wir doch von renommirten Lehrern an der Reitschule gerade das Gegentheil aussprechen hören, und läuft diese Ansicht auch unserem Gefühle als Reiter entgegen. Gerade durch das Zurücktreten, namentlich bei Ausführung der Wendung mit entgegengesetzter Kopfstellung, sucht sich das Pferd dem festen Hinantreten an die Zügel, dem Eingehen in die Biegung zu entziehen, so dass uns ein Tritt vorwärts nützlich, ein Tritt rückwärts schädlich erscheint.

Dies wäre vielleicht der einzige Punkt, in welchem wir anderer Ansicht wie der Verfasser sind, und fällt dieser Umstand gegenüber dem vielen Guten, ja Vorzüglichen, welches das Buch bietet, nicht in Betracht!

Wir empfehlen es nochmals nicht nur für den Offizier, sondern auch für den Wachtmeister und die Unteroffizierstuben! —

XVI.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. September bis 15. October 1877.)*)

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 36—40): Die neue Mauser-Pistole. — Die militairische Bedeutung des Landes um Trier und an der unteren Mosel. — Betrachtungen über die Leistungen der Deutschen Cavallerie in den Feldzügen 1870 bis 1871.

Deutsche Heeres-Zeitung (Nr. 38—42): Die neuen Oesterreichischen Feldgeschütze. — Die Typen der Englischen Geschwader-Panzerschiffe. — Die Führung und Verwaltung der Französischen Armee. — Die Wehrkraft Italiens. — Zur Säcular-Erinnerung an einen groszen Todten. — Das Avancement in der Französischen Armee.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (IX. Heft): Zur Ortsbestimmung auf See. — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Nymphe" — S. M. Kbt. „Nautilus" — S. M. S. „Elisabeth".

Streffleur's Oesterreichische militairische Zeitschrift (IX. Heft): Taktische Studien. — Die neue Organisation der Italienischen Landwehr. — Die Standesverhältnisse des Italienischen Heeres. — Grosze Leistung im Befestigungsbau mit dem Infanterie-Spaten.

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (XV. Band, 2. Heft): Die neue Aera. — Ueber den Einfluss der Nacht auf die Unternehmungen im Kriege. — Der menschliche Fusz und dessen Bekleidung. — Die Fortschritte in der Reorganisation der Französischen Armee. — Das Russische Bekleidungs- und Ausrüstungswesen. — Zur Statistik der Verluste im Kriege.

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (1. September-Heft): Die Truppen-Dislocation und das neue Bequartierungsgesetz. — **(2. September-Heft)**: Der Orientalische Krieg 1877. — Fadejew und die Taktik der Russen.

---

*) Bei einzelnen Zeitschriften ist bis zum 15. Juli 1877 zurückgegriffen (vergl. Anmerkung auf Seite 115 des October-Heftes).

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung „Vedette" (Nr. 72—80): Feld-Verpflegungsdienst. — Die Staatsidee und der Wehrstand als Träger derselben. — Zweck und Nutzen von Unteroffiziers-Speise-Anstalten. — Der Truppen-Verwaltungsdienst in der Italienischen Armee. — Der Russisch-Türkische Krieg 1877. — Die groszen Uebungen des 1. Pionnier-Bataillons in Pressburg.

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 73—82): Die groszen Uebungen des 1. Pionnier-Bataillons in Pressburg. — Die Typen der Englischen Panzerschiffe. — Die Niederlage der Russen bei Plewna und ihre Ursachen. — Der Kriegs- und Operationsplan der Russischen Armee im gegenwärtigen Kriege. — Die Französische Armee. — Die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich. — Das Gefecht bei Mortara. — Ueber das Studium der Taktik und der strategischen Verhältnisse bei den fremden Armeen.

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung „Der Kamerad" (Nr. 65—80): Neue Patrone. — Die Theilnahme von Regenten am Kriege. — Der Russisch-Türkische Krieg 1877.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (8. und 9. Heft): Beitrag zur Geschichte der 15-Centimeter-Belagerungs-Kanone. — Schieszversuche gegen Panzerwände. — Besprechung der Haupt-Aufgaben, welche im Feldzuge 1870 an die Feld-Artillerie gestellt wurden. — Ueber Laffeten-Construction.

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens (V. Heft, Nr. 9 und 10): Die Entwickelung der Seekarten bis zur Gegenwart. — Die Entwickelung des Seeminen- und Torpedowesens und dessen gegenwärtiger Stand in den verschiedenen Staaten. — Der Seehandel der Neutralen und die Kriegscontrebande. — Ueber die geodätischen Arbeiten der Englischen Kriegsmarine, insbesondere die im Jahre 1876 vollführten. — Die Torpedo's im Türkisch-Russischen Kriege. — Die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten.

L'avenir militaire (Nr. 449—455): Bekleidungsfragen. — Militair-Telegraphisten. — Die Jäger-Bataillone.

Le Spectateur militaire (15. September 1877): Die Staatsgeheimnisse. — Die Russen in Central-Asien. — Expedition gegen Khiwa im Jahre 1873. — Leichte Truppen, gemischte Corps, Parteigänger. — Wilhelm III. — Ein diplomatisches Ereigniss im Jahre 1853.

Journal des sciences militaires (September-Heft): Taktisches in Betreff Unterbringung der Heere. — Die Bewaffnung der Französischen Infanterie im Vergleiche mit den Kriegswaffen des Auslandes.

Revue d'Artillerie (September-Heft): Die Deutsche Artillerie während der Schlachten vom 29., 30. und 31. August 1870. — Versuche, welche in Italien mit Percussionszündern angestellt wurden. — Zusammenstellung der vornehmsten Versuche, welche Seitens der Schweizerischen Artillerie im Jahre 1876 ausgeführt wurden. — Der Telemeter Roskiewicz. — Operationen der Deutschen Artillerie während der Belagerung von Mondmédy im Jahre 1870.

Revue Maritime et Coloniale (September-Heft): Studie über die Wirkung unterseeischer Explosionen. — Beschreibung eines Apparates, der zur Messung einer Basis dient. — Bericht über den Widerstand gepanzerter Mauern. — Die Artillerie auf der Ausstellung in Philadelphia. — Das Budget der Englischen Marine (1877—1878). — Die ersten Marine-Arsenale. — (**October-Heft**): Arbeiten der Marine-Offiziere (1876—1877). — Rapport über die Recognoscirung des Tonkin-Flusses. — Geschichtliches über den Verpflegungsdienst bei dem Marine-Departement. — Die beste Art des Zielens im Seegefechte. — Bericht über die Torpedo's. — Die Französischen Colonien.

Russ. Invalide (Nr. 143—209): Nachrichten und Berichte über die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Asien und an der Donau.

Wojenny Sbornik (October-Heft): Die Aufgabe der Cavallerie in den heutigen Kriegen. — Neue Bemerkungen über die Deutsche Armee. — Das Kiogische Pferd in Ssemiratschje und Kuldscha. — Die Seapoy-Armee.

Russ. Artillerie-Journal (August-Heft): Die Schlacht bei Wörth. — Untersuchungen über das Englische Pulver. — Das Modell der Italienischen Gussstahl-Kanone.

Russ. Ingenieur-Journal (Juli-Heft): Die Thätigkeit der Ingenieure im Amerikanischen Kriege 1861—1865. — Der Bau des Admiralitätsquai's in St. Petersburg.

Morskoi Sbornik (September-Heft): Bemerkungen über das Minenwesen. — Ansichten fremder Ingenieure über den Werth der beiden Dampfmaschinen-Systeme für die Kriegs- und Handels-Marine. — Ueber die Schlacht bei Navarin.

L'Esercito (Nr. 108—118): Unser Säbel-Bajonnet. — Die Russische Armee. — Zelte, Bivouaks, Cantonnements. — Der Königsmarsch. — Ueber den Stand unserer Handfeuerwaffen. — Die Bewaffnung unserer Kanoniere.

Rivista militare italiana (September-Heft): Die Schlacht von Assietta. — Anwendung des Dynamit im kleinen Kriege.

Army and Navy Gazette (Nr. 929—933): Die Französische Cavallerie. — Die Französische Marine. — Die neuen Linien-Regimenter. — Das Martini-Henri-Gewehr. — Die Oesterreichische Artillerie. — Admiralitäts-Reform.

Naval and Military Gazette (Nr. 2334—2337): Der ärztliche Dienst der Marine. — Die falschen Männer an falscher Stelle. — Die Indische Marine.

Army and Navy Journal (Nr. 725—736): Militairische Reorganisation. — Die regulaire Armee. — General Sherman und General Howard. — Das Verhalten der Sioux-Indianer.

La Belgique militaire (Nr. 347—350): Die Stationnementstaktik des Generals Lewal. — Die Belgische Presse und der Krieg im Orient. — Instruction für die Französische Armee. — General-Organisation der Spanischen Armee. — Von der Militair-Justiz. — Die Kriegsschule von Berlin und das Avancement in Belgien.

De militaire spectator (Nr. 9 und 10): Einiges über unsere Lazareth-Soldaten. — Zusammenstellung der Schusstafeln der gezogenen broncenen 16-Centimeter- und der gezogenen eisernen 12-Centimeter-Kanone für die Uebung bei Zeist im Jahre 1874 — Indische Schiffe. — Die siebente Uebung der Batterieschule in der Taktik im Terrain. — Die erste Expedition nach Atschin. — Einige Mittheilungen über die Richtmittel bei dem Material der 24-Centimeter-Kanone. — Einige Bemerkungen über die letzten Manöver der 1. Infanterie-Division im verflossenen August.

De nieuwe militaire spectator (Nr. 9 und 10): Atschin. — Ein Festungskrieg in den Niederlanden. — Louvois und die Republik der Vereinigten Staaten. — Der militairische Unterricht in den Niederlanden in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts. — Betrachtungen über die Ausrüstung und Bekleidung des Soldaten.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 37—41): Die graphische Darstellung der Bewegungen eines combinirten Truppen-Corps und der Märsche seiner einzelnen Abtheilungen. — Das Dienst-Reglement für Eidgenössische Truppen. — Die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. — Zur Waffentechnik. — Die fortschreitende Entwickelung der Europäischen Heere.

Revue militaire suisse (Nr. 17): Bericht über die Türkische Artillerie.

Revista militar (Nr. 14—18): Die Regimentsschulen für Unteroffiziere. — Der Feldzug 1859 in Italien. — Die Kriegs-Artikel für das Englische Heer. — Studie über die Wichtigkeit von Wäldern

bei militairischen Operationen. — Die Schlacht bei Plewna. — Beitrag zum Studium der Militair-Administration. — Das Russisch-Türkische Kriegstheater.

Memorial de Ingenieros y revista cientifico militar (**Nr. 14 u. 19**): Ueber Militair-Brückenbau. (Forts.) — Bemerkungen über den letzten Krieg in Catalonien (1872—1875). — Aus dem Orient-Kriege. — Russische Versuche mit Torpedo's. — Ueber Torpedo's und Torpedo-Boote. — Die Sprengung von Hallets-point (Hafen von New-York). — Rustschuk und Silistria (entnommen dem Werke des Oesterreichischen Capitains Meyer über die Festungen Bulgariens). — Der Nivelier-Apparat des Italienischen Civil-Ingenieurs Aita.

Kongl. Krigsventenskaps-Akademiens Handlingar och Tidskrift (**13. bis 18. Heft**): Die Kriegsschulen in Stockholm. — Die Schiesz-übungen der 2. Klasse der Beväringsmannschaft 1876. — Die Erziehung, Ausbildung, Anwendung und Führung der Cavallerie. — Die Recruten-Ausbildung in den Infanterie-Garnisonen. — Angriff oder Vertheidigung. — Die Reichstags-Verhandlungen über die Landesvertheidigung. — Die Theilnahme der Kronenberg'schen Regimenter im Feldzuge 1808 und 1809.

Norsk Militaert Tidsskrift (40. Band, 8. und 9. Heft): Die Herbstmanöver in Hannover 1874 und die Kampfweise der Deutschen. — Bemerkungen über die Instruction der Infanterie. — (**Beilageblatt 7—9**): Das Schieszen mit den neuen schweren Krupp'schen Geschützen.

Verantwortlich redigirt von Major **v. Marées**, Berlin, Bülow-Strasze 6.
Verlag von **F. Schneider & Co.** (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

XVII.

Marschall Moritz Graf von Sachsen.

(Schluss.)*)

Der Französische Kriegsplan für den Feldzug 1744 stützte sich besonders auf den Gedanken, mit der Hauptmacht in den Niederlanden offensiv vorzugehen, die ganzen Streitkräfte der Engländer und Holländer dort zu beschäftigen und so Oesterreich der von diesen erwarteten Unterstützung auf anderen Theilen des Kriegsschauplatzes zu berauben. Ludwig XV. übernahm daher auch persönlich das Obercommando über die in 101 Bataillonen und 88 Schwadronen 80,000 Mann zählende, nach Flandern bestimmte Armee, von der unter ihm Noailles zwei Dritttheile, Moritz ein Dritttheil als sogenanntes Observationscorps befehligte. Am Rheine sollte inzwischen der Krieg nur vertheidigungsweise geführt werden; man hoffte dort durch den in Aussicht gestellten Einbruch der Preuszen in Böhmen bald freiere Hand zu bekommen.

Moritz begab sich Mitte April zur Armee, welche sich zwischen Lens und Valenciennes zusammenzog; den 12. Mai traf auch der König in Lille ein. Das gegenüberstehende verbündete Heer — 22,000 Engländer und 16,000 Hannoveraner unter General Wade, 18,000 Oesterreicher unter dem Herzoge von Aremberg und 20,000 Holländer unter dem Prinzen Moritz von Nassau — bezog den 19. Mai ein Lager bei Alost.

Es ist nicht schwer, in den Französischen Operationen des Feldzuges 1744, deren thatsächliche Leitung gleich von Haus aus von dem Könige und Noailles dem Marschalle von Sachsen überlassen wurde, die Grundsätze des Verfassers der Rêveries wieder zu erkennen. Man glaubt beim Lesen dieser geistreichen Schrift nicht seinen Augen zu trauen, wenn man in derselben den energischen,

*) Vergl. Jahrbücher Band XXV, Seite 60 u. 174 (October u. November 1877).

unternehmenden Avantgardenführer, den kühnen Erstürmer Prags, die allgemeine Behauptung aufstellen sieht: „Ich bin besonders zu Anfange des Krieges nicht für Schlachten und hege die Ueberzeugung, dass ein geschickter General sein ganzes Leben Krieg führen kann, ohne Schlachten zu liefern. Nichts schwächt den Gegner mehr und fördert mehr die eigene Sache, als diese Methode.“

Diese kleinmüthige, mit Moritz's Charakter in so grellem Widerspruche stehende Ansicht war, besonders zur Zeit, als er sie niederschrieb, schwerlich eine Frucht seiner Erfahrungen; sie ist eine durch äuszere Einwirkungen auf theoretischem Wege aufgenommene Lehre, die bekanntlich noch lange nach Moritz's Tode, ja wunderbarerweise noch über die Zeiten der Revolutionskriege hinaus, von sonst hochbegabten Strategen getheilt wurde. Wir sehen ihn an derselben in dem ersten Feldzuge, in welchem er selbstständig commandirt, festhalten, aber bald sich von den Fesseln derselben befreien und durch seine späteren Feldzüge den praktischen Gegenbeweis gegen die graue Theorie des eigenen Lehrbuches führen. Allerdings schienen zunächst die eigenthümlichen Verhältnisse des Feldzuges 1744 mehr geeignet, die Ansicht der Rêveries zu bestätigen, als zu widerlegen. Es wird in der Kriegsgeschichte wenig Beispiele geben, dass, wie hier auf Seite der Franzosen geschah, drei Festungen — Menin, Ypern und Furnes (Veurne) — angesichts eines nahezu gleichstarken Gegners hintereinander belagert und eingenommen werden, ohne dass derselbe auch nur einen ernsten Versuch zur Störung dieser Unternehmungen wagt. Solche Erfolge ohne Schlachten lassen sich aber auch nur einem aus den verschiedensten Bestandtheilen gemischten Bundesheere gegenüber erreichen, dessen vielköpfige Führung sich aus Eifersucht, Cabale und Scheu vor Verantwortung zu einer gemeinsamen energischen Handlung nicht zu einigen vermag.

Noch bevor die letzte der drei obenerwähnten Festungen, Furnes, am 11. Juli capitulirte, traf im Hauptquartiere Ludwig's XV. die unerwünschte Nachricht von dem Rheinübergange des Prinzen Karl von Lothringen bei Germersheim und Mainz ein. Der König berief sofort einen Kriegsrath, welcher unter den obwaltenden Verhältnissen die Hälfte der Armee für genügend erachtete, die in Flandern errungenen Vortheile zu sichern. Moritz übernahm das Commando über den hier zurückbleibenden Theil des Heeres; der andere marschirte unter der Führung des Königs, welcher in Metz schwer erkrankte und den Oberbefehl an Noailles übergab, dem bedrängten Elsass zu Hülfe. Man hatte die Leistungsfähigkeit der verbündeten

Armee in den Niederlanden nicht unterschätzt; obwohl dieselbe mittlerweile noch 17,000 Mann Verstärkung erhalten hatte, gestattete doch die Uneinigkeit ihrer Führer den schwachen Kräften des Marschalls von Sachsen, in seinem verschanzten Lager hinter der Lis zwischen Menin und Cortryk (Courtrai) die eroberten Festungen zu decken. Erst nachdem England und Holland eingewilligt hatten, ihre Truppen dem Commando des Herzogs von Aremberg zu unterstellen, konnte gegen Ende Juli dieser es wagen, über die Schelde zu gehen und bis Lille vorzurücken. Als er aber zur Belagerung des wichtigen Platzes schreiten wollte, erhob die Holländische Regierung dagegen Einsprache und Aremberg musste Ende September unverrichteter Sache wieder umkehren und die verbündeten Truppen Winterquartiere beziehen lassen.

Als Moritz Mitte December in Paris anlangte, war er längst davon in Kenntniss gesetzt, dass er im nächsten Feldzuge den Oberbefehl führen werde; erschien er doch dem Könige, der in der gefahrvollen Lage Frankreichs auf den Marschall von Sachsen alle Hoffnungen setzte, bereits ebenso unentbehrlich, wie dem Heere, welches in seiner Führung eine sichere Bürgschaft des Sieges erkannte und ihm sein volles Vertrauen entgegenbrachte. Für Moritz war der erste Feldzug, in welchem er zwar nicht dem Namen, aber der That nach das selbstständige Obercommando des Heeres geführt hatte, nicht ohne Nutzen verlaufen; seine Gegner hatten es an lehrreichen Beispielen, wie man im Kriege nicht verfahren dürfe, nicht fehlen lassen. Dabei hatte er die Gelegenheit benutzt, den Kriegsschauplatz, auf dem er von Jugend auf kein Fremder war, gründlich zu erforschen, und bei seiner Ankunft in Versailles konnte er dem Könige sogleich den Plan für den nächsten Feldzug vorlegen, welcher auch nach sorgfältiger Prüfung gebilligt ward.

Der Mann, in dessen Hand das Schicksal Frankreichs ruhte, befand sich in Folge schwerer körperlicher Leiden fast am Rande des Grabes, als er, von der Wassersucht am freien Gebrauche der Glieder gehindert, in den ersten Tagen des Aprils zur Armee nach Flandern abreiste. Auf die Frage Voltaire's, wie er in diesem Zustande die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen gedenke, gab er die bekannte schöne Antwort: „Il ne l'agit pas de vivre, mais de partir".

Nachdem Moritz die Armee bei Maubeuge vereinigt hatte, brach er von dort am 19. April auf und erschien so plötzlich vor Tournay, dass der Gouverneur, der Commandant und der Artillerie-General dieser Festung, welche gerade zu einer Berathung im Hauptquartiere

zu Brüssel abwesend waren, sich ausgeschlossen sahen. Man schritt sofort zur Belagerung und eröffnete am 1. Mai die Laufgräben.

Die Anführer der verbündeten Armee waren darüber einig, dem gegenüber nicht wieder in der Unthätigkeit zu verharren, wie im vorigen Jahre. Am 28. April hatte sich das Heer bei Brüssel versammelt; am 30. setzte es sich unter dem Oberbefehle des Herzogs von Cumberland gegen Tournay in Marsch und traf am 9. Mai zwischen Maubray und Vezon, eine Meile südöstlich von genannter Festung, mit einem Bestande von 60,000 Mann ein.

Sobald Moritz von dem Anrücken der Verbündeten Kunde erhalten hatte, schrieb er, seine theoretische Abneigung gegen das Schlagen verleugnend, unter dem 4. Mai dem Könige: „Dass, wenn der Feind eben so viel Lust bezeige, als er selbst, eine Schlacht zu liefern, er hierzu gern bereit sei“. Aber trotz dieses beherzten Entschlusses bleibt Moritz doch ganz der klugberechnende Feldherr, der im Sinne und Geiste der Rêveries dem Zufalle so wenig als möglich überlassen will und selbst den Fall einer Niederlage fürsorglich ins Auge fasst. In einem Korbwagen unter heftigen Schmerzen von einem Orte der Stellung, in welcher er den Angriff erwarten will, zum anderen fahrend, bestimmt er selbst die Punkte, welche befestigt werden sollen und sorgt für Herstellung von Brücken und Wegen im Rücken des Heeres.

Ludwig XV. hatte sich auf die Anzeige des Marschalls von der bevorstehenden Schlacht mit dem Dauphin zur Armee begeben, wo er am 9. Mai eintraf und am folgenden Tage angesichts des gegenüberlagernden Feindes die Stellung besichtigte. Mit groszem Takte führte übrigens der König während seines Besuches die Rolle des Zuschauers durch, zu der er sich verpflichtet hatte; selbst in dem kritischen Augenblicke, in welchem der Sieg sich den Verbündeten zuzuneigen schien, liesz Ludwig sich zu keiner, die Anordnungen des Feldherrn kreuzenden Einsprache verleiten.

Moritz hatte als Mittelpunkt seiner Defensivstellung das Dorf Fontenay gewählt und dieses am 7. Mai besetzen lassen. Da die Belagerung von Tournay nicht unterbrochen werden sollte und daher vor der Festung 27 Bataillone und 17 Schwadronen zurückgelassen wurden, so verblieben den Franzosen zur Verwendung in der Schlacht nur etwa 60,000 Mann; die beiden gegenüberstehenden Heere waren mithin annähernd von gleicher Stärke. Zwischen Fontenay und dem dicht am rechten Schelde-Ufer gelegenen, gleichfalls befestigten Dorfe Antoing stellte sich der rechte Flügel der Franzosen auf, dessen Front durch einen Hohlweg und vier kleine Schanzen gedeckt war.

Das Centrum stützte sich rechts an Fontenay, links erstreckte es sich bis an die ersten Häuser von Ramecroix, von wo der linke Flügel sich über die Chaussée von Leuze nach Tournay hinweg bis zum Dreifaltigkeitsberge ausdehnte. Vor der linken Seite des Centrums lag, bis an die Französische Front heranreichend, der mit Unterholz dicht bewachsene Wald von Barry, von welchem die östliche Spitze sich Fontenay auf etwa 1200 Schritt näherte. An dieser Waldecke war ein mit einem Bataillone und vier Geschützen besetztes Erdwerk aufgeworfen; ein zweites, welches in der Schlacht ohne Bedeutung blieb, befand sich gegen 800 Schritt weiter nach dem linken Flügel zu. Dieser Flügel hatte vor der Front sumpfiges, durchschnittenes und theilweise bedecktes Gelände, welches, von Natur schwer zugänglich, noch künstlich durch Verhaue und Dammdurchstiche unpassirbar gemacht worden war.

Die Stellung wurde am 9. Mai Abends von den Truppen bezogen, welche in derselben bivouakirten. Die erste Linie, in der über 100 Geschütze gedeckte Aufnahme fanden, bestand aus Infanterie; die Reiterei, 68 Schwadronen, bildete das zweite und dritte Treffen.

Die Verbündeten beschlossen, aus ihrer am 9. Mai bezogenen Stellung den Angriff hauptsächlich auf den rechten Flügel und die Mitte des Französischen Heeres zu richten. Da ihre Artillerie noch nicht vollständig gefechtsbereit war, begnügten sie sich am 10. nur mit Demonstrationen; beide Armeen standen sich in der Nacht vom 10. zum 11. in der Entfernung einer halben Stunde einander gegenüber; Moritz benutzte die Frist, die Befestigung seines rechten Flügels zu verstärken.

Die Schlacht wurde am 11. Mai früh 5 Uhr durch heftiges Geschützfeuer von beiden Seiten eingeleitet; gegen 9 Uhr setzten sich die Angriffscolonnen der Verbündeten in Bewegung. Die Holländer wurden vorzugsweise gegen den Französischen rechten Flügel gerichtet; Engländer und Hannoveraner griffen das Dorf Fontenay und die Schanze an der Waldecke an, aber hier wie dort wurden die Verbündeten, besonders durch die verheerende Wirkung der Französischen Geschütze, zum Rückzuge genöthigt. Während nun von 11 Uhr an dem Französischen rechten Flügel gegenüber die Holländer längere Zeit ihren Angriff einstellten, fasste der Herzog von Cumberland den Plan, eine zwischen Fontenay und der Waldecke sich hinziehende schluchtartige Vertiefung zu benutzen, um hier das Französische Centrum zu durchbrechen. Wirklich gelang es auch der Englischen und Hannöverschen Infanterie, trotz des Kreuzfeuers

aus dem Dorfe und von der Schanze an der Waldecke und trotz der wiederholten Gegenangriffe der Französischen Reiterei, vorzudringen, aber mit jedem Schritte vorwärts wächst die Widerstandskraft der Vertheidiger durch den Druck, den sie auf beide Flanken der Angreifer ausüben. So drängt sich die vorrückende Infanteriemasse — etwa 15,000 Mann — in ein mächtiges Viereck zusammen, dessen Leitung dem hier persönlich mit glänzendem Beispiele vorangehenden Herzoge von Cumberland bald unmöglich wird. Zwar schlägt seine brave Infanterie einen Cavallerieangriff nach dem anderen zurück, so dass selbst Moritz, der im dichtesten Gewühle des Kampfes den Muth seiner Truppen zu entflammen sucht, an dem glücklichen Ausgange der Schlacht zu zweifeln beginnt, aber während sich die Französischen Haustruppen in der Front mit Aufbietung der letzten Kräfte dem Feinde entgegenwerfen, brechen aus Fontenay sowohl, als vom Walde her frische Truppen in die von dem Geschützfeuer stark erschütterten Flanken der unbehülflichen Englisch-Hannöverschen Masse. Durch den langen, ununterbrochenen Kampf aufs höchste erschöpft, beginnt dieselbe zu schwanken; die Französische Cavallerie, so oft zurückgeschlagen, dringt endlich ein; die Ordnung der überwundenen Phalanx löst sich, und der Reiterei der Verbündeten, welche bisher ziemlich unthätiger Zuschauer des blutigen Ringens gewesen ist, fällt nun die Rolle anheim, den Rückzug ihrer Infanterie zu decken.

In diesem letzten Stadium des Kampfes, etwa 2 Uhr Nachmittags, glaubten die Holländer die Entblöszung des Französischen rechten Flügels, von dem ein Theil der hier aufgestellt gewesenen Truppen nach der bedrohten Mitte gezogen worden war, zu einem erneuten Angriffe desselben benutzen zu müssen, allein diesem fehlte der Nachdruck; mit Zurücklassung von 20 Geschützen wurden auch sie zum Rückzuge genöthigt.

Sobald dem Könige Ludwig der günstige Ausgang der Schlacht gemeldet worden war, ritt derselbe unter dem Jubel der Truppen die Fronten ab und umarmte hocherfreut den Führer, dem er diesen Sieg zu verdanken hatte.

Die Verluste scheinen auf Seiten der Franzosen nur wenig geringer gewesen zu sein, als auf der der Verbündeten; ein Versuch, aus den weitauseinandergehenden Angaben der Quellen einen der Wahrheit sich annähernden Schluss zu ziehen, dürfte hier ein überflüssiges Bemühen sein; die Zahl der von den Franzosen eroberten Geschütze belief sich auf einige dreiszig Stück.

Die nächste Folge des Sieges bei Fontenay war die Uebergabe

von Tournay am 24. Mai; die Citadelle capitulirte erst am 19. Juni. Hieran knüpfte sich als weitere Folge die Unterwerfung des ganzen nordwestlichen Theils der Oesterreichischen Niederlande; Gent, Brügge, Oudenarde, Dendermonde, Ostende, Nieuwport fielen nach einander bis Anfang September in die Hände der Franzosen, und Moritz verlegte sein Hauptquartier nach Gent, während Ludwig XV. nach Versailles zurückkehrte, nicht ohne vorher den Marschall mit Gnadenbezeigungen überhäuft zu haben. Abgesehen von der Hofehre der sogenannten Entrées au Louvre wird dem siegreichen Feldherrn eine jährliche Pension von 40,000 Livres bewilligt, zu welcher sehr bald noch die durch den Tod des Herzogs von Broglio erledigte Stelle eines Statthalters des Elsass hinzutritt, welche jährlich 120,000 Livres einträgt. Daneben erhält er von seinem Monarchen auch noch Chambord, das schönste Schloss Frankreichs, mit seinem weitausgedehnten Jagdreviere zur lebenslänglichen Benutzung als Gouverneur desselben überwiesen.

Während aber der Held von Fontenay nach den überstandenen Beschwerden des Feldzuges in dem stattlichen Gent nur auf die Wiederherstellung seiner Gesundheit, über deren Zustand sich die übertriebensten Gerüchte verbreiten, bedacht zu sein scheint, während die Französischen Generale und Obersten mit seiner Einwilligung in den Vergnügungen von Paris schwelgen und die Truppen, in die vielen eroberten Festungen vertheilt, sich ihrer bequemen Winterquartiere in dem reichen Flandern erfreuen, brütet der ehrgeizige Träumer über neuen Entwürfen, welche noch im Laufe des Winters die Erwerbungen des Feldzuges sichern und neue Erfolge vorbereiten sollen. Auszer dem Könige und dem Kriegsminister Grafen d'Argenson sind nur wenige Vertraute aus seiner nächsten Umgebung Mitwisser seiner Geheimnisse.

Es musste Moritz aus militairischen, wie aus Gründen des Ehrgeizes und des persönlichen Vortheils an der Unterwerfung der gesammten Oesterreichischen Niederlande liegen, und während sich die Kaiserlichen Generale in der Hauptstadt des Landes, dem schönen, die mannigfaltigsten Genüsse bietenden Brüssel in der leichtfertigsten Sicherheit wiegten, liesz dieser Gedanke den Löwen in seiner so nahgelegenen Höhle nicht zur Ruhe kommen; war Moritz doch, eine Lähmung der Hand abgerechnet, jetzt wieder körperlich weit rüstiger, als zu Anfang des Feldzuges.

Die Besitznahme Brüssels sollte daher mitten im Winter ins Werk gesetzt werden. Die Heranziehung der Truppen aus ihren zerstreuten Quartieren erfolgte von Mitte Januar 1746 ab unter aller-

hand Vorwänden in solcher Stille, dass man in Brüssel erst acht Stunden bevor Moritz am 29. Januar vor der Stadt stand, von dessen Anrücken Kenntniss erhielt. Die weitläufigen Vorstädte Brüssels, welche man in der Ueberraschung anzuzünden versäumt hatte, boten den Belagerungstruppen bei der rauhen Jahreszeit ein bequemes Unterkommen; Moritz begegnete jedem nachträglichen Versuche der Brandlegung mit der Drohung, in diesem Falle auch seinerseits die innere Stadt mit glühenden Kugeln beschieszen zu lassen. Ueberhaupt wendete derselbe, dem von zahlreichen, zufällig anwesenden Generalen und Staatsmännern beeinflussten Oesterreichischen Feldmarschall Grafen Kaunitz gegenüber alle Mittel der Einschüchterung und der List nicht ohne Erfolg an; unmittelbar nachdem am 20. Februar ein Versuch, die beim Scharebecker Thore geschossene Bresche zu stürmen, Seiten der Vertheidiger vereitelt worden war, zogen letztere die weisze Flagge auf und erfolgte die Uebergabe der Stadt, kraft deren die Besatzung, 12,000 Mann, kriegsgefangen wurde.

Diese glänzende Unternehmung — Moritz selbst, obgleich seine Berichte jetzt weit anspruchsloser und bescheidener lauten, als früher, sagt von derselben „qu'on peut l'appeler grande" —, die innerhalb dreier Wochen in der ungünstigsten Jahreszeit, angesichts feindlicher Streitmächte, welche mehr als genügt hätten, die Belagerung zu stören, die stolze Hauptstadt von Brabant Ludwig XV. zu Füszen legte, erregte in Frankreich einen wahren Sturm der Begeisterung. Tief beschämt gab eine im Stillen gegen den Deutschen, den protestantischen Moritz, ohne Unterlass Ränke schmiedende, neidische Hofpartei in Versailles, an deren Spitze Conti und Belleisle standen, wenigstens für einen Augenblick ihre Pläne zu dessen Sturze auf.

Nachdem von Ludwig XV. der während des Feldzuges 1745 bei vielfachen Gelegenheiten mit Auszeichnung genannte Generallieutenant Graf Löwendahl zum Commandanten von Brüssel ernannt worden war, begab sich Moritz, die im Zeughause von Brüssel neben vielen anderen Trophäen gefundene Oriflamme Franz I. mit sich führend, nach Paris. Reise und Empfang in der Stadt und am Hofe waren ein fortgesetzter Triumphzug; der König schrieb zur Begrüszung seines glücklichen Feldherren genau dasselbe Ceremoniell vor, welches unter Ludwig XIV. Turenne und Villars gegenüber beobachtet worden war. Die höchsten Ehrenbezeigungen, die der König noch zu gewähren hatte, wurden Moritz in den sogenannten „grandes entrées" zu Theil; auch erhielt er etwas später ein Naturalisationsdecret, damals, wo das hinterlassene Eigenthum Fremder in Frankreich

noch durch das droit d'Aubaine bedroht war, keine blosze Förmlichkeit.

Am 15. April verliesz Moritz Paris, um sich zur Armee zu begeben, die am 3. Mai bei Brüssel zusammengezogen wurde. Nachdem auch Ludwig XV. für nothwendig erachtet hatte, am 4. Mai wieder beim Heere in Brüssel einzutreffen, schritt man zunächst zur Besitzergreifung des von den Verbündeten bis auf die Citadelle gänzlich geräumten Antwerpens, wo der König am 4. Juni einen glänzenden Einzug hielt, um darauf von da wieder die Rückreise nach Versailles anzutreten.

Man hätte nun glauben sollen, dass nach der Entfernung Ludwig's dem Marschalle von Sachsen die oberste Leitung der strategischen Opérationen in den Niederlanden ausschlieszlich überlassen worden wäre. Es ist aber geradezu unbegreiflich und beweist, wie in Versailles die Einflüsse der Hofpartei mit souveräner Verachtung der einfachsten militairischen Grundsätze alle anderen Rücksichten beherrschten, dass nach den traurigen Erfahrungen der Feldzüge 1742 und 1743 wiederum zwei Heere unter von einander unabhängigen Führern auf demselben Kriegstheater aufgestellt wurden. Und zum Ueberflusse hatte man denselben Prinzen von Conti, welcher bereits in Bayern mit Moritz in die gröszten Differenzen gerathen war, dazu erlesen, um mit seiner anfangs nach dem Rheine bestimmten Armee nun gleichfalls nach den Niederlanden abzurücken, wo der trotz mittelmäsziger Begabung nach Feldherrnruhm dürstende Prinz seine Operationen mit denen des Marschalls von Sachsen in Uebereinstimmung bringen sollte. Diese eigenthümlichen Beziehungen, in die sich die beiden Nebenbuhler zu einander gesetzt sahen, waren nur so lange aufrecht zu erhalten, als die völlige Unthätigkeit der Verbündeten, welche die Oesterreichischen Niederlande bis auf die noch von ihnen behaupteten festen Plätze geräumt und sich nach Breda zurückgezogen hatten, es gestattete, das Corps des Prinzen Conti mit der Belagerung von Mons, und, als dieses am 10. Juli fiel, mit der von Charleroy zu beschäftigen, während Moritz mit der sogenannten groszen Armee die Nordgrenze Belgiens auf dem rechten Schelde-Ufer, den linken Flügel an Antwerpen gelehnt, deckte.

Als aber gegen Ende Juli der Prinz Karl von Lothringen auf der Donderslacher Heide zwischen Hasselt und Brée dem verbündeten Heere ansehnliche Verstärkungen zuführte und mit demselben, welches dadurch die Stärke von 75,000 Mann erreichte, sich über Hannut gegen Charleroy in Bewegung setzte, musste Moritz mit der groszen

Armee zum Schutze des Belagerungsheeres herbeieilen. Bei dieser Gelegenheit sah sich der Marschall veranlasst, dem unter dem Befehle des Grafen d'Estrées stehenden linken Flügel der Rhein-Armee Conti's, der am 29. Juli erst die Laufgräben vor Charleroy eröffnet hatte, den Befehl zu einer Bewegung zu ertheilen, welche d'Estrées sich auszuführen weigerte, indem er sich auf die vom Prinzen ihm ertheilte Weisung berief, nur von diesem, der allerdings über drei Meilen von ihm entfernt stand, directe Befehle anzunehmen. Hierüber brach die langverhaltene Zwietracht zwischen den beiden Heerführern in hellen Flammen aus; Moritz drohte wieder nach dem Norden umzukehren und Conti seinem Schicksale zu überlassen; Beide erhoben gegen einander in Versailles laute Beschwerde, aber ungeachtet der Prinz seine Sache beim Könige persönlich unterstützte, wagte letzterer doch nicht, zu Gunsten seines nahen Verwandten zu entscheiden, sondern übertrug dem Marschalle von Sachsen das Commando über beide, fortan vereinigte Heere in den Niederlanden und rief den Prinzen Conti, indem er denselben mit dem leeren Titel eines „Généralissime des armées“ entschädigte, von seinem Posten zurück.

Glücklicherweise für die Franzosen hatte während dieser unerquicklichen Competenzstreitigkeiten der altersschwache Commandant von Charleroy, Feldmarschall-Lieutenant Graf Beaufort, die Festung, vor der doch nur eben die Laufgräben eröffnet worden waren, bereits am 2. August übergeben. Der Prinz von Lothringen, dem nunmehr die unter Moritz's Befehlen vereinigten Armeen gegenüberstanden, wagte aus seiner nördlich von Namur hinter der Mehaigne gewählten Stellung nichts mehr gegen dieselben zu unternehmen und zog sich endlich nach einmonatlicher Unthätigkeit am 29. August zwischen Namur und Andenne auf das rechte Maas-Ufer zurück. Der Marschall von Sachsen folgte ihm dahin nicht mit seiner Hauptmacht, sondern rückte mit derselben, nachdem er den Königlichen Prinzen, Grafen von Clermont, mit einem Belagerungsheere von 58 Bataillonen und 56 Schwadronen vor Namur zurückgelassen hatte, in eine Stellung nordwestlich von Lüttich zwischen den von da nach Hasselt und nach Tirlemont führenden Straszen, links an Tongern (Tongres), rechts an Oreyes gelehnt. Auch der Prinz von Lothringen war bei Maastricht übergegangen. Er war jetzt, wo Moritz einen so beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte zur Belagerung von Namur abgetrennt hatte, diesem überlegen, benutzte aber diesen Vortheil nicht zu einem Angriffe, sondern verlor die Zeit in nutzlosem Stellungswechsel innerhalb eines beschränkten Raumes, bis die Capitulation von Namur am 19. September dem Marschalle von Sachsen

gestattete, das dort verwendet gewesene Corps des Grafen von Clermont wieder an sich heranzuziehen.

Es wäre nun, sobald dies geschehen, für den Prinzen Karl, nachdem er die flüchtige Gunst des Augenblicks unbenutzt gelassen hatte, wohl an der Zeit gewesen, sein Heer wieder auf das rechte Maas-Ufer zurückzuführen. Jedenfalls hatte er die Abneigung gegen das Liefern von Schlachten Seiten des Verfassers der Rêveries, die dieser im letzten Feldzuge nur erst in einer Vertheidigungsschlacht verleugnet hatte, überschätzt, wenn er von seinem Gegner voraussetzte, dass dieser die Gelegenheit zum Ergreifen der Offensive ebenso ungeschickt vorübergehen lassen werde, als er selbst.

Die Armee der Verbündeten hatte sich seit dem 7. October auf den Höhen westlich von Lüttich zwischen Vottem und Ans gelagert; Moritz beschloss, dieselbe hier anzugreifen und rückte daher am 10. October bis in die Höhe von Othée vor. Aus dieser Stellung, in der beide Französische Flügel die nach Tongern und Tirlemont führenden Straszen überragten, begann am 11. früh der Vormarsch in zehn Parallelcolonnen.

Die Verbündeten hatten inzwischen ihren rechten Flügel — Oesterreicher — in die Linie Fexhe—Liers vorgeschoben. Die Mitte — Engländer, Hannoveraner und Hessen — hielt die Dörfer Liers, Voroux und Rocour besetzt; die Cavallerie stand hinter dieser Linie. Von Rocour bis einschlieszlich des Dorfes Ans erstreckte sich der linke, Holländische Flügel*); die lange Strecke war durch einige Erdwerke gedeckt, deren Zwischenräume meist nur mit Reiterei ausgefüllt waren, welche des von Hecken und Ravins durchzogenen Geländes vor der Front wegen in ihren Bewegungen sehr gehindert war. Oesterreichische leichte Truppen schlossen den zwischen Ans und der Vorstadt von Lüttich verbleibenden Raum.

Moritz hatte sich diesen linken Flügel der Verbündeten zum Hauptangriffspunkte gewählt und entsendete gegen denselben seinen Vertrauensmann, den Freund und Schicksalsgenossen Löwendahl**). Das Geschützfeuer begann von beiden Seiten, als die Französischen Angriffscolonnen gegen Mittag die Höhe von Lautin erreicht hatten.

---

*) Zu den Holländern waren einige Tage vor der Schlacht 5000 Bayern unter dem Prinzen von Hildburghausen gestoszen, welche die Republik in Sold genommen hatten.

**) Löwendahl, dessen Vater 1740 als Sächsischer Oberhofmarschall und Cabinetsminister gestorben war, hatte erst in Sachsen, dann in Russland gedient und 1743 durch Moritz's Vermittelung eine Anstellung als Französischer General-Lieutenant gefunden.

Hier musste gehalten werden, um Löwendahl, der in dem verzwickten Gelände nur langsam vorzuschreiten vermochte, zuerst an den Feind gelangen zu lassen. Dies verzögerte sich bis 3 Uhr Nachmittags, wo der Angriff auf Ans mit groszem Ungestüm erfolgte. Die Holländische Infanterie, von den Französischen Freitruppen in der linken Flanke umgangen, musste ihre Stellungen aufgeben; vergeblich warf sich hier die Reiterei dem Feinde entgegen; sie vermochte gegen die hinter den zahlreichen Hecken gedeckt stehende Infanterie Löwendahl's nichts auszurichten.

Mittlerweile war auf dem linken Flügel der Franzosen der Angriff des Generals Clermont-Gallerande in Folge eines Missverständnisses gänzlich ins Stocken gerathen und in der Mitte konnte die Eroberung der Dörfer Voroux und Rocour nur nach Ueberwindung einer sehr hartnäckigen Vertheidigung mit groszem Zeit- und Menschenverluste bewirkt werden. Der zähe Widerstand im Centrum verschaffte daher dem geschlagenen rechten Flügel der Verbündeten die nöthige Frist, sich in ziemlicher Ordnung hinter den übrigen Truppen her abzuziehen, wenn ihm auch durch das feindliche Geschützfeuer viel Schaden zugefügt wurde. Um 5 Uhr Abends war der Rückzug der Verbündeten allgemein; da der Oesterreichische rechte Flügel derselben jedoch ziemlich intakt geblieben war, die Bodenbeschaffenheit die Verfolgung erschwerte und die Dunkelheit derselben bald ein Ziel setzte, so gelang es dem Prinzen Karl, sein Heer mit verhältnissmäszig nicht allzu bedeutendem Verluste über die zwischen Lüttich und Visé geschlagenen Brücken auf das rechte Maas-Ufer in Sicherheit zu bringen. Nur die Holländische Artillerie wurde vor Visé von leichten Truppen eingeholt, welche ihr 22 Geschütze und einige 60 Wagen abnahmen.

Der Vorwurf, welcher sich auch nach der Schlacht bei Lawfeld im folgenden Jahre erneuerte, Moritz habe den Sieg absichtlich nicht ausgenützt, um den Feind zu schonen und demselben die Fortsetzung des Krieges möglich zu machen, sei hier nur angeführt, um zu zeigen, mit wie niedrigen Mitteln seine Feinde ihn noch in dem Augenblicke bekämpften, wo er dem Gipfel seines Ruhmes nahe und sein Schwert dem Könige und dem Lande, für die er es führte, unentbehrlich geworden war.

Trotz der der Verfolgung ungünstigen Umstände belief sich der Verlust der Verbündeten auf 7000 Todte und Verwundete und 3000 Gefangene; die Franzosen mögen wenigstens 4000 bis 5000 Mann verloren haben; ihre Trophäen bestanden in 50 Kanonen und 10 Fahnen. Ihre Armee bivouakirte auf dem Schlachtfelde und bezog

am 12. October wieder ihr Lager bei Tongern, aus welchem sie am 22. den Abmarsch nach den Winterquartieren antrat.

Es war am Abende vor der Schlacht bei Rocour gewesen, dass bei der Vorstellung der dem Hauptquartiere des Marschalls von Sachsen folgenden Schauspielertruppe*) die Gattin des Directors, die schöne Me. Favart, am Schlusse eines auf die bevorstehende Schlacht Bezug nehmenden Couplets jene bekannte Ankündigung folgen liesz: „Demain, messieurs, relâche à cause de la bataille. Après-demain nous aurons l'honneur de vous donner le Coq de Village".

Wie schon angedeutet, machte gerade nach der Schlacht von Rocour die auf den Prinzen Conti sich stützende Hofpartei die gewaltigsten Anstrengungen zum Sturze des Siegers, welcher auf den Rath seines Freundes, des Grafen von Losz, Sächsischen Gesandten in Paris, am 11. November zum Könige nach Versailles eilte, um durch seine persönliche Erscheinung die gegen ihn gesponnenen Ränke zu durchkreuzen. Da er auf den Beistand der allmächtigen Maitresse, der Marquise von Pompadour, zählen konnte, so war die schwankende Gunst Ludwig's bald wieder gewonnen; der Titel: „Altesse Sérénissime", welcher den Flecken seiner Geburt — für Moritz zeitlebens eine empfindliche Stelle — zudeckte und das Geschenk von sechs bei Rocour eroberten Kanonen waren neue Gnadenbeweise. Als man aber zu Anfange 1747 trotzdem noch befürchtete, Moritz, dessen Ruhm in immerwährendem Wachsen begriffen war, möchte sich beim Wiederausbruche des Krieges grollend nach seinem Chambord zurückziehen, wenn nicht gar durch glänzende Anerbietungen von einer anderen Macht gewinnen lassen, fügte man diesen Auszeichnungen auch noch die Ernennung zum Maréchal général des camps et des armées du Roi hinzu, welche vor ihm nur dem groszen Turenne zu Theil geworden war, und die ihm den Rang vor sämmtlichen Marschällen sicherte, gleichzeitig aber auch sein Einkommen um 30,000 Livres erhöhte.

Seinem Halbbruder, dem Könige von Polen, hatte inzwischen Moritz einen wichtigen Dienst geleistet, indem es seinen, gemeinschaftlich mit dem Grafen Losz angewendeten, eifrigen Bemühungen gelungen war, die Verlobung des verwittweten Dauphins mit der

*) Dieselbe war von Moritz bald nach der Eroberung von Brüssel engagirt worden. Sie diente ihm, die Truppen vor Langeweile zu bewahren und in heiterer Stimmung zu erhalten; die jüngeren Künstlerinnen erfüllten dabei die Bestimmung, das Serail des Marschalls zu ergänzen.

zweiten Tochter August's III., Maria Josefe, zu Stande zu bringen. Uns interessiren hier die diplomatischen Kreuz- und Querzüge wenig, durch welche von verschiedenen Seiten versucht wurde, der Wahl Ludwig's XV. für seinen Sohn, bei der die Rücksicht auf Gesundheit und möglichste Gewähr für fruchtbare Fortpflanzung des Bourbonischen Stammes von allen politischen Erwägungen absehen liesz, eine andere Richtung zu geben; nur beiläufig möge erwähnt sein, dass die Wahl längere Zeit zwischen der Sächsischen Prinzessin und der Lieblingsschwester Friedrich's des Groszen, Amalie, der eingangserwähnten späteren Markgräfin von Bayreuth, der Memoirenschreiberin, schwankte.

Moritz stand bereits auf dem Sprunge, sich wieder an die Spitze der Armee in Flandern zu begeben, als er vom Könige, bei welchem sich seine so lange unsichere Stellung durch die Entscheidung über die Wahl seiner Nichte zur Dauphine nicht wenig befestigte, die Weisung erhielt, zuvor noch dem Empfange der fünfzehnjährigen Braut im Schlosse Choisy bei Paris am 7. Februar 1747 und den darauf folgenden Vermählungsfeierlichkeiten beizuwohnen.

In Folge dieser Abhaltung verzögerte sich des Marschalls Ankunft in Brüssel bis zum 31. März, obgleich die Verbündeten die Absicht zu erkennen gegeben hatten, den Feldzug dieses Jahres mit dem frühesten zu beginnen. Ihre Streitkräfte, über die der Herzog von Cumberland das Commando wieder zu übernehmen bereit war, beliefen sich im Ganzen auf 150,000 Mann. Aber man konnte sich auf Seite der Verbündeten zur Initiative nicht entschlieszen und überliesz diese den Franzosen.

Moritz beschloss, sein Heer Mitte April unter dem Schutze zweier nach Holländisch-Flandern vorgeschobener Corps zwischen der Dyle und Dender bei Brüssel, vorläufig noch in Erholungsquartieren, zu vereinigen.

Das erste jener beiden Corps unter Löwendahl — 20 Bataillone und 5 Schwadronen — rückte aus der Gegend von Brügge und Gent gegen Sluis vor, welches am 21. April capitulirte, worauf sich Löwendahl hinter einander der Plätze Ysendyk, Sas van Gent und Philippinenschanze bemächtigte.

Mit dem zweiten aus 14 Bataillonen und 5 Schwadronen bestehenden Corps unter dem General-Lieutenant Contades wurde gleichzeitig von Antwerpen her gegen Axel und Hulst vorgegangen und die Uebergabe beider Plätze erzwungen.

Die Verbündeten, die sich nun doch durch die Ereignisse hatten überraschen lassen, vereinigten sich am 25. April zwischen Braake

und Hoogstraten, von wo sie sich Antwerpen näherten, ohne jedoch etwas Ernstes gegen dasselbe zu unternehmen. Bedrohlicher wurde die Nähe des verbündeten Heeres für die Franzosen in ihren ausgedehnten Cantonnements, als jenes am 26. Mai ein Lager zwischen der groszen und kleinen Nethe bezog, dessen rechter Flügel sich an Lier, der linke an die Höhen bei Iteghem lehnte. Nun zog auch Moritz seine Streitkräfte in dem schon vorbereiteten Lager hinter der Dyle zwischen Mecheln und Rotselaer zusammen.

Da man jeden Tag den Ausbruch erneuter Feindseligkeiten erwartete, so traf nun auch am 31. Mai Ludwig XV. in Brüssel ein, den die auf Moritz's Ruhm neidische Hofpartei auf dem Kampfplatze zu sehen wünschte, angeblich um Moritz zu einer energischeren Ausbeutung seiner Siege anzuhalten, in Wirklichkeit aber, um diesem die Ehre seiner Erfolge entziehen und mit niedriger Schmeichelei auf den König übertragen zu können.

Abermals verharrten die Verbündeten wieder fast einen Monat in Unthätigkeit; es war als ob sie ihre Bewegungen mehr von Verpflegungsrücksichten, als von einem bestimmten strategischen Zwecke abhängig machten. Erst in den letzten Tagen des Juni setzten sie sich aus der Stellung zwischen den Nethen wieder in Bewegung und nahmen die Richtung auf Maastricht. Am 29. Juni standen sie bei Gellick und Lanaeken, machten am folgenden Tage Rast und beabsichtigten, am 1. Juli das Lager bei Herderen zwischen Maastricht und Tongern zu beziehen, wo sie im vorigen Jahre vor der Schlacht bei Rocour gestanden hatten.

Sobald aber der Marschall von Sachsen von dem Linksabmarsche des Feindes Kenntniss erhalten hatte, setzte er noch am 29. Juni spät Abends seine bei Tirlemont, Orsmael und St. Trond zerstreuten Truppen-Abtheilungen, das Gros an der Dyle aber am 30. Juni früh gegen Tongern in Marsch, wo er seine gesammten Streitkräfte vereinigte.

Die Avantgarde der Verbündeten unter dem Prinzen von Braunschweig-Wolffenbüttel war, als sie am 1. Juli die Gegend von Grosz-Spauwen erreichte, nicht wenig überrascht, die Französische Armee, die noch am 29. Juni bei Löwen gestanden hatte, jetzt bei Tongern gefechtsbereit zu finden.

Grosz-Spauwen wurde von der Avantgarde in der Eile befestigt und der Raum zwischen diesem Dorfe und Bilsen von den Oesterreichern besetzt; die an der Spitze der Marschcolonne eintreffende Englische Reiterei entwickelte sich zunächst auf dem flachen Rücken zwischen Grosz-Spauwen und Rosmeer, die Englische Infanterie hinter

Vlytingen und Lawfeld*). Von den weiter nach und nach eintreffenden Truppen schlossen sich die Holländer mit ihrem rechten Flügel an Grosz-Spauwen an, links von diesen die Hessen, dann die Bayern und an diese wieder auf dem äuszersten linken Flügel ein Hannöverisch-Englisches Corps. Die zuletzt anlangende Oesterreichische Cavallerie löste die Englische zwischen Spauwen und Rosmeer ab, welche nach links gezogen und zwischen Lawfeld und Wylré aufgestellt ward. Die leichte Oesterreichische Reiterei des Feldmarschall-Lieutenants Trips deckte das vom linken Flügel nach dem Jecker (Geer) sich hinabziehende Gelände.

Moritz, der sich durch eine Recognoscirung am 1. Juli früh von der Anwesenheit des ganzen verbündeten Heeres überzeugt hatte, beschloss, nachdem die Einwilligung des Königs ertheilt worden war, gegen die Verbündeten in ihrer weitläufigen Stellung zum Angriffe zu schreiten und diesen hauptsächlich gegen den linken Flügel derselben zu richten, um den Herzog von Cumberland von Maastricht abzudrängen. Er vereinigte zu diesem Zwecke seine Streitkräfte bei Herderen und Riempst; das Dorf Elligt (Elcht), dicht vor der Front des Feindes, war durch eine vorgeschobene Abtheilung besetzt worden.

Cumberland hatte noch am 1. Juli Abends Riempst und Elligt recognoscirt; in der richtigen Voraussetzung, dass die Franzosen am folgenden Tage angreifen würden, ertheilte er in der Nacht Befehle zu einigen Aenderungen der Schlachtordnung. Lawfeld wurde sofort mit vier Englisch-Hannöverschen Regimentern des linken Flügels besetzt, auch längs der Front und zu beiden Seiten des Dorfes eine grosze Anzahl Geschütze vertheilt. Dagegen sollte am folgenden Morgen das vor der Mitte gelegene Vlytingen geräumt und angezündet, und von dem allem Anscheine nach weniger bedrohten rechten Flügel das Corps des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Daun zur Verstärkung des linken Flügels herangezogen werden.

Der Angriffsdisposition des Marschalls von Sachsen gemäsz sollte d'Estrées gegen Montenaken und Wylré vorgehen, sich dieser Dörfer zu bemächtigen suchen und von da den Angriff auf Lawfeld unterstützen, welcher dem Königlichen Prinzen, Grafen Clermont, mit

*) Die Charte de Belgique, dressée au dépôt de la guerre, welcher der Verfasser in der Schreibweise der Ortsnamen sonst gefolgt ist, nennt das Dorf Laeffelt. Da der Name Lawfeld jedoch der historische ist, mit dem die Schlacht von den besten Schriftstellern bezeichnet wird, so hat man auch hier denselben beibehalten.

vier Infanterie-Brigaden und zwanzig Kanonen übertragen war. Gleichzeitig mit Clermont wurde der General Salières mit sechs Brigaden und zwanzig Kanonen gegen Vlytingen gerichtet. Die Französische Reiterei sollte den Angriffscolonnen in angemessener Entfernung folgen.

Am 2. Juli früh ertheilte Ludwig XV., der von der Anhöhe von Herderen aus die Schlacht beobachtete, das Zeichen zum Vorrücken. Zuerst drang, des heftigen Geschützfeuers ungeachtet, d'Estrées auf dem rechten Flügel in Montenaken und Wylré ein und vertrieb die Besatzungen dieser Dörfer. Auch Clermont gelang es, sich des diesseitigen Randes von Lawfeld zu bemächtigen, allein dieser Ort war in seinem Innern durch hohe Mauern und Hecken in so viele Abschnitte getheilt, dass die Franzosen, obgleich noch durch zwei Brigaden verstärkt, bei dem hartnäckigen Widerstande der Vertheidiger nicht weiter als bis zur Mitte gelangen konnten, wo sich ein Hohlweg quer durch das Dorf hindurchzog. Salières sah bei seinem Vormarsche gegen Vlytingen, wie dasselbe von der Englischen Garde geräumt wurde und alsbald darauf in Flammen aufging; er wurde jedoch in der Front am Weitervorrücken aufgehalten und konnte den Angriff auf Lawfeld nur durch seine Artillerie unterstützen.

Der Herzog von Cumberland, der jetzt die Gefahr für seinen linken Flügel immer deutlicher erkannte, erliesz an den Holländischen Oberbefehlshaber Prinzen von Waldeck und an den Oesterreichischen Feldmarschall Batthiany die dringende Aufforderung, den gegen Lawfeld vorrückenden Colonnen in die linke Flanke zu fallen. Der Erstere machte, seinen Anmarsch längs der Gärten des brennenden Dorfes Vlytingen nehmend, wiederholte Versuche, diesen Befehl zur Ausführung zu bringen; die Bewegung scheint jedoch nicht mit der erforderlichen Energie vollzogen worden zu sein und wurde durch das Französische Artilleriefeuer vereitelt. Batthiany dagegen wendete sich gegen Elligt und glaubte mit der Vertreibung der schwachen Besetzung Alles gethan zu haben, was man von ihm verlangen könne.

Unterdessen wogte in Lawfeld der für beide Theile ungemein blutige Kampf hin und her, ohne dass der Eine den Anderen aus dem Dorfe zu vertreiben vermochte. Zu den vier Englisch-Hannöverschen Regimentern, welchen die Vertheidigung ursprünglich übertragen war, hatte der Herzog noch weitere vier stoszen lassen, aber auch den Franzosen zogen wiederum zwei neue Brigaden zu Hülfe und brachten die Zahl der in Lawfeld kämpfenden Französischen

Bataillone auf 38. Jetzt gelang es diesen, jeden Schritt vorwärts mit Blut erkaufend, die mit äuszerster Erbitterung fechtenden Vertheidiger bis an den hinteren Dorfrand zurückzudrängen, doch schon führte auch Cumberland die ganze Infanterie seines linken Flügels herbei, und von Neuem mussten die Angreifer bis in die Mitte des Dorfes zurückweichen.

Obgleich zu dieser Zeit auf dem rechten Französischen Flügel dem General d'Estrées das zu Anfange genommene Wylré wieder entrissen worden war, und auch dessen Cavallerie nicht glücklich gekämpft hatte, glaubte Moritz doch hier die Ereignisse ihren Gang gehen lassen und alle seine Kräfte, ja seinen ganzen persönlichen Einfluss für die Eroberung von Lawfeld einsetzen zu müssen. Er selbst stellte sich jetzt an die Spitze von drei frischen Infanterie-Brigaden, denen eine Artillerie- und zwei Cavallerie-Brigaden folgten, und führte dieselben links um die Gärten von Lawfeld herum in den Rücken des Dorfes, wo eben der General Daun sein Corps zur Unterstützung der Engländer anrücken liesz. Der von seiner Cavallerie und Artillerie gut unterstützte Vorstosz des Marschalls auf die hinter Lawfeld theils im Anmarsche begriffenen, theils sich in Unordnung aus dem Dorfe zurückziehenden Massen wirkte entscheidend; die vom langen Kampfe erschöpfte Englisch-Hannöversche Infanterie wurde auf die Reihen der zur Unterstützung herbeieilenden frischen Truppen geworfen; der fernere Widerstand musste aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Dass dieser nicht zur regellosen Flucht ausartete, und die Infanterie des linken Flügels das hinter der Schlachtlinie gelegene Dorf Kesselt noch in ziemlicher Ordnung und ohne wesentliche Verluste erreichte, hatte man nur der heldenmüthigen Aufopferung eines Theiles der Englischen Cavallerie zu danken, welche der General Ligonnier in diesem Augenblicke von Hees her, des mörderischen Geschützfeuers und der Ueberlegenheit der Französischen Cavallerie ungeachtet, den Siegern entgegenwarf. Die Englische Cavallerie erlitt eine vollständige Niederlage; ihr tapferer Führer gerieth in Gefangenschaft.

Auf dem äuszersten linken Flügel der Verbündeten war zwar von denselben, wie bereits erwähnt worden, nicht unglücklich gekämpft worden, die Eroberung von Lawfeld nöthigte hier jedoch den Oesterreichischen General Trips, das von ihm zum zweiten Male besetzte und dann gegen d'Estrées standhaft behauptete Wylré endlich doch zu räumen und gleichfalls den Rückzug gegen Kesselt anzutreten, auf welchem eine von dem Marschalle von Sachsen an der

Ostseite von Lawfeld aufgestellte Batterie seinen Truppen noch viel Schaden zufügte.

Der rechte Flügel der Verbündeten, Waldeck und Batthiany, hatten genügende Zeit, sich in bester Ordnung zurückzuziehen; obgleich Moritz selbst seine Reserven zur Verfolgung dieses Flügels vorführte, war es demselben doch gelungen, einen beträchtlichen Vorsprung zu gewinnen, und die Arrièregarde des Prinzen von Braunschweig, welche die hier alle Felder einfriedigenden Hecken besetzte, hielt die heranprellende Französische Reiterei durch ihr Feuer in gemessener Entfernung. Noch in der Nacht wurden von den Verbündeten unmittelbar unterhalb Maastricht drei Schiffbrücken geschlagen, und am Mittage des 3. Juli befand sich Cumberland mit seinem ganzen Heere auf dem rechten Maas-Ufer.

Dass der Verlust der Sieger in der Schlacht bei Lawfeld den der geschlagenen Armee übersteigt, kann in Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse des Kampfes und der unwirksamen Verfolgung nicht in Verwunderung setzen. Die Franzosen, welche hier vielleicht zuverlässig sind, geben zu, dass die Zahl ihrer Todten und Verwundeten 10,000 Mann übersteige; die Verbündeten beziffern ihren Verlust in Allem auf 5743 Mann. Beide Theile rühmen sich, gegen 1000 Gefangene gemacht zu haben; die Franzosen erbeuteten 29 Geschütze.

Zum dritten Male sehen wir Moritz als Sieger in einer Hauptschlacht. Er, der nach den von ihm aufgestellten Theorien den Triumph der Feldherrnkunst in der Vermeidung des Gefechts suchte und alle Ziele derselben durch bloszes Manövriren erreichen zu können vermeinte, hat jeden seiner drei letzten Feldzüge durch einen glänzenden Sieg auf dem Schlachtfelde verherrlicht!

Wenn wir die drei Schlachten einer flüchtigen Betrachtung unterziehen, so erblicken wir in der ersten, bei Fontenay, Moritz noch gewissermaaszen im Banne seines theoretischen Vorurtheils. Das dreiste Vorrücken seiner Gegner schreckt ihn zwar, wie wir oben gesehen, keineswegs ab, die ihm gebotene Schlacht in fester Defensivstellung anzunehmen, aber die fast zaghafte Passivität seiner Vertheidigung zeugt noch von einer gewissen, mit dem sonstigen Wesen des kühnen Glücksritters im Widerspruche stehenden Befangenheit. Nicht, dass dahin etwa seine in allen Schlachten wiederkehrende Sorge für den Rückzug im Falle eines unglücklichen Ausganges oder seine entschiedene Vorliebe für künstliche Verstärkungen des Gefechtsfeldes gerechnet werden sollen; bekundet er sich

doch durch Beides nur als der seiner ernsten Verantwortlichkeit bewusste, umsichtige Feldherr; nein, wir verstehen darunter jenen Mangel jedes offensiven Elementes, jedes planmäszigen Rückstoszes, der seine Leitung bei Fontenay charakterisirt, und durch den die Schlacht, trotz der in seltener Weise ungeschickten Führung des Gegners, beinahe verloren ging und nur durch Zufall gewonnen wurde, wenn man nicht den Hauptfactor der Entscheidung in dem persönlichen Eingreifen des Marschalls am Ende der Schlacht suchen will.

Bei Rocour erwählt Moritz zwar die Offensive, dieselbe wird ihm aber hier durch die Umstände, das unbegreifliche unthätige Verharren des Herzogs von Lothringen auf dem linken Maas-Ufer, bis die Franzosen durch das Heranziehen des Belagerungscorps von Namur eine bedeutende Ueberlegenheit über die Verbündeten erlangt haben, fast aufgedrungen; Lawfeld dagegen ist eine Rencontreschlacht, in welcher Moritz aus freiem Entschlusse den Gegner, dessen Stärke der seinigen ziemlich gleich ist, angreift.

Beide letztgenannte Schlachten zeigen sonst auffallende Aehnlichkeiten. Beide werden auf dem linken Maas-Ufer von den Verbündeten in übermäszig ausgedehnten Stellungen angenommen, in deren Rücken in geringer Entfernung grosze Städte, bei der ersteren Lüttich, bei der anderen Maastricht, liegen; in beiden Fällen steht ihr rechter Flügel in der Luft, während der Angriff sich aus strategischen Rücksichten auf den linken richtet und jener fast intakt bleibt; bei Rocour, wie bei Lawfeld dreht sich der hitzigste Kampf um ein dem Centrum nahe gelegenes Dorf, ohne dass nach der endlichen Eroberung desselben den Franzosen eine den Opfern ganz entsprechende Ausbeutung des Sieges möglich wird, während der geschlagene Theil in leidlicher Ordnung den Rückzug auf das rechte Maas-Ufer vollzieht.

Die letztere Eigenthümlichkeit haben alle drei Schlachten des Marschalls von Sachsen gemeinsam; in keiner derselben wird der errungene Sieg durch eine wirksame Verfolgung vervollständigt. Lassen wir die alberne Anklage neidischer Höflinge bei Seite, welche darin eine geheime Absicht, einen Verrath erkennen wollte, so dürfte die Kritik, auch wenn sie der oben wiederholt angedeuteten absonderlichen Bodenbeschaffenheit der Niederländischen Schlachtfelder und anderen einschlagenden Umständen billige Rechnung trägt, doch berechtigt sein, unter den vielen glänzenden Eigenschaften des Marschalls diejenige in Zweifel zu ziehen, welche dem Feldherrngenie erst die höchste Weihe giebt, indem sie die vernichtenden Folgen

des Sieges weit über die Grenzen des Schlachtfeldes ausdehnt. Die beiden letzten Schlachten zeigen auch darin eine Aehnlichkeit, dass nach den ersten Erfolgen auf dem entscheidenden Flügel der Hauptangriff der Franzosen sich doch wieder, statt umfassend auszuholen, mehr dem Centrum zuwendete und so, während man die Kräfte im Localkampfe lahm legte, dem geschlagenen Flügel Zeit zum Rückzuge gewährte.

Wie man über das Letztere aber auch denken mag, es muss mit hoher Bewunderung für Moritz erfüllen, wenn wir dem früheren dreisten und kecken Avantgardenführer à la tartare jetzt, Angesichts seiner gröszeren Verantwortlichkeit, als vorsichtigen, alle Chancen des Sieges sorgfältig und behutsam abwägenden Feldherrn wieder begegnen, der nur an die Vergangenheit erinnert, wenn er im letzten entscheidenden Augenblicke der Schlacht das Einsetzen des persönlichen Einflusses in Anwendung bringt. Aber Fontenay und Lawfeld zeugen auch dafür, dass er für dieses letzte bedenkliche Mittel, dessen sich ja Bonaparte, Suwarow, Erzherzog Karl und andere grosze Feldherren nicht minder bedienten, den rechten Zeitpunkt und den rechten Ort mit wirklich genialem Blicke erkannte.

Die Hoffnung der Franzosen, dass sich an den siegreichen Ausgang der Schlacht bei Lawfeld sogleich die Belagerung Maastrichts anknüpfen werde, liesz sich, da das geschlagene Heer sich in guter Haltung zunächst der bedrohten Festung zu behaupten vermochte, nicht verwirklichen. Um aber den Stillstand, welcher dadurch in den gröszeren Operationen eingetreten war, nicht unbenutzt zu lassen, beschloss Moritz, ein Unternehmen gegen die Festung Bergen-op-Zoom, eines der wichtigsten Grenzbollwerke Hollands, in Ausführung zu setzen. Die Vorbereitungen zu demselben wurden mit groszer Geschicklichkeit dem Feinde verborgen; die Ausführung aber übertrug der Marschall seinem Freunde Löwendahl, der sich des in ihn gesetzten Vertrauens durch jene rücksichtslose Entschlossenheit und Energie würdig zeigte, wie sie bei ehrgeizigen Glücksrittern seines Schlages häufig gefunden wird. Wohl bedurfte es aber der Wahl eines solchen Mannes; denn obschon man wusste, dass die Festung mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth reichlich versehen und eine völlige Einschlieszung des Platzes unausführbar war, die Besatzung desselben daher von auszerhalb jederzeit durch frische Truppen abgelöst werden konnte, so hatte man doch die Schwierigkeiten des Unternehmens Angesichts eines unmittelbar bei der Festung aufgestellten Deckungscorps von 10,000 bis 12,000 Mann unter dem Prinzen von Hildburghausen noch unterschätzt. Löwendahl eröffnete

die Laufgräben in der Nacht vom 14. zum 15. Juli und begann damit eine der merkwürdigsten Belagerungen, in deren Verlaufe die Angreifer 41, die Vertheidiger aber 79 Minen springen lieszen. Allen von dem Hauptheere der Verbündeten aus der Gegend von Maastricht zur Entsetzung Bergen-op-Zooms unternommenen Versuchen wusste Moritz durch rechtzeitige und geschickte Gegenoperationen zu begegnen; zu einer kräftigen Offensive vermochten aber die Verbündeten sich weder an der Maas, noch an der Schelde zu entschlieszen. So diente Alles nur dazu, den Holländischen General Cronstroom, welcher die Vertheidigung innerhalb und auszerhalb der Festung leitete, in eine verhängnissvolle Sicherheit zu versetzen. In der Nacht vom 14. zum 15. September jedoch liesz Löwendahl, der seine Leute durch geistige Getränke und das Versprechen, ihnen im Falle des Gelingens die Stadt zur Plünderung preiszugeben, berauscht hatte, durch die noch wenig gangbaren Breschen Sturm laufen, und das kühne Wagniss ward von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Während die brutale Behandlung der eroberten Stadt einen Schandfleck in der Geschichte des 18. Jahrhunderts bildet, empfing Löwendahl den Dank seines Königs in der Gestalt des Marschallstabes. Aber auch Moritz erhielt noch, kurz bevor am 23. September Ludwig XV. die Armee verliesz, einen neuen Beweis Königlicher Gnade, indem ihm als Belohnung für den glücklichen Feldzug die mit einem monatlichen Gehalte von 1000 Louisd'or verbundene Stellung eines Generalcommandanten der Niederlande übertragen wurde. Anfang Octobers zog nun Moritz seine Armee nach Löwen zurück; glücklich, wie der Feldzug begonnen hatte, endete er für die Franzosen mit der Eroberung der Forts Friedrich, Lillo und Kreuzschanze, durch deren Besitz die Verbindung auf der Schelde zwischen Antwerpen und Bergen-op-Zoom sichergestellt ward. In den letzten Tagen des Octobers trat man auf beiden Seiten den Marsch in die Winterquartiere an; Moritz nahm wieder sein Hauptquartier in Brüssel.

Auch von Paris aus, wo Moritz wie gewöhnlich den Winter zubrachte, sorgte er dafür, dass auf dem Kriegsschauplatze den ganzen Winter hindurch den Holländern für ihre Provinz Seeland Besorgnisse eingeflöszt wurden, während er im Geheimen das Ziel unverrückt im Auge behielt, auf welches er im vorigen Feldzuge nur schmerzlich verzichtet hatte und das er mit den Worten bezeichnete: „La paix est dans Maastricht“. Um die Belagerung dieser Festung sobald als möglich beginnen zu können, traf er schon am 18. März wieder in Brüssel ein. Seine Absichten noch immer schlau verhüllend, begab er sich zunächst nach Antwerpen und liesz hier auch

für Löwendahl Quartier bestellen; mittlerweile aber hatte dieser bereits ein Corps von 59 Bataillonen und 29 Schwadronen bei Namur zusammengezogen und sich mit demselben auf dem rechten Maas-Ufer gegen Maastricht in Bewegung gesetzt. In eben so geräuschloser Weise war auch die Hauptarmee über Tongern, wo Moritz am 6. April eintraf, zur Belagerung Maastrichts auf dem linken Ufer des Flusses vereinigt worden. Die sogenannte grosze Angriffsfront lief hier, unterhalb der Stadt an der Maas beginnend, bis an die Chaussée von Maastricht nach Tongern. 24 Schanzen, jede für ein Bataillon und vier Geschütze bestimmt, waren längs des Gellick-Baches zwischen Eygenbilsen und der Maas angelegt, um gegen einen Entsatzversuch der Verbündeten von Norden her zu decken, welche mit gewohnter Langsamkeit 80,000 Mann unterhalb Stevensweert an der Maas und 40,000 Mann bei Breda versammelt hatten.

Die Angriffsfront Löwendahl's gegen den auf dem rechten Ufer gelegenen Theil von Maastricht — Fort Wyck — lehnte sich mit dem rechten Flügel an die Maas und reichte bis über die nach Fauquemont führende Strasze; für die Verbindung der beiden Maas-Ufer war oberhalb und unterhalb der Stadt durch Schiffbrücken gesorgt. Die Eröffnung der Laufgräben fand den 16. April statt. Die Vertheidiger unter dem General Aylva — 23 Bataillone und 600 Pferde — hielten sich gut; trotzdem aber erfolgte die Capitulation schon am 6. Mai auf höhere Veranlassung zu Folge der am 30. April von den Holländischen, Englischen und Französischen Ministern in Aachen unterzeichneten Friedenspräliminarien, welchen auch Oesterreich am 23. Mai beitrat und am 18. October 1748 der definitive Friede folgte.

IV.

Mit der Eroberung von Maastricht findet Moritz's Feldherrnlaufbahn ihren glänzenden Abschluss. Seinem nie zur Befriedigung gelangenden Ehrgeize hatte die Ernennung zum Generalcommandanten der Niederlande nicht genügt; er verlangte neben dem militairischen Oberbefehle auch noch die volle Civilgewalt als Gouverneur und Statthalter in den eroberten Provinzen. Vergebens wurde seinen Forderungen entgegengehalten, dass eine solche mit fast souveräner Macht bekleidete Würde, welche den Ministern des Königs jeden Einfluss auf die Verwaltung jener Lande entzog, in Frankreich ohne Beispiel sei und gegen die herkömmliche Verfassung verstosze; nur ungern und nach längerem Zögern gab endlich Ludwig XV. nach. Es war sichtlich nicht mehr die Hochachtung vor den Verdiensten

des unentbehrlichen Mannes, sondern die Furcht vor dessen Zorn und vor dessen Uebertritt in die Dienste eines anderen Staates, was den König zu dieser Gnadenbezeigung bewog, welche dem Grafen von Sachsen alsbald nach dessen Ankunft in Versailles am 22. December in den ersten Tagen des Jahres 1748 unter Gewährung eines Gehaltes von 300,000 Livres bewilligt ward. Ob nun gleich seine Verwaltung in den eroberten Provinzen in Folge des bald eintretenden Friedens, nach dessen Bestimmungen dieselben wieder zurückgegeben werden mussten, nur eine kurze war, scheint die gewährte Frist, wenn wir den nicht blos in höfischen Kreisen wider ihn erhobenen Beschuldigungen Glauben schenken dürfen, Moritz doch genügende Gelegenheit geboten zu haben, sich nach dem Beispiele seines Urgroszvaters, des Feldmarschalls Johann Christof Königsmark, auf Kosten der eroberten Provinzen durch unrechtmäszigen Erwerb die Taschen zu füllen. Mag auch viel von diesen Vorwürfen auf neidische Uebertreibung zurückzuführen sein, so ist es für Moritz immerhin bedauerlich, dass sein Name bei dieser Gelegenheit neben dem seines Freundes Löwendahl genannt wird, eines Genossen, den sein Verfahren gegen das unglückliche Bergen-op-Zoom und die daselbst für eigene Rechnung verübten Erpressungen in den Ruf der schamlosesten und gemeinsten Habsucht gebracht hatte.

Dagegen dürfte Moritz's neuester Französischer Biograph Tallandier doch wohl irren, wenn er die Abneigung, die sich gegen denselben auch innerhalb der Armee, besonders in den Kreisen der Generale und höheren Offiziere, welche, wie man wohl beachten muss, damals fast ausnahmslos dem Hofadel angehörten, gerade in den Feldzügen 1747 und 1748, wo der Marschall im Zenith seines Ruhmes stand, am lautesten kundgab, auf Rechnung der sittlichen Entrüstung über dieses unmoralische Gebahren des Marschalls bringt. Die Franzosen haben in früheren, wie leider in noch viel späteren Feldzügen bewiesen, dass sie ihren Oberfeldherren, besonders wenn diese auch nach unten die erwünschte Nachsicht walten lieszen, die Ausbeutung zeitweilig besetzter Provinzen zu eigenem Nutzen nur zu bereitwillig verzeihen; es muss daher der Grund zur Unzufriedenheit hier in anderer Richtung gesucht werden. Abgesehen davon, dass bei den nahen Familienbeziehungen der höheren Offiziere zum Hofe die dem Marschalle so entschieden feindseligen Anschauungen des letzteren nicht ohne jede Rückwirkung auf die Armee bleiben konnten, vermag es dem aufmerksamen Beobachter nicht zu entgehen, dass gerade jenen Classen seiner Untergebenen Moritz auch

noch eine näher liegende Veranlassung zur Unzufriedenheit bot. Je schroffer und unversöhnlicher sich nämlich sein Verhältniss zur Hofpartei gestaltete, um so mehr suchte er in der Gunst der öffentlichen Meinung einen schon damals in Frankreich mächtigen Verbündeten zu gewinnen, und wohl mag er in der Wahl der Mittel, besonders im Bereiche der Armee sich der Popularität der groszen Menge zu versichern, nicht eben vorsichtig gewesen sein. In kurzen Worten, er, der seiner Zeit für nichts weniger als einen bequemen Untergebenen galt, machte sich als Oberbefehlshaber jenes Fehlers schuldig, der in den militairischen Kreisen am seltensten verziehen wird, er verschmähete nicht, sich die Gunst der Untergebenen niederen Ranges, der groszen Menge im Heere, auf Unkosten der Untergebenen höheren Ranges zu erkaufen.

Die letzten Lebensjahre unseres Helden zeigen uns denselben in seinem schönen Chambord, jenem Wunderbaue des 16. Jahrhunderts, nicht etwa im Genusse behaglicher Ruhe, sondern nach wie vor im wüsten Taumel sinnlicher Vergnügungen. Kaum dass die harte Probe, die seine Gesundheit im Feldzuge 1745 bestanden, einen kurzen Stillstand in seinen Ausschweifungen zu gebieten vermocht hatte, durch welche er das Vorbild seines Vaters und seines Königs Ludwig's XV. zu übertreffen suchte!

Da man ihm für den Verlust seines Einkommens als Statthalter der Niederlande volle Entschädigung gewährt hatte, so gestatteten ihm seine Mittel einen mehr als fürstlichen Aufwand. Auch in Chambord wurde die dramatische Kunst nicht vernachlässigt; auf einem im Schlosse eingerichteten, prächtigen Theater spielten von Zeit zu Zeit Pariser Künstler; an zwei Tafeln speisten täglich bei ihm 140 Personen; in seinen Ställen standen 400 auserlesene Pferde. Das ungeheuere Waldgebiet, welches Chambord umgiebt, bot Gelegenheit zu Jagden im groszartigsten Stile.

Ueber sein Regiment, zu dessen Unterhaltung der König in Bausch und Bogen 50,000 Livres monatlich bewilligte, durfte Moritz fast wie über ein Privateigenthum verfügen. War ihm doch gestattet, in Chambord, wo die erforderlichen Casernen, Ställe und Reitbahnen eigens dazu erbaut wurden, dasselbe beständig bei sich zu haben und dessen Exercitien zu leiten. Seinen militairischen Extravacanzen war dabei, selbst in Bezug auf die phantastische, nach Orientalischem, Polnischem und Ungarischem Muster bunt zusammengesetzte Bekleidung und Ausrüstung der weiteste Spielraum gelassen. Nicht nur, dass sich sogar unter den Offizieren Muhamedaner be-

fanden, waren auch sämmtliche Ulanen der Leib-Schwadron mit Schimmeln berittene Neger*).

Die Zusammenstellung des Offizierscorps liesz sich Moritz sehr angelegen sein; es spielte auch bei den glänzenden Festen in Chambord eine wichtige Rolle. Als in den letzten Lebensjahren des Marschalls das eigene Feuer auf dem Altare der Liebe doch etwas verkühlte, ergötzten ihn die unter seinen Augen sich abspielenden Herzensbeziehungen seiner jungen Offiziere zu der, zu seinen Zauberfesten herbeiströmenden Damenwelt. „C'est le sort des vieux charretiers d'aimer encore à entendre claquer le fouet“, seufzte er scherzend.

In den kurzen Pausen zwischen diesen Zerstreuungen findet aber der „Träumer“ doch noch Zeit, der alten Gewohnheit nachzuhängen. Was kann ihn am Abende seines vielbewegten Lebens wohl noch beschäftigen?

Wie Lady Macbeth in ihren Visionen die Blutflecken an der Hand, so sieht er nur den Flecken der illegitimen Geburt auf seinem Wappenschilde. Kein Glanz des Ruhmes vermag in seinen Augen diese dunkele Stelle zu erhellen! Der Eroberer der Niederlande, der Retter Frankreichs, der Mann, dem thatsächlich bereits höhere militairische Vorrechte zugestanden sind, als dem nächsten Verwandten des Königs, entwirft ein armseliges Bittgesuch an den Monarchen, ihm den Rang und die Ehrenbezeigungen zu gewähren, wie einem Prinzen aus souveränem Hause. Das Schreiben ist nie abgesendet worden, aber das Concept desselben fand sich unter dem Nachlasse des Marschalls.

Doch noch ein anderer Traum aus früher Jugend, der alte Traum von der souveränen Herrschaft, verfolgt ihn bis zum Grabe. Immer und immer wieder fliegen seine Gedanken nach dem Lande seiner getäuschten Hoffnungen zurück, nach Kurland zu der dort in Nebel zerronnenen Herzogskrone. Aber wie bei den dissolving views die zerflieszenden Umrisse wieder in neue Gestalten übergehen, so tauchen nach einander aus dem Meere seiner Traumwelt andere ferne Länder auf, Madagaskar, Corsika, die kleine Insel Tabago; sollten sie vielleicht eines Königs bedürfen? Selbst den Juden, deren Dienste er früher so oft in Anspruch genommen hatte, ist er zum Gegendienste

*) Die Beschreibung einer Revue dieser Truppe vor Ludwig XV. in der Ebene von Passy bei Paris am 28. November 1748 von dem Sächsischen Generalmajor von Fontenay findet sich in „Dr. von Weber, Moritz Graf von Sachsen“. S. 252 bis 254.

bereit; er wird ihre Krone annehmen, wenn sie in den Savannen Amerika's ein neues Jerusalem begründen wollen!

Noch einmal, im Juni 1749, sah Moritz sein Heimathland Sachsen wieder, wo er als Besitzer von Tautenberg selbst an den Sitzungen des weiteren Ausschusses, einer Art zweiten Kammer des Dresdener Landtages, beiwohnte. Am 12. Juli ging er nach Berlin und besuchte am 15. den König Friedrich II. in Sans-souci. Wir sind auf Moritz's persönliche Beziehungen zu diesem, seinem groszen Zeitgenossen seit jener Unterredung zu Grosz-Bitesch im Februar 1742, bei welcher die Opposition des Ersteren gegen das Vorrücken in Mähren den Zorn des Königs so heftig erregte, nicht wieder zurückgekommen und müssen daher hier einschalten, dass Friedrich in der Folge nicht nur jede Spur einer in ihm zurückgebliebenen Missstimmung gegen Moritz unterdrückte, sondern im Jahre 1745 sogar in einen Briefwechsel mit dem Sieger von Fontenay trat, welcher zwar im folgenden Jahre wieder abgebrochen ward, in dem der König jedoch seiner Bewunderung der militairischen Leistungen des Marschalls in den begeistertsten Worten Ausdruck gab.

Am Tage nach dem erwähnten Besuche Moritz's in Sanssouci schrieb Friedrich II. an Voltaire: „J'ai vu ici le héros de la France, ce Saxon, ce Turenne du siècle de Louis XV. Je me suis instruit par ses discours, non pas dans la langue française, mais dans l'art de la guerre. Ce maréchal pourrait être le professeur de tous les généraux de l'Europe."

Moritz sah nach dieser Reise, von welcher er im August 1749 nach Frankreich zurückkehrte, die Deutsche Heimath nicht wieder. Er erkrankte zu Chambord am 23. November des folgenden Jahres plötzlich an einer Unterleibsentzündung, welcher sein vorzeitig erschöpfter, einst so herkulischer Körper nicht mehr zu widerstehen vermochte. Fünf von den Aerzten innerhalb vierundzwanzig Stunden in Anwendung gebrachte Aderlässe halfen wahrscheinlich den Tod beschleunigen, der am 30. November 1750 früh zwischen 6 und 7 Uhr eintrat. Alle Berichte, selbst die sogenannter Augenzeugen, welche das Ableben als Folge einer in einem Zweikampfe mit dem Prinzen Conti, seinem alten Nebenbuhler und Feinde, erhaltenen Verwundung darzustellen suchen, sind auf Grund sorgfältiger Forschungen als Unwahrheiten zu bezeichnen, wenn auch das Französische Volk lange am Glauben an denselben mit jener Hartnäckigkeit festgehalten hat, welche die Menge stets zeigt, sobald es sich darum handelt, den Tod eines groszen Mannes mit einem auszergewöhnlichen Ereignisse in Verbindung zu bringen.

Ein Schmerzensruf ertönte bei der Kunde von dem unerwarteten Tode des Mannes, welchem Frankreich seine Rettung nicht nur, sondern auch die glänzende Wiederherstellung seiner Waffenehre vor den Augen Europa's dankte, von einem Ende des Landes bis zum anderen, ein Schmerzensruf, vor dem alle Anklagen, alle Verdächtigungen verstummten. Ludwig XV. beklagte den Verlust seines Feldherrn, des heldenmüthigen Vertheidigers seines Thrones, in einem eigenhändigen Beileidsschreiben an den König von Polen; der grosze Friedrich dichtete eine Elegie auf dessen Tod. Da man aber der Leiche eines Protestanten in einer katholischen Kirche keine Ruhestätte gönnte, so wurde auf Vorschlag des Sächsischen Hofes die Ueberführung seiner Asche nach der Thomaskirche zu Straszburg angeordnet. Der von 100 Dragonern begleitete Leichenzug brauchte hierzu 31 Tage. Am 8. Februar erfolgte die feierliche Beisetzung der Leiche zu Straszburg in der Gruft, in welcher dieselbe fast 22 Jahre lang verblieb, bis sie endlich nach Herstellung des in der Einleitung erwähnten Denkmals unter diesem am 20. August 1777 ihre Ruhe fand.

Die Anhänglichkeit, welche Moritz, wie bereits bemerkt, bei jeder Gelegenheit für seine Halbgeschwister und deren Familien bewies, bekundete sich noch in seinem Testamente, in welchem er den Sächsischen Kammerherrn Grafen Claude Bellegarde, den Gemahl seiner Schwester Rutowska, zum Haupterben einsetzte und seinem Neffen August Heinrich Grafen von Friesen, einem Enkel August's II. und der Gräfin Cossell, den werthvollen Diamant, den die Stadt Prag einst ihrem Eroberer zum Geschenk gemacht hatte, sowie das Manuscript seiner bei seinen Lebzeiten nie im Druck veröffentlichten „Rêveries“ vermachte. Auszerdem richtete das Testament des Marschalls an Ludwig XV. die Bitte, auf den kaum 25jährigen Grafen von Friesen, welcher bereits den Grad eines Französischen Maréchal de Camp bekleidete, das Ulanen-Regiment und die Würde eines Gouverneurs von Chambord zu übertragen, was bezüglich des Regiments zugestanden ward, wogegen man für Chambord, das der König zurückforderte, dem Grafen eine jährliche Pension von 12,000 Livres bewilligte.

Wir wären somit am Ende unseres Lebensbildes angelangt, und es würde nur noch erübrigen, auf Grund der nun geschlossenen Acten — von dem sittlichen Werthe unseres Helden als Mensch zunächst absehend — ein Urtheil über dessen Bedeutung als Feldherr und als militairischer Schriftsteller abzugeben.

Fast möchte man vor dieser Aufgabe zurückschrecken, wenn

man die sich völlig widersprechenden Ansichten betrachtet, welche im Laufe der Zeiten über Moritz von Sachsen zu Tage gefördert worden sind. Der Eine erhebt seine praktischen Leistungen auf dem Operationsfelde bis in den Himmel und bezeichnet daneben sein Buch als eine jener wunderlichen Blasen, wie solche wohl in müszigen Stunden im Gehirn eines vornehmen Herrn aufsteigen; der Andere legt umgekehrt seinen schriftstellerischen Leistungen eine hohe Bedeutung bei, während er dem Feldherrn einen nur untergeordneten Rang anweist.

Dagegen stehen nach unserer Ueberzeugung Moritz der Schriftsteller und Moritz der Feldherr so mit einander im Einklange, dass man zu behaupten versucht wäre, die Feldzüge des Einen seien die praktischen Beispiele für die Lehre des Anderen. Wir haben an gehörigem Platze darauf aufmerksam gemacht, dass er über einen der Hauptpunkte seiner Theorie seine Ansicht im Laufe der kriegerischen Ereignisse berichtigt hat; Niemand wird jedoch darum sagen können, dass er im Allgemeinen seinen in den Rêverien aufgestellten Grundsätzen in der Folge untreu geworden sei. Man hat wohl zu berücksichtigen, dass, als Moritz im December 1732 sein berühmtes Werk niederschrieb, er als selbstständiger Feldherr noch keine Erfahrungen gemacht hatte, und dass die blos auf speculativem Wege gewonnenen Ansichten bei ihrer Anwendung auf die Praxis stets einer Läuterung unterworfen sein werden. Hätte der Verfasser der Rêveries sein Lehrbuch in späteren Jahren einer berichtigenden Durchsicht unterworfen, so würde er wahrscheinlich seine Lehre in diesem Punkte, vielleicht auch noch in dem oder jenem anderen nebensächlichen verbessert, in der Hauptsache aber nur zu bestätigen gehabt haben.

Auch Friedrich II. betont in seinem fast überschwenglichen Lobe des Marschalls von Sachsen, dem er beinahe einen Platz an seiner Seite einräumt, ebenso den Lehrer, als den Feldherrn.

Vermag nun in dieser letzteren Eigenschaft eine ruhige, unbefangene Vergleichung dieser beiden Zeitgenossen Moritz eine ebenbürtige Stelle neben dem groszen Könige nicht anzuweisen, so ist freilich zu berücksichtigen, dass die Aufgabe des Französischen Marschalls sowohl, als der ihm vergönnte Spielraum an der Seite eines von einer neidischen, ränkevollen Camarilla umgebenen Monarchen in viel engere Grenzen gebannt war, als ein freigebigeres Geschick dem nur sich selbst verantwortlichen Friedrich gezogen hatte.

Nicht unter die ersten Sterne, zu denen sich fast ausschlieszlich nur solche Sterbliche erheben, welche neben der militairischen auch

die volle politische Gewalt in mächtigen Staaten ausgeübt haben, versetzen wir daher unseren Helden, aber unter den Namen der besten Feldherren, welche dieser höchsten Gunst des Schicksals nicht theilhaftig gewesen, verdient der seinige mit Fug und Recht genannt zu werden. Seine strategischen Operationen sind zu gleicher Zeit vorsichtig und kühn angelegt und werden, wo es nöthig ist, mit einer Schlauheit und Schnelligkeit ausgeführt, welche dem Feinde oft die verhängnissvollste Täuschung bereitet; im Angriffe von Festungen, gleichviel ob es sich um einen muthigen Handstreich oder um streng methodische Belagerung handelt, zeigt er sich als Meister, und drei glänzende Siege auf dem Schlachtfelde, deren Ruhm nicht durch eine einzige Niederlage beeinträchtigt wird, zeugen von seiner hohen taktischen Begabung.

Und doch trennt noch eine Kluft den Helden Moritz von anderen Feldherren gleicher geistiger Begabung, von Männern wie Turenne, Eugen von Savoyen, Washington, Wellington und Blücher. Und doch legen ihm, dem Hochgefeierten, selbst seine wärmsten Lobredner, zu denen sein neuester Französischer Biograph, der gelehrte Tallandier, gehört, ohne Scheu den Namen eines Glücksritters bei, so dass auch der Verfasser dieses Aufsatzes, wenn auch mit Widerstreben, sich gelegentlich dieser Bezeichnung zu bedienen erlaubt hat. Woher dieser Mangel an Ehrerbietung vor dem Andenken eines zweifellos so bedeutenden Feldherren?

Die Antwort auf diese Frage ist leider nicht schwierig. Mit all seinem Glanze, all seinem Ruhme steht Moritz nicht auf wahrhaft sittlicher Basis; ob auch sein Haupt in hellere Sphären hinaufreicht, sein Fusz bleibt im Staube niedriger Leidenschaft. Das Ringen und Streben nach Ehre und äuszerer Auszeichnung an sich, ohne ideellen Zweck, vermag wohl vorübergehende Bewunderung zu erregen, aber nie der Menschen aufrichtige Zuneigung und Achtung zu gewinnen, nie dauernd die Herzen zur wahren Begeisterung zu entflammen. Jener Ehrgeiz gleicht der Habsucht, mit der er sich nur zu oft und leider auch bei unserem Helden in Verbindung zeigt. Und darum schlieszen wir auch die Beschreibung seines Lebens nicht mit der vollen inneren Befriedigung, mit der uns die Geschichte anderer groszer Feldherren zu erfüllen pflegt, welche, gleichviel ob am Ende triumphirend oder im Kampfe unterliegend, für eine sittliche Idee, einen höheren, edleren Zweck das Schwert geführt haben, sei es nun in redlicher Mannentreue für den angestammten Fürsten, sei es für einen theuern Glauben oder ein geliebtes Vaterland. H. v. S.

XVIII.

General J. E. B. Stuart.

Von
Scheibert,
Major z. D.

Wiederholt haben mich hohe Deutsche Reiterführer ersucht, ihnen nähere Details über den schneidigen kleinen Reitergeneral der Rebellenstaaten zu geben, indem sie vom Beginne des Amerikanischen Krieges an ein warmes Interesse für den durch seine kühnen Züge berühmten Führer gehegt hatten. Ich glaube somit vielen Cameraden einen Dienst zu erweisen, wenn ich in die Reihe der in diesen Blättern gegebenen Biographien auch die des Generals J. E. B. Stuart, von seinen Freunden kurz Jeb genannt, einrangire und dieselbe den Cameraden als erfrischenden Trunk militairischen Quellwassers in der augenblicklich dürren Zeit darbiete.

Wenn auch Stuart als Mensch und Soldat nicht an die Höhe eines Lee und Jackson hinanreichte, zu denen er als unerreichbare Ideale mit einer ehrfurchtsvollen Verehrung emporblickte, von der nur Derjenige sich einen Begriff machen kann, welcher der Süd-Armee angehörte, so bietet sein kurzes militairisches Leben doch eine solche Fülle nicht nur interessanter Episoden, sondern auch des Lehrreichen dar, dass ich durch die Darstellung desselben hoffe, den Dank der Leser zu erwerben.

Stuart ist einer der hervorragendsten Reiterführer, welche der Cavallerie ihren gebührenden Platz auf dem Kriegstheater wiedererobert haben, auf den ewig wahren Grundsätzen eines Seydlitz und Zieten fuszend. Ich zögere um so weniger, solch ein Urtheil zuversichtlich auszusprechen, als der für die Armee zu früh hingeschiedene General von Schmidt mir noch im letzten Jahre seiner segensreichen Thätigkeit versicherte, dass er Stuart für das Ideal eines Reiterführers und seine Fechtweise des eingehendsten Studiums für würdig hielte, und auch dessen treuliche Stütze in aller Säbel- und Federarbeit sich der Mühe unterzogen hat, durch eine Uebersetzung der Memoiren Borcke's auch den Deutschen Cameraden einen tieferen Blick in das innere Treiben der Stuart'schen Cavallerie zu ermöglichen.

Wenn es trotzdem hier unternommen wird, die Skizze des Lebens Stuart's zu geben, so soll dieselbe ein Rahmen sein, in

den das lebenswarme von Borcke entworfene Bild hineinpasst. Einige Worte über dessen vor Kurzem in Deutscher Uebersetzung erschienenen Werk*) mögen hier deshalb eingeschaltet werden. Lee hat einst zu mir gesagt: „von Borcke is as valiant as he is true“, und dementsprechend hat auch das Buch Borcke's eine für die Amerikanischen Verhältnisse nicht zu überschätzende Eigenschaft, es enthält nur Wahres und nur Das, was der Verfasser selbst gesehen hat; da es auszerdem scharf blickende Urtheile über Armeeoperationen giebt, so ist es für das Studium dieses Krieges eine wichtige Quelle, und endlich ist das Buch in so gefälligem Style und mit so farbenwarmem Pinsel geschrieben, dass es eine der fesselndsten Lectüren bildet, die ebenso lehrreich wie salonfähig ist und auch in der kleinsten Bibliothek eines Reiters nicht fehlen dürfte. Hoffentlich tragen die hier gegebenen Citate aus diesen Memoiren dazu bei, dieselben den Cameraden zu empfehlen. —

Wie Jackson geborener „Soldat“ war, so war Stuart vom Kopfe bis zur Zehe, im Denken und Handeln ein „Reiter“. Schon seine kleine, kecke Figur, die auf dem Pferde angewachsen schien, seine schnellen, kurzen Bewegungen, seine äuszerste Zierlichkeit im Anzuge und etwas Eitelkeit im „show“ zeichneten ihn als ritterlichen Kämpen aus. Vor der Truppe sah er wirklich schneidig aus. Seine hohen, mit Texassporen versehenen Reiterstiefel, sein grauer, mit goldenen Litzen verbrämter Anzug, die carmoisinrothe Schärpe, die sich um die Jacke legte, und sein malerischer Filzhut mit den wallenden Federn lieszen ihn in den Augen eines Deutschen als eine Gestalt aus alten Ritterzeiten erscheinen. Aus seinen blauen, seltsam feurigen Augen blitzte ein energischer Charakter und durch sein fröhliches Wesen leuchtete die Frische der Seele hindurch. Die Gefahr und den Kampf suchte er mit wahrer Lust auf, ihm war erst wohl, wenn die Krisis im Anzuge war, er athmete auf, wenn Rossegetrampel und die volle Action ihn umgaben, und er hatte nicht Ruh und Rast, wenn die schlechte Jahreszeit seinen Säbel in die Scheide drückte. Dennoch hatte er nicht jene, ich möchte sagen, trunkene Courage, die sich blindlings in den Strudel stürzt, sondern trotz aller Elasticität jene nüchterne kalte Entschlossenheit, die den Kopf klar lässt und erst wägt und dann wagt. Bezeichnend ist es, dass Stuart,

*) Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Conföderirten von Heros v. Borcke, ehemals Stabs-Chef des Generals J. E. B. Stuart. — Aus dem Englischen übersetzt von Kaehler, Oberst-Lieutenant und Commandeur des 2. Schlesischen Husaren-Regiments Nr. 6. — 2 Bände. — Berlin 1877. E. S. Mittler und Sohn.

trotz seiner ungewöhnlichen Tapferkeit, nie das Wort „Muth“, sondern immer den Ausdruck „selfgovernment“ brauchte, wenn er nach dieser Richtung ein günstiges Urtheil über einen Offizier aussprach. Er selbst verlor diese Selbstbeherrschung nie, was ich besonders Gelegenheit hatte, in der später näher beschriebenen Schlacht bei Brandy Station zu beobachten. Er hatte, wie von Borcke sagt, die Schärfe der militairischen Diagnose verbunden mit der augenblicklichen geistigen Bereitschaft der taktischen Heilmittel. Wenn er nur wenige Minuten in das Kampfgewühl oder kritische Lagen hineinblickte, so erkannte er sofort die eigenen und die Schwächen des Gegners und ordnete in demselben Augenblicke die Bewegungen an, die nöthig waren, um das Gefecht zum eigenen Vortheile umzugestalten. Es kann daher nicht Wunder nehmen, dass in schwierigen Lagen, in welchen öfters Theile seiner Division sich befanden, Alles aufjauchzte, wenn die wallenden Federn auf Stuart's Hute sein Kommen ankündigten.

Im Umgange war er ein vollendeter Gentleman, voll gesunden Witzes, harmloser Neckereien und immer froher Laune; sein jugendliches Feuer entzündete Alles um ihn her, wie denn in jedem Heere die aufmunternde Ermuthigung, die aus einem frischen Herzen und gesundem Körper entströmt, Alles fortreiszt und mehr Früchte schafft, als jene gallige Morosität und krankhafte Schärfe, die so oft für Diensternst und Würde erachtet wird. Die Sonne erweckt Leben und der feuchte Nebel streut den Mehlthau aus. Bei all' dieser chevaleresken Art wurden Nachlässigkeiten nie ohne scharfe Rüge gelassen, doch waren diese verschwindend klein bei dem Gefühle für Ehre und Pflicht, welches Stuart seinem Corps einzuimpfen wusste.

Stuart wurde im Jahre 1833 in Virginien geboren, besuchte die Militair-Akademie zu Westpoint und trat dann in das 1. Vereinigte Staaten-Cavallerie-Regiment ein, mit welchem er gegen die Indianer in den westlichen Districten commandirt war; im Juli 1857 wurde er im Kampfe gegen die Cheyennen schwer verwundet. Er heirathete später die Tochter des Oberst Cooke, welcher im Dienste der Nordstaaten geblieben und dort General geworden war. Von Borcke sagt charakteristisch, dass Stuart oft nahe daran gewesen sei, seinen eigenen Schwiegervater zu fangen, und dass ein solcher Fang ihn gewiss glücklicher gemacht hätte, als wenn es ihm gelungen wäre, selbst den groszen Mac Clellan in sein Netz zu bekommen. Stuart, der ein inniges Familienleben führte, hatte zwei Kinder, Flora und Jemmy, von denen die erste, ein liebliches Mädchen, während des Krieges zu des Vaters grösztem Schmerze starb.

In den Kämpfen mit den verschmitzten Indianern erhielt Stuart seine erste Schule im Fechten und erwarb sich dabei jene Schärfe der Sinne, jene Kühnheit im Reiten und jene Schnelligkeit in den Anschlägen, die ihn so auszeichneten.

Aus jener Schule entsprang auch die Erkenntniss des Geheimnisses des Chocs und der Kern zu einer Gefechtsweise, die der Fridericianischen vollständig ähnlich wurde, ohne aus jener sich entwickelt zu haben. Schon Ashby, der geniale Vorgänger Stuart's, hatte die richtigen Grundsätze der cavalleristischen Gefechtsart erfasst und unter Jackson's sicherer Oberleitung die Reiterei zum unentbehrlichen Organ der Armee gemacht. Die Cavallerie hatte im Kleinen, mit der Aufgabe Fühlhorn der Armee zu sein, ihre Thätigkeit begonnen und die Feinde gezwungen, trotz ihrer Antipathie gegen den Sport, sich eine ähnliche Waffe zu schaffen. Doch bald zeigte sich die Reitkunst der Conföderirten der des Gegners bedeutend überlegen; man suchte von dieser Ueberlegenheit den ausgiebigsten Gebrauch zu machen und zwar durch die im Princip schon erkannte Ausnutzung des heftigsten Anrittes. So entwickelte sich aus kleinen Anfängen die Kampfweise der Cavallerie bei den Südstaaten, die zuletzt mit Corps von 10,000 bis 12,000 Reitern agiren konnte. Das Corps repräsentirte schlieszlich einen aus einer Wurzel entstandenen Baum und zeigte deshalb gegenüber der Cavallerie aller Europäischen Armeen ein unbestreitbares Uebergewicht; ein Uebergewicht, welches jede Organisation, die sich naturgemäsz aus kleinstem Keime organisch entwickelte, über die Zusammenstellung mehrerer Regimenter haben muss, die behufs eines Endzweckes zu Cavallerie-Corps oder Divisionen zusammengestellt werden. Die Befehlsgebung und Ausführung, die Disposition und das Verständniss derselben, die Art zu fechten und deren einheitliche Auffassung, waren aus einem Gusse, und die Frucht ein Familienbewusstsein innerhalb des Corps, an dessen Entwickelung alle Führer gleichmäszig mitgearbeitet hatten; so war das Ziel, nach welchem unsere Reiterführer mit hingebendem Fleisze hinarbeiten, schon durch die Art des Wachsthums der Armee als reife Frucht in den Schoosz gefallen.*)

So wenig sich Stuart um Details kümmerte, welche Unterführern oblagen, so eifrig war er stets bemüht, Alles, was den Gegner anbetraf, möglichst selbst zu sehen, weil er dabei oft mit einem Blicke mehr Kenntnisse erwarb, als langathmige Meldungen ihm bringen

*) Es möge nicht falsch ausgelegt werden, wenn ich hierbei auf das Capitel „Cavallerie“ in meinem „Nordamerikanischen Bürgerkriege“ hinweise, wo ich versuchte, die Taktik der Reiterei der Südstaaten näher zu beleuchten. D. Verf.

konnten. Er recognoscirte aber nicht nur vor den Gefechten, so oft er konnte, sondern auch im vollsten Gange des Kampfes, weil es ja seine eigentlichste Aufgabe war, mit seiner Cavallerie „das Auge“ der Armee zu sein. Viele Gefechte hat er nicht nur in die Wege geleitet, sondern fast bis zur Gefährdung des Cavallerie-Corps durchgeführt, um den Gegner zu zwingen, Alles zu zeigen, was er an Truppen hatte. Wenn Stuart wichtige Nachrichten vom Feinde erhalten zu haben glaubte, so unterliesz er es nie, selbst zu dem commandirenden General zu reiten und ihm, gewöhnlich unter vier Augen, einen Vortrag zu halten. Nur im äuszersten Nothfalle, wenn keiner der Offiziere seines Stabes, die etwa fähig waren, eine solche Meldung zu machen, disponibel war, vertraute er die Ergebnisse seiner Thätigkeit dem Papiere an.

Auszer den Gefechten und seinen eigenen Beobachtungen hatte Stuart, so wie alle Hauptquartiere, noch andere Helfer im Sehen; dies waren die Scouts, die der Amerikanischen Armee ganz eigenthümlich sind. Sie hatten oft sogar Offiziersrang und waren ausgewählte, verständige, des Landes kundige, verwegene Männer, die auszer sehr scharfen Sinnen noch militairisches Verständniss hatten. Wer es einmal versucht hat, aus dem Ueberblicke militairische Stärkeverhältnisse zu taxiren, weisz die Schwierigkeit solcher Aufgabe zu würdigen. Die Scouts benutzten die fast durchgängig den Nordländern, denen die scharfen Organe fehlten, anhaftende Eigenschaft, Nachts sich unsicher zu fühlen, um in der Dunkelheit quer durch die Vorposten zu reiten; auch Stuart und die Offiziere der Stäbe machten, wenn es nöthig wurde, von diesem Vortheile Gebrauch.

So ritt unser General z. B. vor seinem Raid nach dem Pamunkey (hinter Mac Clellan's Armee vorbei), im Juli 1862 in Begleitung von Borcke's bis mitten in die feindlichen Lager hinein, um einen dort wohnhaften, aber erkrankten Spion, der ihm wichtige Aufschlüsse versprochen hatte, selbst aufzusuchen.

Ueberhaupt zeichnete sich Stuart durch die auszerordentliche Sorgsamkeit aus, mit der er die Wege zur Ausführung seiner kühnen Pläne zu ebnen suchte, indem er alle Mittel aufbot, sei es durch Verbesserung der vorhandenen Karten, durch Aussendung von Scouts und Spionen, eigene Beobachtungen oder Rücksprache mit Landesbewohnern und Studiren der nordischen Zeitungen, die oft treffliches Material brachten, sich genaue Kenntnisse über das Wie und Wo seiner Gefechtsthätigkeit zu verschaffen.

Auch seine Vorbereitungen zu dem Raid, hinter Mac Clellan vorbei, waren auf das Vortrefflichste angeordnet, so dass er mit zu-

versichtlichem Muthe die Expedition ausführen konnte. Er brach zu derselben am 12. Juli früh 2 Uhr mit 2500 Reitern und zwei Geschützen auf, indem auszer den Regiments-Commandeuren Niemand wusste, um was es sich handelte. Leise wurde an vorher recognoscirter Stelle eine unbewachte Oeffnung der feindlichen Stellung durchritten, so dass sich die Abtheilung bei Tagesanbruch schon mitten in der feindlichen Armee befand. Unaufhaltsam ging es dann auf das gesteckte Ziel, den Pamunkey-Fluss, los, indem Alles gefangen oder verjagt wurde, was im Wege war. Die vorgefundenen Vorräthe verbrannte man und zerstörte das kostbare, überfüllte Hauptdepot am Pamunkey vollständig. Am Abende wurde noch die Eisenbahn, die nach dem White House führte, aufgerissen und dann der Rückmarsch nach dem Chikahominy angetreten. Dort angekommen, gerieth man in grosze Verlegenheit, da der Fluss angeschwollen und nicht zu durchfurthen war, auch feindliche Colonnen sich schon auf der Spur der verwegenen Reiter befanden. Doch schnell entschlossen traf Stuart seine Dispositionen sofort in der Weise, dass er zwei Regimenter nebst den beiden Geschützen zur Deckung des Rückzuges beorderte, während alle übrigen Leute dazu angestellt wurden, um eine Laufbrücke über den dreiszig Meter breiten und fünf Meter tiefen Fluss zu erbauen. Ueber diese gingen alle Nichtschwimmer mit den Sätteln, dem Gepäck etc., während die Schwimmer die Pferde bei den Mähnen fassten und neben denselben herschwimmend dieselben über das Wasser führten; Borcke selbst brachte auf diese Weise allein 65 Pferde über den Strom. Dann wurde noch eine zweite Brücke für die Geschütze erbaut, welche in vier Stunden prakticabel war, und über welche die Geschütze von den Mannschaften herübergezogen wurden. Auch die Gefangenen sowie die erbeuteten Pferde und Maulesel beförderte man auf diesem Wege über den Fluss. Die Brücken wurden, nachdem Stuart als Letzter hinübergegangen war, abgebrochen und der Marsch durch die tiefen Moräste des Chikahominy fortgesetzt, so dass die Truppe erst am 14. Juli früh, nachdem sie auch die zweite Nacht hindurch marschirt war, in den eigenen Linien ankam, auf das Freudigste begrüszt von der Armee. Mit diesem Zuge machte sich Stuart einen Namen als Reiterführer.

Der gelungene Raid hob nicht nur den Muth der Conföderirten, sondern öffnete auch dem General Mac Clellan die Augen über seine strategische Lage und brachte so wichtige Aufschlüsse über die Stellungen des Feindes, dass er in gewisser Weise den Anstosz zu den groszen Schlachten um Richmond gab, die damit endeten, dass Mac

Clellan sich bei Harrisonslanding verschanzte, von wo aus seine Truppen durch die Flotte allmälig nach Alexandria übergeführt wurden.

Als dann General Pope, durch die zurückkehrenden Mannschaften Mac Clellan's verstärkt, von Norden her den Vorstosz auf Richmond versuchte, finden wir neben Jackson auch Stuart wieder in rüstigster Thätigkeit. Seine Ueberlegenheit über die nordische Cavallerie bethätigte er gleich in der ersten gröszeren Reiterschlacht bei Brandy Station, in der er die feindliche Reiterei von Position zu Position trieb und schlieszlich durch die Vehemenz seines Anrittes vollständig verjagte. Demnächst machte er den bei früheren Gelegenheiten schon erwähnten Raid in Pope's Rücken, in welchem nur ein Zufall dem General Pope die Schmach ersparte, in seinem eigenen Zelte aufgehoben zu werden. Allein neben dem Zerstören der Depots bei Catlell Station und der lähmenden moralischen Wirkung hatte dieser Zug noch die einflussreichsten Aufschlüsse über Pope's Stärke und Stellung gegeben und leitete dadurch die Schlachten bei Manassas ein, die, wie bekannt, Lee und Jackson im Rücken des unfähigen Unionisten-Generals schlugen. Bei diesen Schlachten war Stuart auf den Flügeln thätig, wobei er die wichtigen Depots bei Bristol Station überrumpelte, was die Nordländer in die übelste Lage in Bezug auf die Verpflegung brachte.

Bei dem nun folgenden groszen Offensivstosze nach Maryland hinein fand Stuart wieder ein Feld reichster und fruchtbarer Thätigkeit, indem er, zwischen der Hauptarmee und Washington sich bewegend, die Maske bildete, hinter der Lee und Jackson operirten, und durch die hindurch er selbst sehr wohl die Bewegungen Mac Clellan's, der nun den Oberbefehl wieder übernommen hatte, beobachten konnte. Es kam bei diesen Deckungskämpfen, da Stuart gewissermaaszen die ganze feindliche Armee aufzuhalten hatte, zu den blutigsten Gefechten, in welchen besonders seine reitende Artillerie unter des ritterlichen Pelham kühner Leitung sich auffallend hervorthat, und in denen Stuart durch hartnäckigstes Festhalten seiner Stellungen den Feind stets zur vollen Entwickelung seiner Kräfte zu bringen versuchte. Borcke sagt an einer Stelle seines Buches: „Nach meinem Urtheile zeigte unser General hierbei einen der wenigen Fehler, die er als Führer besitzt, und der uns besonders in den späteren Perioden des Krieges wirklich Nachtheil brachte, das ist, dass seine persönliche Tapferkeit ihn nie dazu bewegen konnte, den Rückzug anzutreten, selbst wenn die militairische Klugheit dies entschieden forderte. Bei dieser Gelegenheit war z. B. durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, einen kleinen Theil zum Besten der

Hauptmasse zu opfern, und wir hätten uns in Ehren zurückziehen können, ehe das feindliche Artilleriefeuer unsere Reihen so grausam lichtete.“ — Gewiss mag dies richtig sein, aber viele Nachtheile wiegt dies Schlachtenfeuer auf, welches den Führer wie eine Leidenschaft umfängt und ihn vielleicht in der Hitze den richtigen Moment zum Rückzuge vergessen lässt; aber einmal entwickelt der Feind erst bei eigensinnigem Widerstande seine moralischen und physischen Kräfte und andererseits will der Sieg wie eine Braut gewonnen sein, in stürmischer Liebe, nicht mit kalter Berechnung!

Bei Sharpsburg, dem Krisispunkte der Offensivbewegung, sicherte die Cavallerie, wie in allen rangirten Schlachten, nur die Flügel und suchte mit der Artillerie allein Antheil zu nehmen. Dagegen deckte sie den weiteren Rückmarsch Lee's durch einen ostentiösen Offensivstosz nach Maryland hinein, wobei Stuart in breiten Fronten operirte, durch schnelle Märsche über seine numerische Stärke täuschte und mit groszem Aufwande von Geschütz und Gewehrfeuer manövrirte. Es gelang ihm auch wirklich Mac Clellan's Aufmerksamkeit abzulenken und Lee's Abmarsch zu erleichtern.

Ich lasse hier den erst ganz neuerdings veröffentlichten, bisher unbekannten Original-Rapport Stuart's über diese Operationen folgen, um die eigenthümliche Art der Dispositionen dieses Generals aus demselben ersichtlich zu machen.

Hauptquartier der Cavallerie-Division, Nord-Virginien-Armee,
13. Februar 1864.

Oberst! — Ich habe die Ehre, Ihnen den folgenden Bericht über die Operationen der Cavallerie-Division von der Schlacht bei den Groveton-Hügeln (30. August 1862) bis zur Rückkehr über den Potomac (18. September 1862) zu überreichen:

„Am 31. August wurde Oberst Rosser, während ich dem Feinde auf Centreville zu folgte, in die Richtung auf Mannassas hin abgeschickt, wo feindliche Truppen vermuthet wurden. Derselbe vertrieb den Feind, nahm einige Gefangene und hatte sich schon wieder dem Gros angeschlossen, als ich in Verfolg der mir vom commandirenden General (R. E. Lee) gegebenen Directiven eine Flankenbewegung nach links machte, die Little River-Strasze gewann und bei Chantilly die Brigaden von (Fitz) Lee und Robertson vereinigte. Hier nahm Robertson's Brigade eine ganze Schwadron New-Yorker Cavallerie und Lee's Brigade die ganze Schwadron des Capitains Hight von den alten 2. Dragonern*) gefangen, mit

*) In diesem Regimente hatten R. E. Lee, Stuart, Fitz Lee, sowie eine Menge südländischer Generale zum Theil bis zum Ausbruche des Krieges gedient.

dem Lieutenant Clay, sowie mit allen Waffen, Pferden und Zubehör.

Durch diese Bewegungen wurde festgestellt, dass die Hauptarmee des Feindes bei Centreville und Fairfax Court house stand. Es wurde daher beschlossen, den Feind an der Centreville-Fairfax-Strasze anzugreifen, und ein Zug der Washingtoner Artillerie beordert, diese Bewegung zu begleiten. Auf schwierigen Nebenwegen wurde eine diese Strasze beherrschende Position erreicht, die gedrängt voll Wagen war, welche sich in langer Reihe nach dem Court house zu bewegten. Auch wurde entdeckt, dass wir in der Nähe eines feindlichen Lagers uns befanden, dessen Vorposten und Wachen deutlich zu erkennen waren.

Die Artillerie wurde deshalb erst nach Einbruch der Dunkelheit aufgestellt und feuerte dann auf die Strasze. Einige Schüsse genügten vollständig, um Alles in Verwirrung zu bringen und in einen so heillosen Wirrwarr von sich festfahrenden, umwerfenden und durcheinander jagenden Wagen zu verwickeln, wie er wohl selten gesehen worden ist. Das Feuer dauerte so lange, als es noch irgend Wirkung versprach, worauf das Commando mit der Artillerie ein Lager, eine halbe (Deutsche) Meile nördlich Oxhill, an der erwähnten Strasze bezog. Am nächsten Morgen kehrte ich über Frying Pan zurück, um mich dem General Jackson anzuschlieszen und ihm Meldung von meinen Beobachtungen abzustatten.

Die Spitze seiner Colonne war gegenüber Chantilly angekommen; ich schob deshalb Robertson's Brigade zwischen seine rechte Flanke und Centreville und recognoscirte dort selbst die Stellung des Feindes; doch konnten wir nur etwas Cavallerie entdecken, die bei Centreville stand. Oxhill wurde von meiner Cavallerie gehalten, bis General Jackson's Gros herankam. Indem ich Robertson die Sicherung unserer rechten Flanke übertrug, ging ich selbst vor, um den Weg nach Fairfax Court house zu erzwingen, zu welchem Zwecke ich Scharfschützen vorschob; allein die bewaldeten Hänge wurden von Artillerie und Infanterie so hartnäckig vertheidigt, dass ich bald sah, der Feind beabsichtige, hier einen festen Widerstand zu leisten. General Jackson, welcher der Hauptarmee weit vorauf war, wartete deshalb erst das Anrücken Longstreet's ab. Während dessen ging ich mit Lee's Brigade um den Flint-Hügel herum, der unmittelbar nördlich von Fairfax Court house liegt, um die Flanke des Feindes anzugreifen. Indem ich Coxes Mühle passirte und einen engen Seitenpfad benutzte, erreichte ich mitten in einem schweren Ungewitter die Spitze der Höhenkette, welche im Flint-Hügel endigt,

und entdeckte unmittelbar vor meiner Front eine feindliche Abtheilung, deren Scharfschützen vorgeschickt waren, um unser weiteres Vorrücken zu verhindern. Nachdem ich hierdurch erforscht hatte, was ich wissen wollte, dass nämlich der Flint-Hügel von nicht unbedeutenden feindlichen Truppenkörpern besetzt sei, und da ich auszerdem Schüsse in meinem Rücken hörte, so zog ich mich auf derselben Strasze zurück, auf der ich vorgerückt war. Als wir in die Hauptstrasze einlenken wollten, hatte sich ein Infanterie-Regiment an den steilen Böschungen der Strasze festgesetzt, um unsere Rückkehr zu verhindern; allein Oberst Wyckham, welcher die Avantgarde commandirte, griff dasselbe an und öffnete bald den Weg. Mein Commando bivouakirte in der Nacht in der Nähe von Germantown.

Inzwischen hatte auf Jackson's rechtem Flügel sich ein heiszes Gefecht entsponnen, indem der Feind über Mollens Haus in seine Flanke gekommen war.

Als am nächsten Tage der Feind sich zurückzog, wurde Fairfax Court house von Lee's Brigade besetzt, während ich Hampton's Brigade nach dem Flint-Hügel schickte, um dort den Feind zu attackiren. Hampton war eben erst von Charles City zurückgekehrt, welches nunmehr vom Feinde gesäubert war. Er machte sich sofort auf den Weg, schickte Scharfschützen vor, brachte Artillerie in Position und bewirkte nach kurzem Gefechte die Entfernung des Feindes. Der hastige Rückzug wurde von Capitain Pelham, der schleunigst eine neue Stellung bezog, mit seinen Geschützen mit so wirksamem Erfolge beschossen, dass die Feinde nach allen Richtungen auseinanderstoben. Sie wurden von Hampton's Brigade verfolgt, der einige Gefangene machte; da aber die Dunkelheit hereinbrach und der Feind aus einer neuen Aufstellung Artillerie- und Infanteriefeuer entgegenschickte, so wurde die Verfolgung eingestellt, nachdem die Brigade nur einen Mann verloren hatte.

Es stellte sich heraus, dass die angegriffene Abtheilung die Arrièregarde von Sumner's Armeecorps war, welches sich nach Vienna zurückzog; später erfuhren wir, dass Hampton's Angriff eine gräuliche Verwirrung in dem ganzen Corps erzeugt hatte. Mit einem kleinen Detachement von Cavallerie und reitender Artillerie ging ich nach Fairfax Court house hinein und erhielt dort wichtige Informationen, welche ich sofort dem commandirenden General mittheilte. In der Nacht zum 2. September bivouakirte das ganze Commando nahe Fairfax Court house, mit Ausnahme von Robertson's

Brigade, welche in Folge eines Missverständnisses vor dem Gefechte wieder nach Chantilly zurückgekehrt war.

Während dieser Begebenheiten bei Fairfax Court house hatte sich das 2. Virginien-Cavallerie-Regiment, Oberst T. T. Munford, auf meinen Befehl nach Leesburg begeben, um dort eine Abtheilung Marodeure unter Means' Commando gefangen zu nehmen, welche schon seit längerer Zeit jene Gegend unsicher machten und die Einwohner belästigten. Oberst Munford erreichte die Nachbarschaft von Leesburg am Nachmittage des 2. Septembers und erfuhr, dass Means in der Stadt selbst wäre. Er machte deshalb, unterstützt von drei Compagnien des Maryland-Cavallerie-Regiments, die auf der Point of Rocks-Strasze stehen blieben, einen Umweg auf Edwards Ferry zu, und attackirte von dort aus die feindliche Partei und zwar mit gutem Erfolge, indem er nach einem heftigen Gefechte den Feind zum Rückzuge zwang und ihn bis Waterford zurückdrängte. Der Verlust des Feindes betrug 11 Todte, 9 Verwundete und 47 Gefangene, darunter 2 Capitains und 3 Lieutenants. Auf unserer Seite fiel Lieutenant Davis, auszerdem wurden noch Einige verwundet. In diesem Gefechte schloss sich Edmund, ein Neger, der einem der Leute des Commando's gehörte, freiwillig dem Gefechte an und erschoss im Handgemenge Averhart, einen der hervorragendsten Schurken von Means' Bande. Aus den erbeuteten Papieren des Gegners ging hervor, dass die Partei aus 150 Mann bestand und dass Alle auszer 40 getödtet oder gefangen wurden, indem sie glaubten, dass wir 2000 Mann stark wären, während nur 123 Mann die Attacke machten.

Am Morgen des 3. Septembers vollführte General Fitz Lee in Folge der von mir gegebenen Instructionen mit seiner Brigade und einer Abtheilung reitender Artillerie eine Demonstration auf Alexandria zu, während Hampton's Brigade, über Hunters Mühle auf die Leesburg-Chaussée unterhalb Dranesville zugehend, nahe jener Stadt ein Lager bezog. Robertson's Brigade, welche inzwischen von der Little River-Strasze herangekommen war, lagerte sich dicht daneben. Die Hauptarmee bewegte sich inzwischen auf Leesburg zu. Von der Cavallerie wurden während der Zeit Demonstrationen nach Georgetown und der Ketten-Brücke hin gemacht, zu welchem Zwecke Robertson's Brigade in der Richtung auf Falls Kirche hin sich bewegte. Zwischen Vienna und Lewinsville traf er die feindlichen Vorposten, welche er nach kurzem Gefechte zum Rückzuge brachte. Nachdem er einen Theil der Cavallerie und ein Geschütz nahe Lewinsville aufgestellt hatte, um sich vor Ueberraschungen zu sichern, pflanzte

er die übrige Reiterei in möglichst breiter Front in einer guten Stellung nahe der Kirche auf und eröffnete das Feuer mit seinen beiden, ihm bleibenden Geschützen. Der Feind antwortete mit ebenso viel Stücken, und so dauerte die Kanonade bis gegen Abend fort, wo der Gegner mehrere Regimenter entwickelte, um Robertson anzugreifen. Seinen Instructionen gemäsz zog sich Letzterer, ohne ein Gefecht anzunehmen, zurück.

Die Cavallerie folgte im Uebrigen der Hauptarmee über Leesburg bis über den Potomac. Jenseits desselben übernahm Lee's Brigade die Vorhut und ging auf Poolesville zu. Hier traf Lee einen Theil der feindlichen Cavallerie, welche er sofort angriff und zum gröszten Theile zu Gefangenen machte. Der Empfang unserer Truppen in Maryland war von den gröszesten Freudenbezeugungen begleitet und die Hoffnung, den Einwohnern die Möglichkeit zu geben, das tyrannische Joch von den Schultern zu schütteln, erfüllte die Herzen der Mannschaften mit neuer Kraft und Begeisterung.

Da die Hauptarmee auf Frederick zu marschirte, so nahm auch die Cavallerie ihre Bewegungen dem entsprechend auf, indem sie die Flanke der Armee deckte; zu diesem Zwecke stellte sie sich bei Urbanna auf, Hampton's Brigade als Vorhut nehmend. Letztere hatte das Glück, einen Courier, welcher Depeschen vom Präsidenten Davis an General Lee trug, aus den Händen eines Mitgliedes des gegnerischen Signalcorps zu befreien. Glücklicherweise waren die Depeschen durch die Geistesgegenwart des Couriers nicht in die Hände des Feindes gerathen und wurden noch rechtzeitig an die richtige Adresse befördert. In Urbanna stiesz Robertson's Brigade, nunmehr unter dem Befehle des Obersten T. T. Munford, wieder zu uns.

Nahe diesem Flecken blieb ich mit der Division bis zum 12. September stehen, indem ich die Front der Hauptarmee, die bei Frederick stand, nach Washington zu deckte. Mein linker Flügel (Lee's Brigade) stand bei New-Market an der Baltimore-Ohio-Bahn, mein Centrum (Hampton's Brigade) bei Hyattstown und mein rechter Flügel (Robertson's Brigade, commandirt von Munford) in der Richtung auf Poolesville zu, mit einem Regimente (12. Virginia) bei jenem Orte selbst.

Da der Feind gegen meine Front vorging, so war Hampton's Brigade bald in verschiedenen Gefechten nahe Hyattstown engagirt, bei welchen allen er sich die Gegner vom Leibe hielt. Am 8. September erhielt ich Nachricht, dass der Feind auf Poolesville zu marschirte, weshalb ich Oberst Munford dorthin dirigirte, um jenen Punkt zu halten. Munford's Vorhut war eben bei jenem Orte angekommen,

als der Feind mit drei Regimentern Cavallerie und vier Geschützen sich entwickelte. Munford wählte sich eine gute Stellung, welche er mit zwei Geschützen besetzte, denen sofort zwei feindliche Stücke antworteten. Kaum war das Feuer eröffnet, als ein Theil der feindlichen Cavallerie sich plötzlich in Bewegung setzte und das eine Geschütz zu nehmen versuchte; doch Capitain Myers, welcher das 7. Virginien-Cavallerie-Regiment befehligte, griff sie sofort an und jagte sie zurück. Auch das andere Geschütz (welches in einiger Entfernung vom ersten aufgepflanzt war) wurde von feindlicher Cavallerie attackirt; aber auch dieses wurde durch den Oberst Harman gerettet, welcher schnell 75 Mann vom 12. Virginien-Cavallerie-Regiment sammelte und sich auf die Angreifenden warf, wodurch der Choc parirt wurde. Oberstlieutenant Burks, welcher augenblicklich das 21. Virginien-Cavallerie-Regiment befehligte, behauptete einen Kreuzweg, welcher die vom Sugar Loaf-Gebirge kommenden Wege beherrscht, gegen alle Angriffe des Feindes, welche er durch das Feuer von Scharfschützen abwehrte, die er in reichlicher Zahl entwickelt hatte. Er verlor dabei 15 Mann an Todten, Verwundeten und Vermissten. Der Kreuzweg wurde drei Tage hindurch erfolgreich vertheidigt, während welcher Zeit fast ununterbrochenes Artillerie- und Schützenfeuer aufrecht erhalten wurde, bis am 11. September sich gröszere feindliche Infanteriemassen in Bewegung setzten, um die wichtige Position gewaltsam zu nehmen. Da die ganze von der Division bis dahin innegehabte Stellung schon länger gehalten war, als es im ursprünglichen Plane des commandirenden Generals lag, indem nur die Wegnahme von Harpers Ferry gedeckt werden sollte, so zog sich die Cavallerie bis in die Nähe von Frederick zurück.

Da Lee's Brigade von New-Market zurückgehalten war und den Monocacy nahe bei Liberty überschritten hatte, so wurde auch Robertson's Brigade in die Richtung auf Jefferson zurückgezogen und Hampton's Brigade nach Frederick hineingezogen, um den Rücken der auf Middletown sich bewegenden Hauptarmee zu decken. Hampton schickte seine Patrouillen und Vorposten nach allen Seiten aus, von denen der Feind etwa herankommen könnte, und erfuhr hierdurch am 12. September Mittags, dass eine gröszere Abtheilung auf der National-Strasze herangezogen käme. Da zwei Schwadronen als Picket an der Brücke über den Monocacy zwischen Urbanna und Frederick zurückgelassen worden waren, so war es von Wichtigkeit, den weiteren Vormarsch des Feindes hier aufzuhalten, bis die zwei Schwadronen zurückgezogen werden konnten. Zu diesem

Zwecke wurden die beiden bereits in Position gestellten Geschütze durch ein gezogenes Geschütz verstärkt und eine Schwadron vom 2. Süd-Carolina-Cavallerie-Regimente unter Lieutenant Meighan zur Unterstützung der Batterie vorgeschickt. Der Feind erschien auch bald und eröffnete ein Feuer auf die Schwadron, wodurch ein so langer Aufenthalt erzielt wurde, dass das inzwischen benachrichtigte Detachement von der Brücke zurückgezogen werden konnte. General Hampton ging nunmehr langsam zurück und schickte seine Artillerie durch die Stadt, um zwischen der Stadt und dem Gebirge eine vorher ausgesuchte Stellung zu besetzen. Der Feind drängte scharf vorwärts, und nahm, unterstützt von anderthalb Regimentern Infanterie, die durch die rückmarschirenden Truppen dicht gedrängten Straszen der Stadt unter Feuer. Um der Brigade einen sicheren Rückzug zu gewähren und Luft zu machen, beschloss Hampton, die vorrückende Abtheilung zu attackiren, wozu Oberst Butler mit dem 2. Süd-Carolina-Regimente commandirt wurde.

Derselbe griff, die Schwadron des Lieutenants Meighan voran, den Feind so heftig an, dass derselbe nach allen Seiten auseinanderstob, wobei viele Feinde getödtet und verwundet und zehn Gefangene gemacht wurden, unter denen sich der Commandeur des 23. Ohio-Regiments befand; auch wurde ein Geschütz erobert. Da fünf Pferde des letzteren getödtet waren, so konnte dasselbe leider nicht fortbewegt werden. (Der Bericht des Gegners, der bald nach der Affaire veröffentlicht wurde, bestätigt diese Angaben.) Nach dieser Belehrung machte der Feind keine Versuche mehr, unseren Rückmarsch zu stören. Die Brigade zog sich langsam zurück und bivouakirte in jener Nacht bei Middletown. Oberstlieutenant Martin war mit einem Detachement und zwei Geschützen zurückgelassen worden, um das Catoctin-Gebirge zu halten, während Munford den Pass desselben Gebirges bei Jeffersontown decken musste. (Sein Commando bestand nur noch aus dem 2. und 12. Virginien-Cavallerie-Regimente, indem das 6. Virginien-Regiment in Centreville zurückgelassen war, um die eroberten Vorräthe und Waffen zu sichern; das 17. Bataillon war vor Ueberschreitung des Potomac nach Berkely vorgeschickt und das 7. Virginien-Cavallerie-Regiment zum General Jackson commandirt worden, der es bei seinem Unternehmen gegen Harpers Ferry verwandte.)

Alle Anstrengungen wurden nunmehr darauf gerichtet, sichere Auskunft über die Natur der feindlichen Bewegungen zu erhalten, ob solche nur auf Erkennung unserer Stellung ausgingen oder ob eine Offensivbewegung gegen unsere Hauptmacht im Plane lag.

Allein der Feind vermied sorgfältig die geringste Entfaltung seiner Kräfte mit Ausnahme der Decouvrirung eines Theiles von Burnside's Corps, und selbst die Lagerfeuer wurden in dieser Zeit nicht angezündet, um die Stellungen nicht zu verrathen. Diese Beobachtung wurde sofort dem commandirenden General durch General D. H. Hill zugestellt, der jetzt bei Boonsboro stand, und zugleich mitgetheilt, dass ich die Stellung, welche ich inne hatte, für eine sehr starke Armeestellung hielt. Der Freitag, der Tag, an welchem nach der Berechnung des commandirenden Generals Harpers Ferry fallen sollte, war vorübergegangen und konnte auch nach meinen Erkundigungen an diesem Tage die nicht starke Garnison dieses befestigten Lagers sich bereits ergeben haben; allein trotzdem glaubte ich meine Position nicht aufgeben zu können, ohne den Feind so lange wie möglich aufzuhalten und ihn zum Zeigen seiner Kräfte zu bewegen. Um dies zu bewerkstelligen, hatte ich, ehe ich Frederick verliesz, an General Fitz Lee den Befehl ergehen lassen, zu versuchen, von seiner Position aus, auf meinem linken Flügel, den Rücken des Feindes zu gewinnen.

Am Morgen des 13. Septembers ging ich mit der Brigade Hampton's vor, um den Oberst Martin zu unterstützen. Dieser war nämlich von dem Feinde, der seinen vergeblichen Angriff vom Tage vorher wieder gut machen wollte, von beträchtlichen Truppen angegriffen worden. Als die Avantgarde des Feindes zurückgedrängt war, postirte er die Artillerie auf der Chaussée und feuerte auf das Detachement des Oberst Martin, welcher den Kamm des Gebirges besetzt hielt. Capitain Hart beantwortete dies Feuer mit einem Zuge gezogener Geschütze so wirkungsvoll, dass die feindliche Artillerie mehrmals die Stellung wechseln musste. Während dessen waren auch die Scharfschützen auf beiden Seiten in heftigen Gewehrkampf gerathen, unter dessen Schutz der Feind zwei Infanterie-Brigaden entwickelte, die ersten Truppen, die überhaupt entdeckt wurden, so sorgfältig hatte er seine Streitkräfte verborgen gehalten. Um 2 Uhr Nachmittags mussten wir den Kamm des Gebirges aufgeben und gingen in eine Stellung bei Middletown zurück. Alle diese Ereignisse wurden sofort pflichtschuldigst durch General D. H. Hill dem commandirenden General gemeldet.

In den Gefechten im Catoctin-Gebirge und bei Middletown zeichneten sich die Jeff. Davis-Legion und das 1. Nord-Carolina-Cavallerie-Regiment unter den resp. Commando's des Oberstlieutenants Martin und Oberst Baker durch Tapferkeit aus, und behielten trotz eines sehr heftigen Artillerie- und Musketenfeuers vollständige Fassung,

ohne dass die Reihen derselben im Geringsten auszer Ordnung gekommen wären. Capitain Siler, ein tapferer Offizier, hat sich während des Gefechtes das Bein gebrochen.

Der Feind erschien bald und überstieg das Gebirge, wobei wiederum heftige Gefechte zwischen Artillerie und Scharfschützen sich entspannen, bei denen der Oberst Baker, der mit seinem Regimente die Nachhut hatte, sich besonders hervorthat. Diese Gefechte hielten den Feind so lange auf, bis meine Absicht erreicht war, dem General D. H. Hill Zeit zu geben, den Pass des South-Gebirges hinreichend stark zu besetzen; in diesen Pass zog ich mich hinein, noch immer in dem Glauben, dass Harpers Ferry übergeben sei. Als ich den Pass bei Boonsboro erreichte und fand, dass General Hill's Truppen denselben hinlänglich zu schützen vermochten, sandte ich General Hampton mit seinem ganzen Commando nach Cramptons-Pass, um dort den Oberst Munford zu verstärken, da dieser Punkt jetzt der schwächste unserer Linie war. Ich selbst blieb mit der Jeff. Davis-Legion im Passe bei Boonsboro bis zur Nacht; derselbe wurde vorläufig nicht angegriffen; auch war dieser Pass für Cavallerie-Operationen ganz ungeeignet, da schon ein einzelner Reiter Mühe hatte, sich auf den abschüssigen Wegen zu bewegen.

Indem ich deshalb nur die Legion dort liesz, dirigirte ich den Oberst Rosser mit einem Detachement Cavallerie und der Stuart-Artillerie (reitende) nach Braddocks Pass, um diesen zu besetzen; ich selbst machte mich auf den Weg, um zu dem Hanpttheile meiner Division mich zu begeben, der, wie gesagt, bei Cramptons Pass vereint war. Die Nacht blieb ich bei Boonsboro. Ich hatte bis dahin den General D. H. Hill nicht gesehen, jedoch in der Nacht sandte er den General Ripley zu mir, um von mir Auskunft über Communicationen und Pässe in einem Gebiete zu erhalten, in welchem General D. H. Hill nun schon seit zwei Tagen mit seinem Commando operirte. Ich gab bereitwilligst jede Auskunft, die ich auch mit meinen Specialkarten*) belegen konnte. Alle meine sonstigen Kenntnisse über den Feind etc. hatte ich bereits durch die Hände des Generals an den commandirenden General gehen lassen. Seine Truppen waren pflichtschuldigst von dem Nahen des Feindes unter-

*) General Stuart hielt mit groszer Gewissenhaftigkeit und unermüdlichem Fleisze auf die Instandhaltung resp. Bereitung des genauesten Kartenmaterials; die zwei bis drei Ingenieur-Offiziere seiner Umgebung waren stets in Thätigkeit. Auch ich habe manche Karte für ihn angefertigt, die er deshalb schätzte, weil die dort nicht bekannte Manier, die Croquis mehrfarbig anzulegen, ihm das Lesen der Karten sehr erleichterte!

richtet worden und sah ich sie in Gefechtsstellung aufmarschirt, bereit den Gegner zu empfangen; ich selbst habe in Abwesenheit des Generals den Commandeuren noch einige Rathschläge gegeben, wie sie die Localitäten beim Gefechte zu benutzen hätten.*)

Am nächsten Morgen kam ich in Cramptons Pass an, welches ich für einen der gefährdesten Punkte halten musste.

General Hampton ging, wie befohlen, gegen Burkesville vor. Da General Jackson vor Harpers Ferry stand und Mac Laws mit seiner Division Marylands Höhen (nördlich des Potomac) besetzt hielt, um das Entweichen der föderirten Garnison zu verhindern, so glaubte man, dass der Feind seine Hauptanstrengungen gegen Mac Laws auf der Strasze durch den Crampton-Pass richten würde. Auf seinem Wege zu dem Passe bemerkte General Hampton ein feindliches Cavallerie-Regiment, welches auf einer Parallel-Strasze marschirte, sofort wurde Oberstlieutenant Young mit der Cobb-Legion gegen dasselbe vorgeschickt, welcher es zerstreute, dreiszig Mann tödtete oder verwundete und fünf Gefangene machte. Unser Verlust betrug vier Todte und neun Verwundete; unter ersteren Lieutenant Marshall und Sergeant Barksdale und unter letzteren Oberstlieutenant Young und Capitain Wright. Alle diese zeichneten sich durch Tapferkeit aus.

Als darauf Hampton sich dem Passe näherte, hielt Oberst Munford die anmarschirende Colonne für eine feindliche und befahl seiner Artillerie, auf dieselbe zu feuern. Glücklicherweise wurden die Vorbereitungen dazu von Hampton bemerkt und deshalb schleunigst eine weisze Fahne improvisirt, welche noch zu rechter Zeit ein groszes Unheil ablenkte.

Hampton's Brigade blieb über Nacht an dem Passe. Als ich aber sah, dass bis zum Morgen nach meiner Ankunft der Feind keinerlei Demonstrationen gemacht hatte, den Pass anzugreifen, so fürchtete ich, dass er direct von Frederick nach Harpers Ferry gehen könnte, und hielt es deshalb für klüger, Munford allein die Vertheidigung des Passes zu überlassen, bis er durch Infanterie verstärkt werden würde, und Hampton näher an den Potomac heran zu ziehen. General Mac Laws wurde von der Lage der Dinge benachrichtigt und sandte den General Howell Cobb mit seiner Brigade nach dem Crampton-Passe ab. General Hampton's Commando wurde

*) Diese Angaben scheinen in Abwehr von Beschuldigungen gegeben zu sein, welche General D. H. Hill, der als etwas mürrisch bekannt war, wohl gegen Stuart ausgesprochen hatte.

am Südende des South-Gebirges aufgestellt und schickte derselbe Patrouillen und Vorposten auf den Straszen nach Frederick und Point of Rocks vor. Ich selbst begab mich in das Hauptquartier des Generals Mac Laws, um ihm mit dem Stande der Dinge bekannt zu machen, auch ritt ich mit ihm auf die Maryland-Höhen, von wo man Harpers Ferry überblicken konnte, welches noch nicht gefallen war. Ich erklärte ihm die Lage und Richtung der Straszen in jener Gegend, welche ich bei Gelegenheit des John Brown-Raid näher kennen gelernt hatte, und legte ihm wiederholentlich die Wichtigkeit ans Herz, die Strasze, welche von der Furth bei der Kennedy-Farm nach Sharpsburg führt, mit einer starken Feldwache zu besetzen. Diese Unterlassung rächte sich dadurch, dass die ganze Cavalleriebesatzung von Harpers Ferry während der Nacht vor der Capitulation gerade auf dieser Strasze entwich und den Trains von Longstreet's Corps beträchtlichen Schaden zufügte.

Ich hatte Oberst Munford Befehl gegeben, als ältester Offizier das Commando im Passe zu übernehmen und denselben unter allen Umständen zu halten. Oberst Munford gab ähnliche Instructionen den Offizieren, welche die beiden Infanterie-Abtheilungen von Mahone's Brigade commandirten, welche dort anwesend war, und postirte die Infanterie hinter eine Steinmauer an dem östlichen Fusze des Gebirges. Chew's Batterie und eine Section von Marine-Haubitzen, welche zur Portsmouth-Batterie gehörten, wurden am Abhange des Gebirges aufgepflanzt und die ganze Cavallerie abgesessen und als Scharfschützen auf den Flanken in Position gebracht. Der Feind liesz auch nicht lange auf sich warten und griff mit übermächtigen Kräften die Stellung an, indem sich sofort eine Division Infanterie zum Angriffe entwickelte. Der Feind wurde zwar mit einem schnellen und gut gezielten Feuer unserer Batterien empfangen, aber er ging unaufhaltsam vorwärts, gedeckt in der Front durch eine dichte Schützenlinie, mit der alsbald auch unsere Infanteristen und Cavalleristen in ein heftiges Gewehrfeuer verwickelt wurden. Oberst Parham, der Mahone's Brigade commandirte, kam bald darauf mit dem 6. und 12. Virginien-Infanterie-Regimente an, welche zusammen kaum 300 Mann zählten; diese kleine Truppenzahl hielt wenigstens drei Stunden lang die Stellung besetzt und den Feind in Schach, ohne auch nur im Mindesten von General Semmes unterstützt zu werden, der, wie Oberst Munford meldet, an dem nächst unteren Passe stand und Alles mit ansehen konnte, was hier geschah. Schlieszlich kam General Cobb mit zwei Regimentern der kleinen Zahl zu Hülfe, die das Defilée hielten. Auf des Generals Ersuchen stellte Oberst Mun-

ford selbst die beiden neu angekommenen Regimenter in Position, nachdem die bisherigen Vertheidiger, deren Munition erschöpft war, gezwungen waren, ihre Stellungen aufzugeben. Der Feind benutzte diesen Umstand, brach plötzlich vor und brachte die Regimenter in Verwirrung, noch ehe sie die Position besetzt hatten. General Cobb machte zwar die gröszten Anstrengungen, sie wieder zu sammeln, allein ohne irgend eine Wirkung, und es war augenscheinlich, dass der Pass verloren war. Unter diesen Umständen formirte Oberst Munford, dessen Artillerie sich wegen Mangels an Munition ebenfalls zurückgezogen hatte, seine Cavalleristen und führte sie den rückwärtigen Abhang hinunter bis zu dem Punkte der Boonsboro-Strasze, an welchem die Pferde der abgestiegenen Mannschaften aufgestellt waren. Der Feind war aber an dem Gabelpunkte der Harpers Ferry- und Boonsboro'-Strasze eher angekommen, als viele Cavalleristen denselben erreicht hatten, — indem die Cavallerie, da die Infanterie in groszer Unordnung abgezogen war, zuletzt die Position verliesz.

In diesem heiszen Gefechte behielten die beiden (2. und 12 Virginien-) Cavallerie-Regimenter eine achtungswerthe Haltung, indem sie mit ihren weittragenden gezogenen Flinten dem Feinde viel Schaden beibrachten, wobei sie von den Truppen unter Oberst Parham unterstützt wurden, welcher seine Stellung so lange auf das Tapferste hielt, bis er von allen Seiten bedrängt wurde.

Als ich das Getöse des Gefechtes bei Cramptons Pass hörte, ritt ich in gestrecktestem Laufe dorthin und traf bei einbrechender Dunkelheit das Commando des Generals Cobb, welches in groszer Unordnung sich das Pleasant-Thal hinab bewegte. Er meldete, dass der Feind nur 200 Yards und in übermächtiger Zahl hinter ihm her sei. Sofort hielt ich das Commando an und vertheilte Leute auf beide Seiten der Straszen, um den Feind mit Gewehrfeuer zu empfangen; auch eine zufällig mir in die Hände kommende Batterie stellte ich in günstiger Position nahe der Strasze auf. Da der Feind nicht herankam, so sandte ich Recognoscirungspatrouillen aus, die selbst innerhalb einer Viertel-Meile keinen Feind entdecken konnten. Feldwachen wurden daher ausgestellt und das Commando lagerte sich unter theilweiser Ruhe. Am nächsten Morgen, nachdem noch mehr Infanterie und Cavallerie auf diesen Punkt gebracht worden war, wurden Vorbereitungen gemacht, um den Feind wieder zurückzuwerfen (Generalmajor R. H. Anderson übernahm das Commando über die vereinten Truppen). Doch da die Schlacht bei Boonsboro' (auch die am South-Gebirge genannt), welche am Abende vor-

her stattgefunden hatte, ungünstig für unsere Waffen ausgeschlagen war, so gingen sämmtliche Truppen aus dieser Gegend nach Sharpsburg zurück.

Am Nachmittage ergab sich Harpers Ferry. Am Abende vorher kam General Fitz Lee mit seiner Truppe nach Boonsboro und meldete dem commandirenden General, dass es ihm nicht möglich gewesen sei, den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen.

Sein Commando erhielt nunmehr den wichtigen und schwierigen Auftrag, die Infanterielinien zu besetzen, damit letztere sich während der Nacht unbemerkt zurückziehen konnten; am andern Morgen hatte er den Rücken dieser nach Sharpsburg abziehenden Colonne zu decken, während Hampton dasselbe für Mac Laws' Division vollführte, welche er von Pleasant Valley bis nach Harpers Ferry brachte. Ich selbst meldete mich in Harpers Ferry beim General Jackson und ritt von dort, auf sein Ersuchen, zu dem commandirenden General bei Sharpsburg, um ihm Jackson's Ansichten und die von ihm gesammelten Erkundigungen etc. mitzutheilen.

Als unsere Armee auf den Hügeln, welche den Antietam überschauen, in Schlachtlinie aufgestellt war, wurde ich zum linken Flügel commandirt, wo Fitz Lee's Brigade Stellung nahm, nachdem er unter heftigem Gefechte zwischen dem Feinde und seiner Nachhut von Boonsboro zurückgekehrt war. Munford's schwaches Commando stand auf Lee's rechtem Flügel.

Am Nachmittage des 16. Septembers entdeckte man, dass der Feind mit einer Colonne über den Antietam setzte, in der offenbaren Absicht, unseren linken Flügel bei der Dunkard-Kirche zu umgehen und die grosze Strasze in unserem Rücken zu gewinnen. Dies wurde rechtzeitig gemeldet und die Bewegung überwacht. Vor einbrechender Nacht fand noch leichtes Scharmützeln statt. Ich zog die ganze Cavallerie etwas weiter nach links, indem ich der Infanterie mehr Platz einräumte, auch besetzte ich einen sehr günstig gelegenen Hügel mit Artillerie, um mit derselben bei dem am nächsten Morgen erwarteten Angriffe eine gute Wirkung zu erzielen. General Jackson war am Abende vor der Schlacht noch rechtzeitig genug von Harpers Ferry eingetroffen, um in die Schlachtlinie einzurücken, denn die Schlacht begann schon früh am nächsten Morgen. Die Cavallerie wurde zum Schutze der Artillerie aufgestellt, welch' letztere den rechten feindlichen Flügel der Länge nach zu bestreichen vermochte. Zu dieser Zeit wurde Oberstlieutenant J. T. Thornton des 3. Virginien-Cavallerie-Regimentes an der Spitze seines Regimentes

tödtlich verwundet; er war ein braves und eifriges Mitglied meiner Division; der Staat verliert in ihm eine seiner schönsten Zierden.

Das Feuer wurde mit schrecklicher Wirkung auf den Feind unterhalten; da die Stellung meiner Artillerie eine Zeit lang gefährdet schien, so schickte Jackson als weiteren Schutz derselben Early's Brigade mir zu Hülfe. Da aber der Feind in seiner Umgehung bei Dunkard Kirche zu weit ausgeholt hatte und dessen Batterien meine Leute nicht erreichten, so konnte ich die Artillerie ohne Gefahr in eine etwas weiter rückwärts gelegene Stellung ziehen, wo sie mehr mit unserer Armee in Verbindung blieb und doch dieselbe Wirkung erhoffen konnte. Ich sandte demgemäsz General Early wieder zurück und behielt zum unmittelbaren Schutze meiner Batterien nur das 13. Virginien-Infanterie-Regiment zurück, welches Capitain Winston befehligte.

Die Artillerie erreichte in ihrer neuen Stellung noch gröszere Erfolge als bisher und auch das 13. Regiment konnte wirksam in die Schlacht eingreifen. Da auch Early's Division ein erfolgreiches Feuer in die Front des Feindes schickte, während meine Artillerie und Infanterie schwer auf die Flanken drückten, so brachen bald die vor uns stehenden feindlichen Linien und wurden dann 1000 Yards weit, längs der Strasze nach Williamsport, verfolgt. In dieser Verfolgung sah ich einen Theil von Banesdale's und Semme's Brigaden mitwirken, auch hielt ich ein Regiment von Ransom's Brigade fest und stellte dasselbe sehr günstig auf unserem linken Flügel auf, nachdem die Verfolgung durch die feindliche Reserve-Artillerie zum Stehen gebracht worden war. Nachdem ich General Jackson gemeldet hatte, was auf dem linken Flügel vorgegangen war, befahl er mir, diese vorgeschobene Position zu behaupten, während er alle irgend disponible Infanterie aufbringen und mir zuschicken wolle, um meinen Erfolg weiter auszubeuten. Allein diese Verstärkungen wurden auf andere Theile des Schlachtfeldes geschickt und ein eigentlicher Kampf fand auf dem linken Flügel nicht mehr statt, auszer einem langsamen Artilleriefeuer.

Da der Feind die (unentschiedene) Schlacht am nächsten Tage nicht erneuerte, so wurde beschlossen, seinen rechten Flügel zu umgehen. Mir fiel die Ehre zu, diese Bewegung in die Wege zu leiten. Ich fand jedoch bald, dass die starken Biegungen des Flusses uns beim Ueberschreiten desselben auf die Nähe von etwa 800 Yards an die feindlichen Batterien brachten, und liesz deshalb die Bewegung aufgeben.

Als der commandirende General beschloss, über den Potomac

wieder zurückzugehen, wurde dem General Fitz Lee der delicate und schwierige Auftrag zu Theil, diesen Abmarsch zu decken, während ich den Befehl erhielt, den Potomac mit Hampton's Brigade unbemerkt zu durchfurthen, nach Williamsport zu marschiren, dort wieder über den Potomac zurückzugehen und so im Rücken des Feindes eine Diversion zu Gunsten des Rückmarsches der Armee zu veranlassen. Da aber Hampton's Brigade erst in der Nacht die Furth erreichte und letztere sehr schwer zu finden, schmal und steinig war, so wurde sie von Vielen verfehlt, die nun gezwungen waren, über den Fluss zu schwimmen.

Fitz Lee's Auftrag wurde erfolgreich gelöst, auch seine eigene Brigade brachte er am Morgen des 19. Septembers sicher auf die Südseite des Potomac hinüber.

Hampton's Brigade ging in einiger Entfernung oberhalb Williamsport über den Strom, während ein Theil des 12. Virginien-Cavallerie-Regimentes unmittelbar bei Williamsport über den Strom setzte, indem es die dort placirten Feldwachen über den Haufen warf. Bei dieser Diversion wurde ich von einem Infanterie-Bataillone unterstützt, welches Capitain Randolph (von dem 2. Virginien-Regimente) führte, sowie durch ein Detachement vom 11. Georgien-Regimente und andere kleinere Detachements sowie durch einen Zug der Salem-Artillerie und eine Haubitze der 2. Compagnie.

Die Brücke über den Canal war zerstört, aber es wurde ohne viel Arbeit eine gute Laufbahn unter dem Aquaducte, über den Conochocheague, erbaut. Nachdem ich Hampton's Brigade und die übrigen Truppen auf die Höhen bei Williamsport hinaufgeführt hatte, machte ich offensive Demonstrationen gegen den Feind.

Ich erreichte auch, dass am 20. September eine grös̈zere Colonne sich gegen mich bewegte, an deren Spitze Couch's Division marschirte. Indem wir eine breite Front zeigten, blieben wir den Tag über in Stellung und hielten den Feind bis zum Dunkelwerden auf. Nachdem wir den ganzen Tag scharmützelt hatten, zogen wir uns Abends ohne Verluste über den Potomac zurück. —

Während der Maryland-Campagne hat zwar mein Commando an keinem Tage so viel Verluste gehabt, als die Cameraden der anderen Waffen, allein durch die schlaflosen Wachen und den anstrengenden täglichen Dienst des „petite guerre" haben sich die Verluste, welche die Division im Laufe des ganzen Monats erhielt, sehr aufgehäuft. An keinem Tage, von der Ueberschreitung des Potomac bis zur Rückkehr auf das diesseitige Ufer, ist die Division ohne

Gefecht gewesen, und auch in der Schlacht bei Sharpsburg hat sie in schwerem Artilleriefeuer gestanden. Ihre Dienste waren Ursachen der gröszeren erreichten Erfolge, und die Offiziere wie die Leute meines Commando's denken mit Stolz an die Maryland-Campagne von 1862 zurück.

Ich bedauere auszerordentlich, nicht die Mittel zu haben, der Tapferkeit der uns unterstützenden fremden Commando's, deren verdienstvolles Wirken bei Sharpsburg und Williamsport wir beobachten konnten, speciell zu erwähnen, da deren Namen mir nicht mehr erinnerlich sind. General Early führte seine Division in der ersteren Schlacht mit groszer Kaltblütigkeit und richtigem Verständnisse, auch Oberst Smith vom 49. Virginien-Regimente war auszerordentlich brav und ruhig.

Eines der Regimenter von Ransom's Brigade zeigte grosze Tapferkeit und hielt längere Zeit selbstständig eine wichtige isolirte Position auf dem äuszersten linken Flügel.

Der tapfere Pelham*) entfaltete alle die edlen Eigenschaften, die ihn unsterblich gemacht haben. Er hatte unter seinem Commando Batterien von allen Theilen des Jackson'schen Corps. Die Batterien von Poague, Pegram und Carrington, die einzigen, deren ich mich jetzt noch erinnere, thaten glänzende Dienste, wie auch die ganze Stuart-Artillerie, alle unter Pelham's Leitung. Der Hügel, welcher so lange und so tapfer nur von der Artillerie gehalten wurde, war von groszem Einflusse auf die Haltung des ganzen linken Flügels der Schlacht.

Major Heros von Borcke entfaltete seinen gewöhnlichen Muth, sein Geschick und seine Energie. Sein Beispiel war von hohem Werthe für die Truppen.

Cadett W. Q. Hullihen zeichnete sich auf dem Felde bei Sharpsburg durch seine Kaltblütigkeit und werthvollen Dienste als Adjutant aus. Auch halte ich es für angemessen, hier eines jungen Burschen, Namens Randolph von Fauquier, zu erwähnen, der augenscheinlich erst zwölf Jahre alt, mir verschiedene Sendungen von General Jackson überbrachte, die er unter groszer persönlicher Gefahr und mit einer Klarheit der Auffassung überlieferte, die ihm Ehre machen etc. etc.

Ich habe die Ehre zu sein

Hochachtungsvoll, Ihr gehorsamer Diener

J. E. B. Stuart, Generalmajor.

An den Oberst R. H. Chilton. Stabschef der Nord-Virginien-Armee.

*) Er war der Commandeur der reitenden Artillerie und fiel April 1863.

Nach mehreren Gefechten, deren specielle Erwähnung dem Zwecke dieser Skizze nicht entspricht, und die nur ausgeführt wurden, um Nachrichten zu sammeln, den Feind zu beschäftigen, Transporte zu überfallen etc., erhielt Stuart durch den commandirenden General den Auftrag, den Feind auf seinem eigenen Gebiete zu beunruhigen und Näheres über die allgemeine Lage der dortigen Verhältnisse zu erforschen.

Zu diesem Raid nahm General Stuart 1800 Pferde und 4 Geschütze mit, welche er unter die Befehle des Generals Hampton stellte, während die Obersten W. Lee und Jones die Regimenter führten. Stuart marschirte nach Hedgesville, wo er in der Nacht vom 9. zum 10. October bivouakirte. In der Morgendämmerung des 10. Octobers ging er zwischen Williamsport und Hancok über den Potomac, suchte die Strasze nach Hagerstown zu erreichen, ging dann über Mercersburg und Cumberland nach Chambersburg; Oberst Jones machte einen Abstecher, um die Brücke bei Harrisburg zu zerstören, kam damit aber nicht zu Stande, da sie von Eisen war. Dann wandte Stuart sich, nachdem er einen Haken nach Westen geschlagen hatte, um den Gegner über seine Marschrichtung zu täuschen, nach Emmetsburg in Maryland, wo er enthusiastisch empfangen wurde. Bei Frederick ging er über den Monocacy und dann über Liberty, New-Market und Monrovia nach Hyattstown, welches auf Mac Clellan's Verbindungslinie nach Washington lag. Stuart stiesz aber nicht, wie er hoffte, auf feindliche Magazine. Er wollte bei Poolesville über den Potomac gehen; da er erfuhr, dass die Furth durch Stoneman's Cavallerie (4000 bis 8000 Pferde) gesperrt werden solle, so suchte er den Feind auf, griff die Tête durch eine scharfe Attacke an, deren Erfolge er, da auch Infanterie bei dem Gegner war, durch Scharfschützen poussirte, und liesz auch eines seiner Geschütze in den Kampf eingreifen. Die augenblickliche Bestürzung des Feindes benutzte er, um ungeschädigt den Potomac zu überschreiten. Das Detachement marschirte nach der Karte 21 Deutsche Meilen (mit einer Rast von einer Stunde) in 36 Stunden, in welcher Zeit es ein Gefecht lieferte und einen Strom durchfurthete. Natürlich brachte Stuart dem commandirenden General genauere Details über die feindlichen Verhältnisse mit, die ihm von den Bewohnern Marylands bereitwilligst gegeben wurden.

Unter zahllosen, oft sehr blutigen Gefechten, zum Theil gegen einen groszen Theil der Armee Mac Clellan's, verging das Jahr 1862 bis zum Winter, als Burnside das Commando übernahm und die oft erwähnte Schlacht bei Fredericksburg verlor. Bei dieser Schlacht

stand wiederum die Cavallerie auf dem Flügel, und zwar dem äuszersten rechten, und nahm mit ihrer Artillerie lebhaften Theil an dem Kampfe. Dies wird hier noch einmal erwähnt, weil in jener Schlacht zum ersten Male die ernste Absicht herrschte, auch mit der Cavallerie in Schlachten entscheidend aufzutreten. Ich lasse von Borcke sprechen: „Als wir (von einer Recognoscirung) zurückkamen, fanden wir unsere Reiter von bestem Muthe beseelt, indem sie eben auf dem äuszersten Flügel eine Abtheilung feindlicher Cavallerie abgeschlagen hatten. Unsere Cameraden der anderen Waffen hatten öfter die Cavallerie darüber bekrittelt, dass sie noch nie die Schlachten durch energische Attacken in geschlossenen Massen entschieden hätte, wie dies doch zu den Zeiten Friedrich's des Groszen und Napoleon's geschehen sei, ein Urtheil, welches wirklich unverdient und ungerecht war, da das Terrain in Virginien die Cavalleriebewegungen sehr erschwerte und die grosze Verbesserung der neuen Feuerwaffen eine grosze Aenderung in der Cavallerie-Taktik hervorgebracht hatte. Um so mehr war diese Kritik unfreundlich und übel angebracht, wenn man bedenkt, welche wichtigen Dienste die Cavallerie geleistet hatte, wie sie unter unaufhörlichen Gefechten und Märschen gesucht hatte, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Dennoch war Stuart, sowie jeder Mann seiner Truppe, vom innigsten Wunsche beseelt, zu beweisen, dass unsere Reiterei ebenso viel leisten könne, als was irgend eine Cavallerie vor uns vollbracht hätte, und wir Alle brannten mit edelstem Ehrgeize danach, auch einen dauernden Ruhm auf einem groszen Schlachtfelde zu gewinnen, wo auszerdem die ganze Armee (die amphitheatralisch auf der Anhöhe lag) Zeuge unserer Thaten sein musste. Selbst die vierzig Jahrhunderte, welche von den Pyramiden auf die Legionen des mächtigen Corsen herabschauten, konnten diese nicht mehr begeistern, als uns die Aussicht, unter Tausender Augen zu kämpfen. Die offene Ebene vor uns, welche nur von einigen Gräben und einzelnen Fenzen durchzogen war, schien einen Kampfplatz zu bieten, welcher unseren Träumen von Ruhm und Ehre so günstig wie nur möglich war; aber bei genauerer Untersuchung des Bodens fanden wir denselben so weich und lehmig, dass die Pferde knietief einsanken und ein Choc auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg versprechen konnte, selbst wenn man ihn hätte in mäszigem Galopp machen wollen!“

Als die Schlacht in der heftigsten Krisis begriffen war, wurde unser kühner Landsmann mit zwanzig Ordonnanzen auf eine Höhe zum Recognosciren geschickt, von wo aus er alle fünf Minuten eine Meldung an Stuart schicken sollte. Er beschreibt im Weiteren die

so blutige Schlacht und fährt dann fort: „Eine Stunde voll Angst und Sorge ging hin, bis endlich um 5 Uhr Abends (December) wir einzelne feindliche Flüchtlinge ausreiszen sahen, deren Zahl sich jeden Augenblick vermehrte, bis ganze Regimenter, Brigaden, ja Divisionen in äuszerster Verwirrung und wildester Angst die vor uns liegende Ebene bedeckten. Blackford (auch vom Stabe), und so aufgeregt wie ich, sprang hoch aus seinem Verstecke hervor, und den Hut schwenkend rief er: „„Gott sei Dank, sie sind geschlagen, sie laufen.““ Ja, darüber war kein Zweifel mehr, sie liefen; und alle Anstrengungen ihrer Offiziere, die ihre Säbel gegen die Leute brauchten, um sie zum Stehen zu bringen, waren völlig nutzlos. Alle Disciplin war für den Augenblick verloren, und diese Tausende von Truppen, welche wir noch eine Stunde zuvor in prächtiger militairischer Ordnung hatten avanciren sehen, zeigten nun den Anblick einer wild durcheinander stiebenden Heerde. Obgleich ich schon vordem Stuart in fortwährender Kenntniss von den feindlichen Bewegungen gehalten hatte, so sandte ich nunmehr Courier nach Courier an meinen Chef, um ihm recht eindringlich die Lage zu schildern und zu sagen, dass nach meinem Urtheile nun der goldene Moment zum Einhauen gekommen sei; aber mein General schien meinem Berichte nicht den vollen unbedingten Glauben zu schenken, bis er auf meine dringende Bitte selbst kam, um allerdings ein wenig zu spät zu sehen, wie richtig meine Beobachtungen waren!“ —

Solch ein Moment ist schnell vorbeigezogen wie ein Phänomen, das sich langsam zum Horizonte herabsenkt. Für Stuart kam er nie wieder. Er befahl diesen Abend noch eine Attacke, aber von der Dunkelheit und zahlreichen feindlichen Batterien verhindert, musste er den verlustreichen Versuch aufgeben.

Das Jahr 1863 begann verhältnissmäszig ruhig, besonders da die Cavallerie unter einer schweren Seuche zu leiden hatte, welche den prächtigen Pferdebestand sehr lichtete und schlieszlich fast zur Auflösung von Stuart's Reiterei führte, die man über das ganze Land verbreiten musste, um dem Uebel Einhalt zu thun. Deshalb füllten nur einzelne kühne Streifereien und Recognoscirungsritte die ersten Monate des Jahres aus, in denen überdies der schauderhafte Zustand der Wege fast jede Operation untersagte.

Als ich, der Einladung Stuart's folgend, in das aus sechs Zelten bestehende einfache Hauptquartier des berühmten Reiterführers kam, sasz derselbe auf einem Feldstuhle mitten im Walde. Seine Füsze gegen ein verlöschendes Feuer haltend, seine Hände in die Hosentaschen gesteckt, seinen lockigen Kopf zurückgebeugt und mit offener

Jacke die Luft auffangend, gab er ein ächtes Bild jugendlicher Elasticität, welches dadurch noch anziehender wurde, dass er ein lautes Lied sang, dessen Verse er selbst gemacht hatte. Der Refrain lautete: „Will you see joy, join the cavalry!" Aus den benachbarten Lagern antworteten entsprechende Verse mit einem schüchternen: „Will you see hell, join the cavalry", was dem General ein heiteres Lachen entlockte. Diese Situation brachte einen wahrhaft erfrischenden und anmuthenden Eindruck hervor, den ich behalten habe, so lange es mir vergönnt war, ein Mitglied von Stuart's Stabe zu sein.

Stuart's Division bestand nur aus zwei schwachen Brigaden, W. Lee und Fitz Lee (Ersterer Sohn, Letzterer Neffe des commandirenden Generals). Nachdem ich einige Zeit in dem lebhaften Hauptquartiere zugebracht hatte und zum Capitain im Stabe des Generals Stuart ernannt worden war, wurde eines Morgens plötzlich der Aufbruch befohlen. General Lee hatte nämlich in Erfahrung gebracht, dass sein Gegner (Hooker) beabsichtige, ihn in der linken Flanke anzugreifen. In Folge dessen wurde Stuart beordert, die Furthen des Rappahannock oberhalb der Hauptarmee scharf zu bewachen.

Als am 28. April Abends Stuart die Meldung erhielt, dass der Feind in gröszerer Masse über die Furthen dringe und so stark sei, dass die Feldwachen ihn nicht aufzuhalten vermochten, brach er eben in aller Frühe des 29. Aprils auf, um zu sehen und zu handeln. Die Cavallerie-Division sammelte sich bei Kelley's Furth. Ein Blick auf den über den Fluss vorrückenden Gegner, so wie die Aussagen eines gefangenen Hauptmanns vom Stabe des Generals Schurz, gaben dem General die Gewissheit, dass es sich um ein gröszeres Unternehmen von Seiten des Feindes handele, um so mehr, als derselbe die Richtung, den Rappahannock hinab, auf die Stellung des Generals Lee bei Fredericksburg zu einschlug.

Da Stuart später erfuhr, dass auch die feindliche Cavallerie unter Stoneman's Führung eine Diversion in den Rücken der Armee Lee's zu machen beabsichtige, so sandte er die Brigade W. Lee auf dessen Spuren und hing sich nur mit der anderen Brigade, Fitz Lee, der nach Fredericksburg marschirenden gröszeren Colonne an die rechte Flanke, die er durch verschiedene Angriffe in Verwirrung und ins Stocken brachte. Da er sich dem Feinde vor die Tête legen wollte, um dessen Ankunft rechtzeitig dem commandirenden General anzuzeigen, auch durch das Hemmen des feindlichen Vormarsches dem Letzteren Zeit zu geben, die Gegenmaaszregeln zu ergreifen, so wurde Tag und Nacht marschirt, um dies Endziel zu erreichen;

am 30. April ganz früh gelang es auch, eines unserer Regimenter dem Feinde vor die Tête zu legen, welches ihn mehrmals nöthigte zum Gefechte zu deployiren, also zu für uns wichtigem Aufenthalte. Da Stuart durch dieses Regiment erfuhr, dass der Feind auch auf mehreren anderen Furthen über den Rappahannock gegangen und die Stellung bei Chancellorsville erreicht habe, so liesz er seine Cavallerie bei Spotsylvania Court house zurück und beschloss nur mit seinem Stabe nach dem Hauptquartiere des Generals R. E. Lee zu reiten, um sich weitere Instructionen zu holen. Jedoch der Weg, den wir in finsterer Nacht (30. April zum 1. Mai) zurücklegten, war durch Cavallerie verlegt, so dass zu unserem Commando zurückgeschickt werden musste, um dieselbe zu vertreiben; das dazu commandirte Regiment erfüllte seinen Auftrag zwar, wurde aber in der Dunkelheit von hinten, wahrscheinlich durch zufälliges Zusammentreffen attackirt, es nahm Reiszaus im dunkelen Walde, und ich muss gestehen, dass auch wir in vollster Flucht durch die dunkele Nacht nach rückwärts jagten, indem Einer den Andern im dichten Forste verlor. Doch fast wie durch ein Wunder fanden wir uns nach einigen drolligen Scenen Alle wieder zusammen, und stieszen glücklicher Weise auf die Hauptcolonne der Brigade, die beim Ertönen des Gefechtes sofort aufgesessen war und zum Gefechtsfelde eilte. Ehe wir dort ankamen, waren die Feinde schon wieder vertrieben und achtzig Gefangene befanden sich in unseren Händen.

Es war als ob ein Unstern in dieser Nacht über der Cavallerie hing, denn als wir ein Stückchen weiter ritten und über die vergangenen Scenen plauderten, knatterten schon wieder überall Schüsse aus dem Walde in unsere Reihen hinein; sofort entstand wieder Verwirrung, denn Viele ergriffen ihren Revolver und schossen in den dichten Wald hinein; ein Schuss erzeugte wieder hundert neue, und schlieszlich attackirte in der Finsterniss unser 1. Virginien-Regiment das 3.; glücklicher Weise wurde nach einigen ausgetauschten Säbelhieben der Irrthum entdeckt. (Borcke wurde bei dieser Gelegenheit das Pferd unter dem Leibe erschossen.) Schlieszlich stellte es sich heraus, dass einzelne Nordländer, welche im Walde abgekommen waren, die Anstifter der Confusion waren, die bei dem aufgeregten Zustande der Leute solche Dimensionen angenommen hatte. Trotz der vielen Misslichkeiten, die dieses Gefecht mit sich brachte, hatte es doch zwei ganz entschiedene Vortheile: einmal verschaffte es Stuart genaueste Kenntniss von der Absicht des Feindes, die er für so wichtig hielt, dass er, trotz der anstrengenden Strapazen der beiden letzten Tage und Nächte, noch in der

Nacht von Spotsylvania Court house nach Fredericksburg ritt, um General R. E. Lee genauesten Rapport abzustatten, andererseits waren wir auf ein Detachement des Feindes gestoszen, welches vorgeschickt war, um die Fredericksburg-Richmond-Bahn zu zerstören; dieses war natürlich durch unser Gefecht verhindert worden. Im Allgemeinen aber lehrte dieses Gefecht die Nachtheile, besonders mit Reiterei Nachts in gröszeren Massen zu operiren. Zu solcher Zeit thun kleine, sicherer zu führende Pickets viel bessere Dienste. Das Verhalten der fast als Muster der Kaltblütigkeit und Tapferkeit hinzustellenden Cavallerie Stuart's in dieser Nacht ist bezeichnend.

Nach diesen Gefechten stand Stuart mit seiner Cavallerie auf dem linken Flügel von Jackson und wurde von Letzterem auch sofort dazu verwandt, um am nächsten Tage als Schleier für seinen groszen, aber letzten Hieb bei Wilderness zu dienen. Hinter dieser Wolke urplötzlich, wie ein Blitz einschlagend, konnte Jackson die furchtbare Panik des 2. Mai erzeugen. Während Stuart mit der Brigade Fitz Lee die beschriebenen merkwürdigen Nachtaffairen durchgemacht hatte, welche nicht ohne Einfluss auf die kommenden groszen Schlachten um Chancellorsville bleiben sollten, war die Brigade W. H. Lee südlicher marschirt, um den Rücken der Armee zu decken, welcher von einem, allerdings erfolglosen Raid des nordischen Reitergenerals Stoneman auch wirklich bedroht worden war. Der Rapport W. H. Lee's ist so charakteristisch gefasst, dass ich mir nicht versagen kann, ihn als nachahmungswerthe Studie eines kurzen präcisen Styles in der Uebersetzung folgen zu lassen:

Mittwoch, 29. April 1863. — Chambliss mit 13. Virginien-Cavallerie-(Regiment) und einem Geschütze wurde bei Kellys Furth zurückgelassen; Payne mit 100 Mann der 2. Nord-Carolina-Cavallerie nach Germana (Furth) geschickt. Ich mit der 9. Virginien-Cavallerie ging nach Willis Madden's mit General Stuart, verliesz ihn am Abende und ging nach Culpeper Courthouse mit jenem Regimente; Chambliss stiesz in der Nacht zu mir.

Donnerstag, 30. April. — Marschirte von Culpeper nach Rapidan Station mit der 9. und 13. Virginien-Cavallerie und einem Geschütze; liesz eine Schwadron in Culpeper, welche vor dem Feinde zurückwich und am Rapidan zu mir stiesz; Feind zeigte sich Abends.

Freitag, 1. Mai. — Engagirt mit ein oder zwei feindlichen Cavallerie-Brigaden; Colonel Reale attackirte mit einer Schwadron, um Luft zu schaffen; nahm 30 Gefangene, aber konnte sie nicht einbringen — wurde hart gedrängt; ich hatte Befehl von General

Lee, die Brücke abzubrennen und auf Gordonsville zurückzugehen; verbrannte die Brücke, aber hielt meine Stellung den Tag über inne; Feind machte gegen Abend starke Bewegungen gegen meine rechte Flanke; ich zog zur Nacht nach Gordonsville ab.

Sonnabend, 2. Mai. — Erreichte Gordonsville Morgens 11 Uhr; hörte bei meiner Ankunft, dass ein gröszerer feindlicher Körper bei Trevilian's-Depot und Louisa Courthouse versammelt sei; sandte 9. Virginia in die Richtung; deren Vorposten wurden vom Feinde zurückgetrieben; das Regiment attackirte und trieb den Feind 3 (Englische) Meilen weit, tödtete und verwundete eine Anzahl derselben und machte 32 Gefangene, einen Lieutenant; mein Verlust betrug 3 oder 4 Verwundete; die Gefangenen repräsentirten drei verschiedene Regimenter; ging zur Unterstützung vor mit 13. Virginia und 2 Geschützen; traf Colonel Reale zurückweichend; nahm Stellung und erwartete das Vorgehen des Feindes, der sich aber still verhielt; hörte, dass General Stoneman mit seinem ganzen Corps zu Louisa Courthouse sei und auf den James-Fluss zu marschire; glaubte dass seine Absicht sei, die Eisenbahn zu zerstören; da aber Niemand kam und die Kräfte Mann und Pferd von viertägigem Gefechte und Marschiren verausgabt waren, stellte ich Feldwachen aus und zog mich nach Gordonsville zurück.

Sonntag, 3. Mai. — Empfing Meldung von meinen Scouts, dass der Feind Louisa verliesze und in Richtung auf Columbia marschire; wissend, dass sein Object Zerstörung des Aquäductes sei, folgte ich ihm; kam Abends an Ort und Stelle an; hörte, dass er in aller Eile abgezogen sei, und verfolgte die Nacht hindurch; Morgens, nachdem ich 60 bis 70 Meilen marschirt war, und der Feind mir 3 Stunden voraus war, machte ich Halt; meine Vedetten meldeten, dass der Feind nur noch 1 Meile vor uns sei; hatten Worte ausgetauscht, dass Feind zu den 5. Regulairen gehöre; wusste so, dass ich Wyndham's Partei verfolgte.

Montag, 4. Mai. — Machte mich auf und traf ihn an der Strasze; eine Schwadron vom 9. Virginia, einige hundert Schritte voraus, attackirte; Feind attackirte ebenfalls; Handgemenge von 4 bis 5 Minuten; trieb die ganze Schaar auseinander; tödtete 6; verwundete Mehrere; nahm 33 Gefangene, unter ihnen Capitain Owens und Lieutenant Buford. Capitain Owens meldete, dass sein Regiment abwesend sei, er nur auf Feldwache gestanden habe; dass General Buford nur 3 Meilen weiter stände. Meine Pferde waren gänzlich abgetrieben, meine Brigade nur noch 800 Mann stark,

deshalb beschloss ich, nicht weiter zu verfolgen; zog mich nach Gordonsville zurück, nachdem ich 70 bis 80 Meilen marschirt hatte.

Dienstag, 5. Mai. — Ruhte, sandte Recognoscirungspatrouillen aus; empfing Telegramm aus Richmond, dass dort überall Feinde in der Umgegend seien.

Mittwoch, 6. Mai. — Erhielt Meldung, dass der Feind wieder über die Eisenbahn zurückkäme; ging gegen seine linke Flanke; dann am Nord-Anna-Flusse in seinen Rücken; nahm ihm 17 bis 18 Gefangene ab; seine Nachhut war über den Fluss gegangen und hatte die Brücke abgebrochen. Es hatte Tag und Nacht geregnet, daher der Fluss nicht furthbar. Hörte, dass dies nur ein Theil sei und dass eine andere Colonne weiter abwärts marschire; ging daher flussab; fand, dass sie ebenfalls den Fluss überschritten und Brücke zerstört hatte. Ging noch in der Nacht in Richtung auf Louisa Courthouse und bivouakirte 3 Meilen vor jenem Orte.

Donnerstag, 7. Mai. — Ging nach Trevilian's Depot; ging 3 Uhr Nachmittags nach Orange Courthouse; Scouts meldeten, dass Feind über den Rapidan abgegangen sei.

W. H. Lee, Brigade-General.

Wie bereits früher erwähnt, fiel General Jackson, als er mit Stuart vereint Nachts noch einen Vorstosz machte, am Abende der glorreichen Schlacht bei Wilderness. Da General A. P. Hill, der Nächste dem Range nach, ebenfalls verwundet war, so wurde noch in der Nacht zu Stuart geschickt, um das Commando über Jackson's Corps zu übernehmen; doch über dem Hin- und Herschicken war so viel Zeit vergangen, dass an ein Ausnutzen der groszen Verwirrung, die durch Jackson's und Stuart's Nachtmärsche entstanden war, nicht mehr zu denken war. Borcke schreibt: „Stuart's Lage war wirklich nicht ohne Schwierigkeit, denn seine Kenntniss der Stellung des Corps war eine ganz unvollkommene und auszerdem war der gröszte Theil des Stabes von Jackson todt oder verwundet und Einige noch in Begleitung ihres Chefs. Da am nächsten Morgen die Schlacht erneuert werden sollte, so mussten wir drei Mitglieder des Stabes Stuart's alle Energie anspannen, um ihn bei seiner schweren Arbeit zu unterstützen.

Es ist hier nicht der Ort, die schon mehrmals erwähnte Schlacht bei Chancelorsville nochmals zu erzählen, in welcher das Corps Wunder der Tapferkeit leistete und den so vielfach überlegenen Feind aus seinen Verschanzungen herauswarf, wobei ich im dichtesten Gewühle stets Stuart's Kopf, an den wallenden Federn erkenntlich, hervorragen

sah.“ Auch Borcke sagt, Stuart war durch und durch voll energischen Lebens, und stets fand man ihn da, wo die Gefahr am gröszten war, indem er die Mannschaften anfeuerte oder sie durch sein Beispiel aufmunterte. Der Hagel von Geschossen, der um ihn her sauste, liesz ihn vollständig kalt und mitten im heiszesten Feuer hörte ich ihn nach einer alten Melodie die Worte summen: „Old Joe Hooker get out of the Wilderness!“

Stuart hat sich bis zu seinem Tode dieses Tages mit besonderem Stolze erinnert und hatte es gern, wenn man ihn an seine Corpsführung erinnerte. Da man ihn bei der Cavallerie für nützlicher placirt hielt, so erhöhte man seiner Zeit seinen Rang, ohne ihm aber das von ihm im Stillen gewiss gewünschte Armeecorps zu geben. Da die Schlachten bei Chancellorsville die Verfolgung ausschlossen, indem sich Hooker heimlich in der Nacht aus seinen Verschanzungen über den hoch angeschwollenen Rappahannock zurückgezogen hatte, so fiel der Cavallerie wieder die Aufgabe der Fühlung zu. Leider konnte Stuart mit seiner alten Ueberlegenheit nicht mehr agiren, denn, wie schon erwähnt, war sein Pferdebestand durch die Seuche sehr reducirt und dadurch besonders seine „well bred horses“, meistens „hunters“, die das Entzücken jedes Pferdekenners erregten, zusammengeschmolzen. Die als Ersatz eingestellten Land- und Yankeepferde hatten nicht mehr jene überlegenen Eigenschaften, welche der Reiterei eben das Uebergewicht geben. Was hilft dem Reiter seine Kunst im Reiten und seine Ausbildung zum Gefechte, wenn das Pferd nicht dem Gegner an Kraft, Gangart und Athem überlegen ist. Dieses I can fetch anybody, welches dem sicheren und bewussten Reitergeiste und dem kecken Muthe zur Grundlage diente, war durch die herben Verluste für manche Cavalleristen abhanden gekommen.

Bald nahmen am Rappahannock die Reiter wieder gegenseitige Fühlung, und die Gefechte wurden nun erst lebhaft, da allmälig auch die Unionistische Reiterei sich der Offensive zu bedienen lernte.

Inzwischen hatte man hohen Ortes beschlossen, den zweiten groszen Vorstosz nach Norden vorzunehmen; Stuart's Aufgabe war es wieder, die Maske zu bilden; anfangs dadurch, dass er den Feind am Rapidan zurückhielt, während der linke Flügel Lee's bereits bis zum Virginien-Thale reichte, andererseits, indem er den rechten Flügel der vorgehenden Colonnen umschleierte.

Ersterer Aufgabe gemäsz, mit welcher Stuart zugleich die der Aufklärung der gegnerischen Bewegungen verband, rückte er an den Rappahannock vor, und war bald in fortwährende Scharmützel mit der feindlichen Cavallerie verwickelt, welche ebenfalls an den ver-

schiedenen Furthen Uebergangsversuche machte. Seine Division war für diese Aufträge verstärkt und die abcommandirten Brigaden Jones und Robertson herangezogen worden, so dass mit den Brigaden Fitz und W. H. Lee vier Brigaden zur Verfügung standen. Eine glänzende Revue über die nunmehr auf 10,000 Pferde gebrachte Division leitete die Campagne ein. Selbst für ein Europäisches Auge machte die Parade einen prächtigen Eindruck. Wenn auch die Uniformen weder gleichmäszig, noch von einer Form und in einem traurigen Zustande sich befanden, dieselben auch ziemlich alle Localfarben des Terrains und alle Schnitte der Heutzeit vertraten, so wurde doch so trefflich geritten und bot sich eine Menge so auszerordentlich schöner Pferde dem Beschauer dar, dass jeder Sportsman mit Entzücken dem Schauspiel folgen musste. Auch den Soldaten konnte der Vorbeimarsch, der erst im Schritte und dann in der Carrière gemacht wurde, nur befriedigen, besonders das von einem scharfen Jellen begleitete Marsch-Marsch wurde äuszerst schneidig geritten.

Jedoch ehe Stuart zu der Ausführung des eigentlichen Vorstoszes gelangte, kam ihm sein Gegner, General Pleasanton, zuvor und brachte eines Morgens durch seinen ungestümen Anlauf durch Vorposten und Pickets hindurch, Stuart selbst in Gefahr, gefangen zu werden. Der Vorstosz der vordersten Avantgarde geschah nämlich mit solcher Energie und Ueberraschung, dass derselbe bis dicht an unser bei Brandy Station aufgeschlagenes Hauptquartier herankam. Fast wurden wir in der Morgendämmerung überrumpelt, so dass wir halbangekleidet aus den Zelten an unsere Pferde stürzten und nur durch die vortreffliche Routine der Reiterei vor weiteren Gefechtsstudien in Morgentoilette bewahrt wurden. Unsere in den Wäldern lagernden Truppen hatten nämlich kaum die Gefahr bemerkt, in welche die bivouakirende Division durch den Ueberfall gebracht war, als sofort die Pferde gezäumt, und rücksichtslos attackirt wurde, sobald nur eine Schwadron, ein Zug, ja auch nur ein Trüppchen zusammengebracht war. Eine Arbeit, die bei den frei weidenden Pferden nicht so leicht auszuführen war, als bei den an Pfählen gehalfterten Rossen Europäischer Armeen; den Anstrengungen der ersten Trupps gelang es jedoch, die feindliche Bewegung ins Stocken zu bringen, einen groszen Theil der Ruhestörer gefangen zu nehmen und der ganzen Division Musze zu geben, sich kampfbereit in die Rendezvous-Stellung aufzustellen.

Beim weiteren Vorgehen zeigte es sich, dass der theilweise Anlauf der feindlichen Cavallerie nur dazu gedient hatte, den Ueber-

gang von mehreren Regimentern Infanterie zu maskiren, welche in der Front hinter Mauern und sonstigen Deckungen Aufstellung genommen hatten. Alle Versuche Stuart's, die Infanterielinien durch Scharfschützen, Artillerie und heftige Angriffe aus der Position zu treiben, misslangen vollständig, obgleich die Brigaden selbst zu Pferde die Mauern zu nehmen suchten.

W. H. Lee (der Sohn des Obercommandirenden) wurde bei solchem Versuche schwer verwundet.*)

Die Anstrengungen unseres Chefs, die Front frei zu machen, nahmen seine Aufmerksamkeit so in Anspruch, dass er nicht gewahr wurde, dass man ihm eine Falle gestellt hatte, in welche er, der sonst so vielgewandte Führer, arglos hineingegangen war. Man hatte nämlich die Infanterie nur aufgestellt, um unsere Division in der Front zu beschäftigen und während dessen dieselbe unbemerkt mit Cavallerie zu umzingeln. Zufällig war ich einer der Ersten, welcher diesen Umstand gewahrte. Als ich nämlich zurückritt, um das beim eiligen Aufbruche im Zelte zurückgelassene Tagebuch zu holen, bemerkte ich zu meinem Staunen, dass an der Stelle, wo unser Hauptquartier gewesen war, und rings auf den Hügeln umher, Cavallerielinien aufgestellt resp. im Anmarsche waren, die von herbeieilenden Reitern als feindliche bezeichnet wurden. Als ich sofort zu Stuart zurückjagte, um ihm Meldung zu machen, trafen auch von allen Seiten Nachrichten ein, dass wir ringsum eingeschlossen seien, zugleich verkündete der Donner der Kanonen und die von allen Richtungen einschlagenden Geschosse die Wahrheit der Rapporte und die verhängnissvolle Lage der Division. Eine sichere Niederlage stand in Aussicht, wenn die feindlichen Umgehungscolonnen mit entschlossener Attacke in unsere durch das Gefecht aufgelösten Brigaden hineingeritten wären, von denen sie ein Ritt von nur 10 Minuten trennte; es wäre dann vielleicht nur einzelnen Truppen möglich gewesen, sich durchzuhauen, die Division als solche wäre kaum einer längeren Auflösung entgangen. Doch obgleich der Nordischen Cavallerie in dieser Zeit der Reitergeist nicht abzusprechen war, so fehlte doch entweder der scharfe Blick des Oberführers oder das zur Gewohnheit gewordene Ineinanderleben der gröszeren Truppenverbände, welche, vom Geiste des Führers durchhaucht, in jedem

*) W. Lee wurde, als er bei seinen Schwiegereltern zur Pflege war, noch schwer leidend von einer feindlichen Raidpartie gefangen genommen und nach dem Norden geschleppt. Seine junge Frau wurde durch diese Handlung so erregt, dass sie gemüthskrank wurde und bald darauf starb.

Falle instinctmäszig herausfühlen, was zum Gelingen des Ganzen und zur Unterstützung der einzelnen Kämpfe nöthig ist; genug, entweder glaubte die feindliche Reiterei durch einfaches Zuziehen des Netzes die Rebellenreiterei im Sacke zu haben, oder man erwartete weitere Befehle zum Handeln. Stuart genügte das kürzeste Zaudern des Feindes in diesem kritischen Augenblicke; mit seinem seltsam scharfen militairischen Auge übersah er sofort die allgemeine Lage und ebenso schnell standen ihm die zu ergreifenden Gegenmittel zu Gebote, die schon nach Verlauf von einigen Secunden durch die Adjutanten nach allen Seiten überbracht wurden. Diese Gegenmittel bestanden darin, dass die abgesessenen Scharfschützen und die Artillerie der Infanterie gegenüber stehen blieben und die aufgesessenen Mannschaften der beiden hauptsächlich engagirten Brigaden Kehrt machen und attackiren mussten, während Stuart selbst die beiden weniger in Anspruch genommenen Brigaden zusammenzog, um an einer Stelle ein Loch in den ausgedehnten Kreis der Feinde zu stoszen. Mit dem Angriffe der aufgesessenen Trupps beauftragte der General den Major von Borcke, welcher in aller Eile etwa zwei Regimenter sammelte und unverzüglich zur Attacke vorging, um wenigstens das Vorschreiten der feindlichen Linien ins Stocken zu bringen. Jedoch die Regimenter, wohl von der Ueberraschung innerlich erregt, blieben nicht ganz in der Hand des Führers; in ihrer Hast, an den Feind zu kommen und in ihrer Aufregung setzten sie sich zu früh in verstärkte Gangart, so dass sie berganreitend den Athem verloren hatten, noch ehe sie das Angriffsobject vor sich sahen. Die Reiterei der Nordstaaten empfing die Attacke stehenden Fuszes, mit einer von dem Pferde herabgegebenen Salve, welche auch vollständig genügte, um die erschöpften Reiter aufzuhalten und sogar zur wilden Flucht zu veranlassen. Alle Anstrengungen Borcke's, die Leute aufzuhalten, waren vergeblich, obgleich die sonst trefflichen Regimenter sich bei anderen Gelegenheiten recht brav benommen hatten.

Dennoch war Stuart's Hauptzweck erreicht, dem Aufmarsch der Feinde war ein Stein in den Weg geworfen worden; da dieselben nicht weiter verfolgten, so bekam er Luft für die weiteren Operationen und Gelegenheit, den gesammelten Rest der Division in Regiments-Echelons zum Angriff vorzuführen. Die einen sanften Abhang hinaufgehende Attacke gelang vollständig, die Kette der feindlichen Aufstellung wurde durchbrochen und die langgestreckte Linie vollständig aufgerollt. Natürlich brannte an anderen Orten der Kampf noch weiter fort, auch suchten die Feinde Gegenangriffe gegen

die diesseitigen Stösze zu Stande zu bringen. So begann denn auf dem engen Terrain zwischen Kelleys-Furth und Brandy Station eine tolle und wirre Bewegung, von der sich nur Der eine Vorstellung machen kann, der einer gröszeren Reiterschlacht beigewohnt hat. Auszer der Infanterie und Artillerie tummelten sich gegen 22,000 Reiter, zum Theil geschlossen, zum Theil in kleineren Trupps vereint, zum Theil aber auch gänzlich aufgelöst, einzeln herum. Die Infanterie mischte sich in den Kampf und die Artillerie, besonders die feindliche, durchkreuzte mit ihren Geschossen den von allen Seiten rauchenden Terrain-Kessel. An manchen Stellen war durch dieses allseitige Angreifen und Feuern ein solches Durcheinander erschöpfter Feinde und Freunde entstanden, dass die Parteien sich erst friedlich zu ihren Truppen sammelten, ehe sie wieder aufeinander losgingen. Den Fortschritt der Hauptbewegungen in dem dicht bewaldeten Terrain, welches nur bei Brandy Station eine offene Stelle und deshalb eine oft benutzte Gelegenheit zu Reitergefechten darbot, konnte man nur an der Fortbewegung der hohen Staubsäulen, der Richtung des Feuers und dem Geschrei der Streitenden erkennen, indem die Südländer bei jeder Attacke jellten.

Die fast zwölfstündige Schlacht endigte mit einem vollständigen Siege Stuart's, welcher in diesem Kampfe besonders im Momente der Krisis die schönsten Eigenschaften eines Reiterführers entfaltet hatte. Trotz der Krisis, die wohl geeignet war, einen Führer zu erregen, blieb er äuszerlich kalt und ruhig, jedenfalls besonnen. Die Gefahr und deren Heilung im Augenblicke erkennend und anordnend, führte er selbst das Gros zur Attacke vor. Wer ihn damals sah, wie er mit dem gezückten Säbel in der Hand, mit funkelndem Auge und hochsprudelndem Muthe die Front entlang ritt, ehe er die Linien auf dem Wege zum Durchbruche vorführte, wie er die Regimenter und einzelne Leute an alte Thaten erinnerte und mit schneidigen wirkungsvollen Worten zum Einhauen animirte, der denkt gewiss noch gerne an jenen vortrefflichen Reitergeneral und dessen muntere und gewandte Truppe, die im Handumdrehen die bedenklichste Lage durch einen kühnen Schwung der Initiative in einen vollständigen Sieg verwandelt hatten.

Auf Ansuchen Stuart's war im Laufe des Tages ein Theil der Infanterie der Hauptarmee in Bewegung gesetzt worden, um der Division zu Hülfe zu kommen, doch traf diese Hülfstruppe erst nach Beendigung der Schlacht auf dem Kampfplatze ein. An die Spitze hatte sich der General R. E. Lee selbst gestellt, der durch die von versprengten Reitern gegebenen trüben Schilderungen um das Schicksal

der Cavallerie sehr besorgt gemacht worden war und deshalb sich beeilte, selbst nach dem Stande der Dinge zu sehen. Ich hatte die Ehre, ihm zu begegnen, noch ehe er unser Hauptquartier erreicht hatte, und ihm den ersten authentischen und zusammenhängenden Bericht über den Verlauf der Reiterschlacht zu geben, der ihm nicht nur die Besorgniss nahm, sondern ihn auch sichtlich erfreute. Nur tadelte er, dass Stuart, wie schon öfter, sein Hauptquartier zu nahe der Vorpostenlinie gelegt hätte. In Folge dieses Berichtes nahm mich General Lee in sein Hauptquartier und General Stuart brachte mir schon nach einigen Tagen das von mir sehr vermisste Tagebuch freundlichst selbst in mein Zelt. Diese für mich sonst sehr erwünschte Versetzung raubte mir natürlich die Gelegenheit, die weiteren Reitergefechte selbst mitzumachen. Ich schöpfe die weiteren Berichte deshalb wieder aus anderen Quellen.

Die Schlacht bei Brandy Station wurde der Ausgangspunkt des groszen Einmarsches der Süd-Armee in Pensylvanien. Der Umstand nämlich, dass die nordische Cavallerie nicht nur Stuart's Division, sondern auch die diesseitige Infanterie südlich des Rappahannock getroffen hatte, gab dem General Lee den Anstosz, nunmehr mit aller Energie und auch Heimlichkeit den Marsch nach Norden auszuführen. Der Cavallerie fiel die schwierige und sehr blutige Aufgabe zu, die rechte Flanke der Armee, welche im Kreise um die nordische Hauptarmee herummarschirte, zu decken. Während nämlich die Hauptarmee wie eine Schlange sich das Virginien-Thal hinunterzog, wurde die rechte innere Thalseite durch Nebencolonnen gedeckt, die eigentlichen Pässe des östlichsten Aleghani-Rückens, die Blue Ridge-Kette, aber durch die Cavallerie vertheidigt. Die Aufgabe war deshalb eine so hochgestellte, weil einmal die feindliche Cavallerie, an sich schon numerisch stärker als die südliche, von Infanterie-Colonnen unterstützt war und andererseits, weil auf einem Terrain gekämpft wurde, welches der südlichen Cavallerie gar keine Gelegenheit bot, den Vortheil ihrer Kampfweise, den Choc, auszubeuten. Die steilen zu vertheidigenden Gebirgshänge waren dem Wesen der Waffe gänzlich unsympathisch. Die fortwährenden hartnäckigen Kämpfe, unter denen ich nur die blutigen Schlachten bei Aldie, Middleburg und Upperville nenne, in deren einer auch von Borcke sehr schwer verwundet und für immer felddienstunfähig wurde, erforderten die ganze Aufopferungsfähigkeit der Cavallerie und zwang sie öfters, als ihr lieb war, zu Fusz mit dem Carabiner zu fechten. Wenn die Cavallerie bis auf die Spitze der Kämme hinaufgedrängt wurde, kamen die in der Nähe marschirenden Infanterie-Colonnen zur

Thätigkeit und warfen die Angreifer zurück. Diese Art des Kämpfens rieb die besten Kräfte der Cavallerie auf und legte natürlich der Schwungkraft der Waffe die härtesten Prüfungen auf, so dass sie den Elan zu verlieren drohte, der sie bis dahin so ausgezeichnet hatte. Stuart liesz deshalb, sobald die Hauptarmee den Potomac überschritten hatte, der lang verhaltenen Spannkraft die Zügel schieszen. Müde der ewigen Defensive, welche seinen regen Geist in so enge Fesseln schlug, müde des fortwährenden Kämpfens mit abgesessenen Sharpshooters, bei dem er seinen erfolgreichen Chocs Zügel anlegen musste, und ergrimmt über die herben Verluste, die er nicht mit doppelter Münze, wie sonst, zurückzugeben vermochte, machte er sich auf den Weg, um durch einen kühnen Zug seinen Feinden wieder Schrecken einzuflöszen und den Ruf seiner Reiter wieder zu Ehren zu bringen.

Es gelang ihm auch in einem Ritte von etwa 20 Meilen, zwischen Meade, der nördlich von Washington stand, und der Hauptstadt hindurch zu schlüpfen und reich an Pferden und Gespannen wieder zu Lee's Armee bei Gettysburg zu stoszen. Doch seine kühne Leistung, ohne im Zusammenhange mit den Operationen der Armee zu stehen, war ein Stosz in die Luft und von verhängnissvollen Folgen für den Ausgang der Schlacht bei Gettysburg, wie in der Biographie des Generals Lee näher auseinander gesetzt worden ist. Die eintönige, blutige, nicht in die Augen springende Ausführung der reinen Pflicht hätte hier erfolgreicher gewirkt als die glänzendste Waffenthat cavalleristischer Neigung; wie so oft im militairischen Leben wären auch hier, das unbemerkte Arbeiten im stillen Winkel und das treue Aushalten in der Schlacht im strengsten Pflichtgefühl, die wahren Träger der Erfolge geworden.

Nach der Expedition nach Pensylvanien, die mit der letztgenannten Schlacht ihren Abschluss fand, fing auch für die Cavallerie wieder der aufreibende Dienst an, der zwischen Beunruhigen des Feindes und Sammeln von Nachrichten abwechselte. In hervorragender Weise aber verdankte General Lee im Frühjahre 1864, als er in den Feldzügen gegen Grant seine meisterhaften strategischen Manöver ausführte, die alle Anstrengungen der Nordländer zu Schanden machten, wie er selbst oft und in allen Rapporten aus jener Zeit ausdrücklich erwähnte, seine glänzenden Erfolge der hingebenden Thätigkeit der Cavallerie, hinter der verborgen er operiren konnte, und die ihn nie über die Bewegungen seines Gegners in Zweifel liesz. Wie Stuart hierbei seine Untergebenen instruirte, kann aus folgendem vertraulichen Briefe an den Brigadegeneral Chambliss ersehen werden.

Hauptquartier Cavalry Corps.
(Vertraulich!) Armee von Nord-Virginien, 4. April 1864.

General! — Ich wünsche Ihnen einige Winke über Ihr Verhalten als Commandeur der Vorposten am unteren Rappahannock zu geben:

Schicken Sie Scouts vor, die ganz zuverlässig sind und Ihnen sicherste Nachrichten von der Bewegung eines gröszeren Infanterie-Körpers (dem natürlich eine gröszere Cavalleriemasse vorausgeht) geben, welcher am nördlichen Ufer des Rappahannock den Fluss hinabmarschiren wird, mit der Absicht, die Basis nach der Aquia-Bahn zu verlegen oder wenigstens die Stellung bis dahin auszudehnen. Suchen Sie genaueste Nachricht zu erforschen und telegraphiren Sie recht deutlich, vermeiden Sie ja einen zweifelhaften Ausdruck der sich bekanntlich in Telegrammen so oft einschleicht. Auch ist es sehr wichtig, Zeit und Ort der feindlichen Bewegung festzustellen. Sollte der Feind versuchen, den Fluss irgendwo im Bereiche Ihrer Front zu überschreiten, ist es wünschenswerth, solches zu verhüten; möglich ist es jedenfalls, solches zu verzögern. Der Ausführung dieser Alternativen, von denen die erstere vorzuziehen ist, widmen Sie alle Anstrengungen, zu denen Ihnen Hard's Batterie bei Milford zur Disposition steht. Bedenken Sie aber wohl, dass Ihr Telegramm die ganze Armee auf die Beine bringt, welche sei es Nacht oder Tag, Regen oder Sonnenschein, sich sofort in Bewegung setzt; suchen Sie daher vor Allem, genaueste Nachrichten zu erhalten.

Sollte der Feind bei Eley oder Germana (den gröszesten Furthen weiter oberhalb) den Uebergang bewerkstelligen, so gehen Sie ihm sofort entgegen, zwingen Sie ihn, seine Stärke zu zeigen, versuchen Sie, seine Absichten zu entschleiern, melden Sie telegraphisch seine Fortschritte und wachen Sie über seine Marschrichtung, wobei Sie sich nicht etwa durch Scheinmanöver irre leiten lassen dürfen. Es ist wahrscheinlich, dass eine entsprechende Bewegung von einem Theile oder der ganzen Armee ausgeführt werden wird; es wird dann sehr wünschenswerth sein, Ihre weiteren Recognoscirungen mit diesen Bewegungen in Verbindung zu bringen. Das Gros des Feindes wird, wenn wir vorrücken, wie früher, entweder nach Fredericksburg oder Vidiersville ausweichen. Im ersteren Falle versuchen Sie, seinen Marsch mit Artillerie und abgestiegenen Scharfschützen aufzuhalten, so dass wir Gelegenheit finden, ihm gerade in die Flanke zu stoszen. Im letzteren Falle rücken Sie ihm fest auf die Nachhut, wie Rosser dies früher so erfolgreich that. Vor Allem, Wachsamkeit, **Wachsamkeit, Wachsamkeit!**

Hochachtungsvoll

J. E. B. Stuart, Major-General.

Bis zu Ende des Krieges ist es den Nordländern, trotz der schlieszlich so vielfachen Ueberzahl an Reiterei, nicht gelungen, diesen dichten Schleier vor der Front der Süd-Armee zu zerreiszen. Bei einem der kleineren Gefechte am 11. Mai 1864 in der Nähe von Richmond wurde Stuart von einem Nachzügler der feindlichen Reiterei durch einen Revolverschuss tödtlich verwundet und starb nach eintägiger Frist in den Armen seines Stabschefs, auf dessen lebenswarme Schilderung jener Tage ich wiederum verweise, und von dem er mit den ehrenden Worten Abschied nahm: „Mein lieber Von*), ich werde bald sterben, doch vor meinem Tode muss ich Ihnen sagen, dass ich nie Jemand so geliebt habe, wie Sie. Möge Ihr Leben lang und glücklich sein! Nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an und seien Sie denselben ein eben so treuer Freund, als Sie mir gewesen sind.“ Als der Präsident Davis ihn frug, wie er sich fühlte, antwortete er demselben: „Gut, und bereit zu sterben, wenn Gott und mein Vaterland glauben, dass ich mein Geschick erfüllt und meine Pflicht gethan habe.“

Der Tagesbefehl Lee's lautete:

„Der commandirende General kündigt der Armee mit schmerzlicher Sorge den Tod des Generalmajors J. E. B. Stuart, bisherigen Commandeur des Cavallerie-Corps der Armee von Nord-Virginien, an. Unter den tapferen Soldaten, die in diesem Kriege gefallen sind, stand General Stuart Keinem nach, weder an Tapferkeit, noch an Eifer oder unbeugsamer Vaterlandsliebe. Seine Thaten bilden einen hervorragenden Theil in der Geschichte dieser Armee, mit der sein Name für immer eng verknüpft ist. Mit seinen militairischen Fähigkeiten von höchster Bedeutung und all den edelsten Soldatentugenden verband er den noch glänzenderen Schmuck eines reinen Lebens, in welchem er durch den christlichen Glauben und die Hoffnung eines besseren Lebens erhalten wurde. Die geheimnissreiche Hand eines allgütigen Gottes hat ihn vom Schauplatze des Ruhmes und seiner Thätigkeit fortgenommen. Seine dankbaren Mitbürger werden seinen Verlust betrauern und sein Andenken ehren. Seinen Cameraden aber hinterliesz er die stolze Erinnerung an seine Thaten und den zur Nachahmung anfeuernden Einfluss seines Beispiels.

R. E. Lee.“

*) Beinamen von Borcke's.

XIX.

Der neue Hafen von Genua.

Nach dem Italienischen

von

Rogalla von Bieberstein,

Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 28.

Der Augenblick, in welchem der reichste Mann Italiens, ein Bürger Genua's, der Herzog von Gallièra, die Augen schloss, und von seinem enormen Nachlasse 20,000,000 Lires zum Baue eines neuen Hafens von Genua zur Verfügung stellte, scheint es des Interesses nicht unwerth zu machen, einen Blick auf die historische und die jetzige Bedeutung Genua's als Hafen und Handelsstadt, und auf eine Studie zu werfen, welche ein Italienischer Marineoffizier und früherer Generalsecretair des Italienischen Marineministers, der Director der „Rivista marittima", Sgre. Pescetto, über diesen Gegenstand veröffentlichte. Dieselbe beansprucht aus dem Grunde ein nicht nur locales, sondern allgemeineres Interesse, weil sie an einem concreten Falle das wichtige Project einer Hafenanlage in eingehender, und gewichtigen Italienischen Stimmen zu Folge, in hohem Maasze sachverständiger Weise behandelt, so dass aus dieser Abhandlung sich auch nützliche Momente für andere Hafenanlagen ableiten lassen dürften.

In Genua hört man auf Schritt und Tritt vom Hafen mit östlicher und westlicher Einfahrt sprechen. Es ist bekannt, welche eminente Bedeutung dieser wichtigste Seehafen Italiens für sich beansprucht. Möge daher die Beurtheilung der denselben augenblicklich berührenden Fragen Seitens des genannten ausgezeichneten Marineoffiziers nachstehend um so mehr eine Stelle finden, als dieselbe zu einem Compromiss führt, der geeignet erscheint, die Ansichten der beiden in diesen Fragen einander gegenüberstehenden Parteien zu einer Vereinigung zu führen, da sie sich auf eine beiden gemeinschaftliche Idee stützt. Competente Beurtheiler haben die Ansicht zu erkennen gegeben, dass die von Herrn Pescetto aufgestellte Ansicht gegenüber der momentanen Sachlage die praktischste und rascheste Lösung der vorliegenden Aufgabe ergiebt, und dass sie gleichzeitig in keiner Weise die Durchführung anderer Projecte prä-

judicirt. — Die Vertheidiger der östlichen Hafeneinfahrt sind zwar gering an Zahl, aber sehr beachtenswerth, in Anbetracht der groszen Gewandtheit, mit der sie ihre Entwürfe vertreten. Es sind nur wenige, aber sie sind die einflussreicheren, da sie sich in festen Stellungen befinden, gleichzeitig sind sie die Ueberlegenen, da sie bekannte Namen repräsentiren, und da sie officielle Posten bekleiden, welche ihnen den Vorzug gewähren, ihre Ansichten mit Nachdruck gegenüber den Königlichen Commissionen und den Persönlichkeiten zu vertreten, welche den Ausschlag bei der finanziellen Basirung des Werkes zu geben haben. Die gesammte Frage ist jedoch in erster Linie eine seemännische, erst nachdem der Seemann gesprochen, kann der Ingenieur betreffs ihrer das Wort ergreifen. — Genua wurde bei seiner Entstehung am Abhange des Peralto erbaut. Seine Bewohner folgten einer natürlichen Eingebung und stellten, da sie einen Hafen brauchten, zuerst im Jahre 1138 ein Quai her, welches nach Westen zu lag, und einen Wasserspiegel einschloss, auf dem zahlreiche Schiffe vor Anker lagen. Da dasselbe jedoch der angewachsenen Flotte und dem vermehrten Handel nicht mehr genügte, begannen sie 1283 unter Mitwirkung des Baumeisters Marino Boccanegra den Molo vecchio, der allmälig, zu verschiedenen Malen vergröszert, 1823 vollendet wurde. — In dem Maasze, als sich die Stadt vergröszerte, verminderte sich der Raum an der Küste, allein die Peripherie des weiten Bogens, der den mittleren Theil des Hafens bildet, war noch nicht völlig besetzt, und es traten daraus nur die Bollwerke und die Mauern hervor, die seit 1536 den ganzen Hafen von Osten nach Westen bis zum Leuchtthurme umgaben. Diese vorgeschobenen Bauten bedeckten zuerst den Strand und reichten in das Meer hinein; in Folge dessen wuchs die Brandung am Hafen derart, dass sie die verankerten Schiffe der Gefahr des Untergehens aussetzte. So urtheilte 1785 Codeviola, ein bedeutender Ingenieur und Gelehrter, in seiner Vertheidigung eines Projects zur Verbesserung des Hafens. Codeviola war ein angesehener und bedeutender Mann, seine Rathschläge wurden daher befolgt. Schon früh hatte sich gerade in der Mitte des Hafenbeckens eine Sandbank gebildet, die vorzüglich durch die vom Scirocco verursachten Ebbe und Fluthbewegungen und von der Strömung längs der Küste in östlicher Richtung hervorgerufen wurde. Diese Strömung führte, indem sie die Küste und den Molo vecchio bespülte, das von der Ebene des Bisogno-Baches und anderer kleiner Bäche der umgebenden Berge abgespülte Erdreich mit sich und setzte es im Hafenbecken ab.

Der Genuesische Capitain Francesco Mario Levanto (il famoso

genannt), der um 1664 schrieb, bezeichnet die Lage jener Bank in seinem Werke „Specchio del Mare", das seiner Zeit als das beste Seehandbuch galt, wie Padre Coronelli, der Kosmograph der Republik Venedigs, berichtet, folgendermaaszen: „Wenn die Spitze des Molo vecchio dem Schiffer in der Richtung des Süd-Scirocco liegt, so befindet man sich über einer Sandbank von fünf, und in der Mitte an der flachsten Stelle, von vier Ellen Tiefe. Alsdann darf man an dieser Stelle nicht Anker werfen, da man fortwährend mit dem Meere zu kämpfen haben und jede starke Woge desselben über das Vordertheil des Schiffes hinweggehen würde." Die Sandbank verringerte sich in Folge der Brandung und Codevoila drückt sich, um den Einfluss der letzteren darzuthun, wie folgt aus: „Es lässt sich kein stärkerer Beweis für denselben anführen, als dass die Brandung jene Sandanschwemmung, welche man „„Cavallo"" nennt, vernichtete, die, ohne das freie Ein- und Auslaufen der Schiffe zu benachtheiligen, als ein starker Damm diente, an welchem sich der erste und kräftigste Anprall der Sturmwellen brach und in Folge dessen dieselben weniger heftig in den Hafen drangen, ohne dort jene Brandung hervorzurufen, welche man heute beobachtet." Hiermit stimmt der richtige Grundsatz überein, den Minard in seinem „Cours de construction des ports de mer", S. 72, ausspricht, wo er sagt: „L'agitation est nécessaire pour conserver la profondeur."



Fig. 1. Alter Hafen.

Als dieser natürliche Damm verschwunden war, gewann die an den inneren Hafenmauern hervorgerufene Brandung fortschreitend mehr Einfluss, den Hafen unruhig zu machen, und derselbe Autor sagt Folgendes darüber: „Die wirbelnde Brandung am genannten östlichen Theile des Hafens, der am meisten von den Kauffahrteischiffen aufgesucht wurde, wuchs mit den Südwestwinden, die, von südwestlicher, auch südlicher Richtung einwirkend, die Wogen heftiger gegen das ihnen entgegentretende Mauerwerk anprallen machten, und die, zurückströmend oder sich in dem dem Molo vecchio anliegenden Theile anstauend, die vor Anker liegenden Schiffe mit solchem Ungestüm hin und her schleuderten, dass dieselben Schiffbruch litten." An einer anderen Stelle aber findet man: „Bei den Stürmen des Libeccio (Südwest-Wind) ergieszen sich die Wogen, da

der Hafen allmälig vorrückte, stets von südsüdwestlicher Richtung her und schlagen gegen die dem Garten des Fürsten Doria benachbarte Tenaille gegen das Mauerwerk und bis gegen die Mauern, welche das Kriegsbarkenarsenal schützen, prallen gegen die am alten Molo liegenden Schiffe und gegen den alten Molo selbst zurück, rufen dort eine wirbelnde Brandung hervor, und verursachen, dass die Schiffe gegeneinander schlagen und versinken, da sie die Schiffskiele über die eigenen oder fremde Ankerbefestigungen hinwegtreiben, wie dies nur zu oft in den letzten Jahren vorgekommen ist." Wenn daher der innere Hafenstrand unverändert geblieben wäre, würde der Hafen noch zu Anfang des Jahres 1500 mit vollem Rechte das Prädicat eines recht guten verdient haben, wie er mit Vorliebe in den Geschichtswerken und von den Seeleuten jener Zeit genannt wird.

Der Strand wurde abgebröckelt, die Brandung höhlte mit ihren Wirbeln den Meeresgrund aus und beseitigte die Sandbank, und in Folge dessen andauernd, erlaubte sie nicht, dass sich dieselbe von Neuem bildete. Allein die schädlichen Einwirkungen der Brandung, welche sich erst nach dem Baue des alten Molo geltend machten, vermögen niemals als zureichende Beweisgründe für die Behauptung angeführt zu werden, dass die Anlage jenes Werkes fehlerhaft war, das länger als drei Jahrhunderte hindurch den alten Hafen schützte, und zwar schon in dem wichtigen 11. Jahrhunderte, in welchem von ihm aus die Flotten ausliefen, welche die Kreuzfahrer nach Asien trugen und die Macht von Pisa vernichteten. Hinter diesem Werke fanden die Flotten Schutz, welche von 1260 bis 1300 die Levante colonisirten und die von da aus die Herrschaft Venedigs bekämpften und sie bei Caffa und Chioggia besiegten. Nach jener Zeit aber, als gerade zu Ende des 15. Jahrhunderts der Küstenstrich am Hafen völlig verschwunden war, verloren die Genueser auch in anderer Hinsicht Wichtiges, die politische Ruhe; die Agitation der politischen Leidenschaften überfluthete ihre Gemüther und rief die wirbelnde Brandung der Bürgerkriege hervor.

Der gute Stern Genua's begann sich zu verdunkeln, und noch zwei Jahrhunderte vergingen, bevor man den neuen Molo begann.

Obgleich Dante kein Wasserbaumeister war, auch wohl wenig mehr als die klaren und süszen Gewässer seiner Heimath Valchiusa befahren hatte, man seine Autorität daher nicht als eine gewichtige bezeichnen kann, so steht doch fest, dass seine Aeuszerungen als im Einklange mit der öffentlichen Meinung der Stadt gelten müssen, in der er seit 1349 lebte und über die er wie folgt schrieb: „Vor

Allem wird man in ihr mit Staunen die Flotte erblicken, mächtig wie die von Tyrus, allen Nationen furchtbar, wird den Molo und den Hafen betrachten, ein Schutz gegen die Stürme, ein Werk von unendlicher Arbeit und gewaltiger Ausdehnung." — Diese maritime Handelsgrösze konnte sich nicht bei einem schlechten Hafen entwickeln. Es erscheint daher überflüssig, es besonders hervorzuheben, und der Leser wird mit uns überzeugt sein, dass der alte Molo den Schiffen sehr guten Schutz verlieh, und ebenso, dass, als er sich nach drei Jahrhunderten derart verschlechterte, dass er mehrfach der Schauplatz von Schiffbrüchen wurde, dies von besonderen neuen und von der Anlage des alten Molo unabhängigen Ursachen herrührte, welche Erscheinungen hervorriefen, die sich vorhersehen lieszen. Die eintretenden Veränderungen sind nicht dem Meere direct, sondern der Brandung zuzuschreiben; ferner der Anhäufung vieler Schiffe auf einem kleinen Raume und der geringen noch nicht von den Wirbeln der Wogen ausgehöhlten Tiefe, in Folge deren die Schiffe auf den Grund oder auf die Anker anderer stieszen, wie dies bei den bekanntesten jener Unglücksfälle erwiesen ist. Es findet sich von darauf hindeutenden Erscheinungen vor dem Jahre 1400 die folgende registrirt. Im Jahre 1303 verschwand das Wasser im Hafen, so dass viele Leute sich daran gaben, dort Fische zu fangen, welche auf dem Trockenen lagen. (Stella Giustiniani.) Jedenfalls eine auszerordentliche Erscheinung, unabhängig von der Anlage des Molo vecchio.

Seit dem Jahre 1600 finden wir die Stürme registrirt, welche den Bau des neuen Molo veranlassten. In einem Handbuche für Seeleute vom Jahre 1642, das von einem gewissen Monno von Monaco, einem Bewohner Genua's, verfasst ist, findet sich Folgendes: „Der Sturm aus Süden und Südwesten beschädigte die Schiffe im Bassin des Arsenals, in welchem die Galeeren und andere Schiffe jeder Zeit gesicherten Aufenthalt fanden." — Aber erst im Jahre 1638 wurde der Bau eines neuen Molo von staunenswerther Grösze und enormen Kosten begonnen. Derselbe erhielt eine Ausdehnung von 60 Palmen, an der nach dem Wasser zu liegenden Seite gemessen, und wurde am Leuchtthurme angefangen, und zwar in einem derartigen Bogen, dass er den Hafen vor den Süd- und Südwestwinden schützte. Dieser Molo erhielt zwei Einfahrten; bei Codeviola findet sich: „die Brandung nahm derart zu, dass, um ihre Nachtheile zu vermeiden, im Senat der Bau des neuen Molo beschlossen wurde. Derselbe wurde 1638 begonnen und, um den Hafen besser zu schützen, 1651 mit dem Leuchtthurme vereinigt." Beide genannten Autoren

sind darin einig, dass nicht 1631, sondern 1638 der Bau des neuen Molo angefangen wurde.

Wir betreten nun den Boden der Gegenwart.

Im Jahre 1857 schützte der neue Hafendamm schon mit seinem fertigen Theile das äuszere Ende des alten Molo vor den Südweststürmen; allein mehr wie diese Stürme und selbst das Meer blieb der Südsüdwestwind noch zu fürchten; derselbe drang noch direct in den Hafen, es ward daher nothwendig, den Damm noch zu verlängern. Nunmehr lagen die Enden beider Dämme nördlich und südlich zu einander. Aber die Traversia drang noch beim Abprallen in den Hafen ein, da die Wogen rechts von der Hafeneinfahrt auf denjenigen Theil der Küste von Carignan trafen, der zwischen der Cava (dem Steinbruche) und dem Molo vecchio (Fig. 2) sich erstreckt. Derselbe ist rauh und felsig, quer vorspringend und abschüssig. Im Anpralle und Zurückfluthen von dort rief die Strömung im Hafen eine sehr beträchtliche Wellenbewegung hervor, die jedoch, durch die ihr eigenen Unregelmäszigkeit paralysirt, die innere Peripherie des Hafens nicht überschritt.



Fig. 2. Genua's heutiger Hafen.

Auszerdem wurde jene Küstenstrecke, welche, wie Fig. 1 zeigt, in der Mitte mehrere Einbuchtungen hatte, an denen sich das Meer brach, regulirt, und zwar durch den Bau einer am Meere entlang führenden Strasze, die sich im Werke von Mati mit den Worten angegeben findet, „durch den Bau einer neuen rings herum führenden Strasze, so dass dadurch das Abprallen der Wogen befördert und die Brandung im Inneren des Hafens vermehrt wurde.“ Die Wogen schlugen, nachdem sie in den Hafen gefluthet waren gegen das glatte und einförmige Ufer der neuen Strand-Böschungen, die in weiter Ausdehnung fast den ganzen Umkreis des Hafens einfassten, und wie die Kugel von der Wand des Billards abprallt, flutheten sie zum zweiten Male und stärker zurück. Allein ebenso wie in früherer Zeit der Hafen durch den Bau der ihn umgebenden Mauern verschlechtert wurde, so verlor er in unseren Tagen durch den überstürzten Bau der neuen Strand-Böschungen und der ihn umgebenden Strasze, so dass sich die Aeuszerung, welche Codeviola

betreffs des alten Hafens that, auch auf den neuen anwenden lässt: „Durch diese Veränderungen wuchs die Brandung derart, dass sie die stürmisch bewegten Wellen so anstaute, dass sie die Brücken und Quais überspülten und die Schiffe durch diese Bewegung so heftige Stösze erhielten, dass sie in Unordnung geriethen und gegen einander schlugen.“ — Es scheint hier am Orte, dem Leser die Frage zu stellen, ob nach alle dem die Einwirkungen der Brandung, die man im Hafen bemerkt, dem neuen Molo zuzuschreiben sind, und ob die, welche im ältesten Theile des Hafens so viel Schaden angerichtet, dem alten Hafendamme in die Schuhe geschoben werden muss? Augenscheinlich rührte und rührt die Bewegung nur von der nachtheiligen Beschaffenheit her, welche nach dem aufeinanderfolgenden Baue des alten und des neuen Hafens die Peripherie des Hafens erhalten hatte. — Der Autor einiger in der Opinione erschienener Artikel über denselben Gegenstand führt ebenso auf gut Glück, wie er den alten Hafen heranzieht, um die verderblichen Einwirkungen östlicher Hafendämme darzulegen, die beiden Häfen von Neapel und Girgenti an. Wir werden uns bemühen, im Nachfolgenden diese beiden Beispiele näher zu beleuchten, damit der Leser nicht irre geleitet wird, und sich überzeugt, dass der ausgezeichnete Autor überhaupt von einer besonderen Antipathie gegen die östlichen Hafendämme eingenommen ist.

Fig. 3 zeigt den Hafen von Neapel von der Verlängerung des südlichen Molo, der links unten in der Figur angegeben ist. Damals lieszen die Winde des dritten Quadranten die Wogen gegen den inneren Theil des Molo dei Granili schlagen, und es war nicht zu verwundern, dass dies die angedeutete Brandung hervorrief. Der Molo della Cava (Fig. 4) würde in seinem äuszeren Theile von den Südweststürmen gefasst worden sein, und nicht schon in seinem inneren Theile, wie der Molo dei Granili, mit dem er Nichts gemeinsames, als den Namen östlicher Molo, hat.

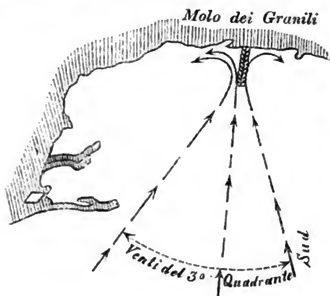


Fig. 3. Hafen von Neapel.

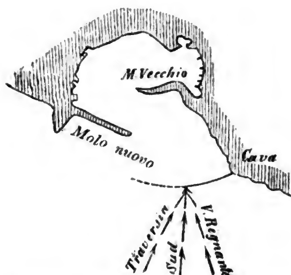


Fig. 4. Genua's Hafen mit westlicher Einfahrt.

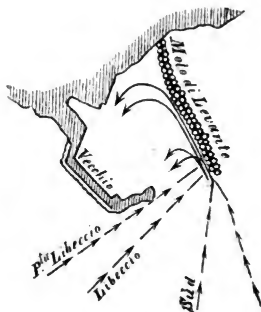


Fig. 5. Hafen von Girgenti.

Als zweites Beispiel sei der Hafen von Girgenti erwähnt. Der Leser wolle Fig. 5 ins Auge fassen und stürmische See annehmen, deren Einwirkung sich von südlicher und westsüdwestlicher Richtung fühlbar macht, und es wird ihm klar werden, in welcher Weise ein östlicher Molo die Meeresfluthen zum Eintritte in den Hafen auffordert.

Man betrachte alsdann Fig. 4, vergleiche die Richtung der Südwestwinde zum Molo della Cava mit der der Winde in Bezug auf den östlichen Molo von Girgenti, und es wird überflüssig erscheinen, ein Wort darüber zu verlieren, dass auch dieses Beispiel sich keineswegs als Beweis anführen lässt. Der Autor beabsichtigte, zwei Beispiele zu liefern, dieselben sind jedoch weit entfernt, das zu beweisen, was er wünscht, dagegen geben sie beide einen Anhalt, der vortrefflich zu unserer eigenen Behauptung passt.

Um den Hafen von Livorno zu verbessern, finden wir in dem vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten im Jahre 1873 veröffentlichten „Album der Häfen" („album dei porti") ein Werk projectirt, welches im Bogen, wie der zuletzt erwähnte Theil des Molo della Cava, geführt werden soll, und dessen Lage betreffs des südöstlichen Theiles des bei Livorno befindlichen in einer Curve geführten Dammes analog der des Molo della Cava zu dem des bei Genua existirenden Molo Nuovo sein wird, der sich ebenfalls gegen Südosten richtet.

Dieses projectirte Werk legt die gröszere Hafeneinfahrt in östlicher Richtung genau ebenso, wie dies beim Molo della Cava für Genua der Fall sein würde, für welches unsere Gegner dieselben

Südweststürme wie für Livorno zugeben. Es beweist dies, dass die Bearbeiter des Albums das für Livorno als vortheilhaft erkannt haben, was wir für Genua in Vorschlag bringen.

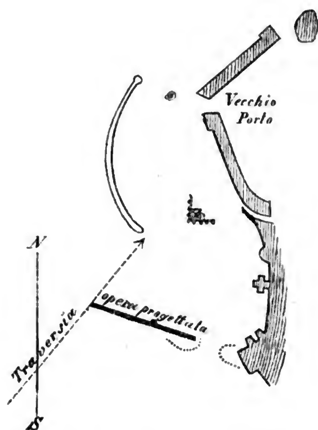


Fig. 6. Hafen von Livorno.

Es ist bekannt, dass der Hafen von Genua von auszen her zwei Windströmungen ausgesetzt ist, die eine herrschende ist die des Scirocco und des Südscirocco, die andere jene dominirend und als Querströmung (Traversia) durchschneidend ist die des Südwestwindes, letztere ist die stärkere von beiden. Aus den angeführten Momenten wird der Leser ersehen haben, dass von den verschiedenen Autoren, die zu verschiedenen Zeiten schrieben, stets ausdrücklich das Meer als vom Südsüdwestwinde beherrscht angegeben wird, und Codeviola sagt, indem er vom Padre Casini spricht: „Wenn dieser ausgezeichnete Mann zur Zeit des Südwestwindes die Brandung beobachtet hätte, würde er bemerkt haben, wie wesentlich dieselbe in Folge des Südsüdwestwindes zunimmt und zugeben etc.“ — Dass der letztere die Querströmung (Traversia) des Hafens bildet, ist allen Schiffern bekannt, und die Steuerleute der heutigen Zeit wie die des Alterthums können dies bezeugen. (Man vergl. „Manuale del navigatore nel Littorale della Liguria dell' illustro ammiraglio Albini“, pag. 10.) Der Umstand, dass für gewöhnlich fast stets der Kürze halber Südwest-Traversia statt Traversia oder Strömung des Südsüdwestwindes gesagt und geschrieben wird, vermag gewiss nicht die Richtung der betreffenden herrschenden Windströmung thatsächlich zu verändern, eine Richtung, die sowohl durch die locale Tradition als durch die Beobachtungen der Jetztzeit festgestellt worden ist. (Man vergleiche die gute Relation von Ciocca und Chiavacci in der „Rivista marittima“, November 1875.) Die dienstthuenden Lootsen und die Seeleute des Hafens vermögen dies besser wie Jedermann zu bekunden, und

Frissard sagte in seinen Vorlesungen an der École des Ponts et Chaussées mit Recht: „Die Aussagen der Männer der Praxis, der Lootsen, sind stets sehr zuverlässig; und wie Sgawzin und Rebeill zugeben, und der berühmte Dupin in seinem „„Berichte über die Verbesserung der Häfen““ bemerkt, ist das Urtheil der Lootsen und Schiffer von Wichtigkeit und unerlässlich, da diese Seeleute das allgemeinste und auch das wesentlichste Interesse an der Anlage der Häfen haben.“

Der Autor jener Artikel sagt, dass sich alle Regierungs-Commissionen für den östlichen Hafeneingang ausgesprochen haben; wir sind jedoch der Ansicht, dass das Votum dieser Commissionen, welche übrigens nur zwei an Zahl waren, die eine 1867, die andere 1874, wie grosz sein Werth und seine Bedeutung auch sei, nicht genügt, um das einstimmig und wiederholt ausgesprochene Votum der Commission der Genuesischen Schiffscapitaine aufzuwiegen, sowie das der wissenschaftlichen Gesellschaft von Genua, welches in voller Uebereinstimmung mit jenem die Projecte für einen östlichen Hafeneingang ausschlieszt; sowie ferner das Urtheil der Municipal-Commission. Wir vermögen nur mit De Fazio der Ansicht zu sein, dass man nicht nur das für richtig zu halten braucht, was durch die Autorität allein und durch einen Namen von Ruf unterstützt ist, wenn unsere Vernunft nicht damit übereinstimmt. (De Fazio, „Intorno al miglior sistema di costruzione dei porti“.) Vergegenwärtige man sich ferner, dass die Französische Regierung, als sie bei Marseille einen neuen Hafen anzulegen beabsichtigte, das Project von Bernard, dem Generalinspecteur der Brücken und Chausséen, nicht annahm. „Von allen zur Vorlage gelangten Projecten,“ sagt Minard, „war keins ingeniöser als das Bernard'sche, nichtsdestoweniger fand es nicht die Billigung der Seeleute des Hafens und wurde daher verworfen, da es den localen Bedürfnissen nicht entsprach.“

Heute ist der Augenblick gekommen, die beiden Projecte des Vorhafens mit östlicher oder westlicher Einfahrt zu vergleichen; wir glauben jedoch von einer Besprechung derjenigen Hafen-Dammprojecte Abstand nehmen zu können, welche weder zur Verbesserung des Hafens, noch des Vorhafens beizutragen im Stande sind. Ebensowenig beabsichtigen wir, auf das Amilhau'sche Project einzugehen, da, wenn auch das Bassin, dessen Bildung durch einen Damm dasselbe vorschlägt, in Folge seiner engen Einfahrt sehr ruhig und geschützt sein wird, gerade in Folge dieses Umstandes sich die Schiffe nicht den Uebelständen einer so engen Einfahrt bei schlechtem Wetter aussetzen dürfen. Herr Amilhau, Director der Eisenbahnen von Ober-

Italien, beabsichtigt damit für Genua den Hafen von Marseille nachzuahmen. Die Gruppe der Inseln Pomègues und Ratoneau schützt Marseille vor dem heftigsten Andrange der Wellen, während Nichts dem Aehnliches in dem offenen Golf von Genua dem hohen Meere entgegensteht. Auszerdem würde das Project jeder späteren Erweiterung des Hafens den Weg versperren, und es ist bemerkenswerth, dass Marseille seinen Aufschwung dem Umstande der Erweiterung seines Hafens längs der äuszeren anliegenden Küste verdankt. Die beifolgende Skizze diene zur Veranschaulichung des Projects der Regierungs-Commission.

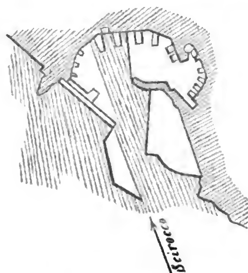


Fig. 7. Hafen mit östlicher Einfahrt.

Bei einer östlichen Einfahrt würden die durch den Scirocco hervorgerufenen Wellen noch in den Hafen gelangen (Fig. 7), aber ein neuer Entwurf beseitigt diesen Uebelstand vermittelst eines kleinen Dammes, der der Einfahrt zwischen dem alten und dem neuen Molo vorgelegt wird, und beabsichtigt man, auszerdem den Bau eines der beiden in Fig. 7 projectirten Dämme fortfallen zu lassen. In diesem Falle würde jedoch der Vorhafen immer mehr die Gestalt eines Sackes bekommen, und würde, die Strömungen des Meeres einschlieszend und die Wogenstauung befördernd, das Ankern den Schiffen auf die Dauer absolut unmöglich machen.

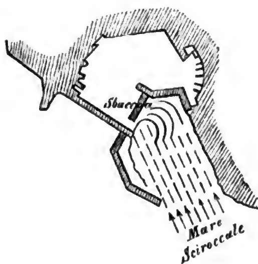


Fig. 8. Verändertes Regierungsproject.

Es erscheint an dieser Stelle erforderlich, die von der Opinione veröffentlichten Versicherungen zu bekämpfen, nach denen die Einwirkungen des Scirocco auf das Meer als nur unbedeutend hingestellt werden. Wir werden gerade die Erscheinungen des 11., 12., 13. und 14. Octobers des vorigen Jahres anführen, auf welche sich der betreffende Autor beruft, und fügen die folgenden Worte eines wichtigen Documents hinzu: „Der Sturm des

Südscirocco rief in jenem Hafen eine starke Brandung gegen das Meer hin hervor, das sich ungestüm brach und zahlreiche Beschädigungen an den alten Quais und den verankerten Schiffen verursachte. Ebenso hatte man an der Calvi-Brücke den Schaden zu beklagen, der durch verschiedene Kähne hervorgerufen wurde. Denselben brachen die Anker und sie zertrümmerten einen dicken Steinblock neben dem Landungsplatze und zerstörten einige Stufen der Treppe an der Wohnung des Hafen-Capitains. Gestern wiederholte sich von Neuem derselbe Sturm; am Passo nuovo mussten die an den Quais liegenden Schiffe alle Anker am Schiffshintertheile nachlassen, und die Gewalt des Meeres war so grosz, dass kein Ankerpfahl dem Anpralle widerstand; es war ein Glück, dass der Sturm nicht länger anhielt.“ Aus diesem Briefe, der vom 15. October datirt ist, geht ferner hervor, dass der wahrhaft beklagenswerthe Zustand des Hafens in Folge der Sciroccowinde ausschlieszlich den neuen Quais zuzuschreiben ist, welche die Wogen selbst in den entferntesten Theilen des Hafens anschwellen machen. Die Wellen begannen sich darauf aus Süden und Südsüdwesten zu thürmen; obgleich sie heftiger waren, als die durch den Scirocco hervorgerufenen, den neuen Molo überschwemmten und sich in hohen Schaumspitzen brachen, zeigte sich dennoch die dadurch hervorgerufene Brandung bei Weitem nicht so verderblich, wie die durch den Scirocco veranlasste.

Wir vermögen in der That Angesichts dieser Thatsachen, die unbestreitbar und Allen, die in jenen Tagen in Genua weilten, bekannt sind, nicht zu begreifen, wie man behaupten kann, dass der durch den Scirocco hervorgerufene Wogenandrang nicht eine sehr bedenkliche Erscheinung ist. Der Riegel, den man quer vor die heutige Einfahrt zu legen im Begriff steht, um die Sciroccofluth davon abzuhalten, wird seinen Zweck erfüllen, jedoch im Vorhafen eine derartige Brandung hervorrufen, dass ihr vielleicht nur Schiffe mit zwei Ankern widerstehen werden, wenn sie beträchtlich von einander entfernt liegen.

Giebt man daher zu, dass beide Vorhäfen bei östlicher wie westlicher Einfahrt dem heute vorhandenen inneren Hafenbassin Ruhe geben, so bleibt festzustellen, welcher von beiden der bessere ist. — Die im Observatorium der Königl. Marine von 1870—1872 gemachten Beobachtungen geben folgende Resultate: Die Landwinde sind, obgleich sie von den sehr nahen Bergen herabkommen, dennoch eben so heftig, als der Südwestwind, dessen Wiege der verehrte Autor, um ihm an Kraft zu nehmen, bis in Marocco sucht; sie wehen 120

bis 150 Tage im Jahre; 165 Tage die Südwinde, die Sciroccowinde, und 12 Tage die gelegentlichen Winde der Traversia.

Wir müssen ferner darauf hinweisen, dass aus dem, nach der von der Universität von Genua und von dem Observatorium gemachten Beobachtungen, sich ergebenden mittleren Durchschnitt hervorgeht, dass die Südsciroccowinde 98, und die der Traversia 37 Tage wehen. Allein wie die Herren Ciocca und Chiavacci in ihrer vortrefflichen Relation bemerken, die Apparate des Universitätsobservatoriums sind auszerordentlich empfindlich und zeigen selbst die leichteste Brise, die weder auf die Schifffahrt noch auf den Stand des Meeres Einfluss zu haben vermag, an; es ist daher nothwendig, sich an die Angaben des Marineobservatoriums zu halten, schon deshalb, da dasselbe höher und den Wirbelwinden weniger ausgesetzt liegt, die durch hindernde Gegenstände und die umliegenden Hügel hervorgebracht werden, und daher genauere Beobachtungen macht. Wir wollen daher zugeben, dass die Traversia 37 Tage des Jahres herrscht. Fügt man der vorstehenden Anzahl 80—110 Tage verschiedener Brise oder vollkommener Windstille hinzu, so geht daraus hervor, dass der West- und Ostwind selten und mit geringer Kraft weht.

Unter dieser Voraussetzung wird der Leser zugeben, dass die westliche Einfahrt ganz verschiedenen und weit vortheilhafteren Bedingungen entspricht als diejenigen, denen die Einfahrt des ältesten Hafens (Fig. 1) unterworfen war, was als unumstöszliche Wahrheit zugestanden werden dürfte.

Es ist bekannt, dass die Wellen, wenn sie sich nicht brechen, sich theilen, wie wenn sie zum Beispiel gegen sehr steile Ufer schlagen; sie werden alsdann abgelenkt und nehmen zurückfluthend einen neuen Lauf der im Verhältniss zu den zufälligen, durch das Brechen der Wellen entstandenen Strömungen ein regelmäsziger ist und wenig von der ursprünglichen Gewalt verliert. „Aber wenn sie gegen einen Strand oder eine Klippe fluthen, die rechtwinklich zu ihrer Richtung liegen, brechen sie sich grösstentheils, theils kehren sie in ihrer ursprünglichen Richtung zurück. Diese verschiedenen Wellenbewegungen begegnen sich, drängen sich und widerstreben einander, und es entstehen daraus kleine Wellen, deren Kämme an einen Punkt gebannt, stationär zu sein, und sich in derselben Verticalebene auf und ab zu bewegen scheinen. Diese Erscheinung, welche im Französischen clapotis und clapotage, chopping sea im Englischen, gaiola im Italienischen, Bulezümme im Genuesischen heiszt, ist oft von einem besonderen, durch das Aneinanderschlagen der kleinen

Wellen hervorgebrachten Geräusch begleitet. (v. Minard: V. Bonnefon. Paris.)

Bei östlicher Einfahrt würden die durch die Traversia hervorgerufenen Wellen, indem sie sich senkrecht oder doch fast senkrecht am neuen Molo brechen, zum Theil nach rückwärts prallen; da nun eine Wellenreihe stets von der folgenden und vom Winde angestaut wird, vermögen sie nicht mit groszer Gewalt rückwärts zu flieszen, vom Winde und den nachfolgenden Wogen daran gehindert. Wie aus Fig. 1 ersichtlich, drang die Fluth der Traversia voll in den alten Hafen ein, und wurde, an seinen Ufern schräg hinstreichend, leicht nach rechts in den Raum geführt, den der alte Molo vor den directen Wellen schützte.

Bei der durch die Traversia hervorgebrachten Fluth und bei einer westlichen Einfahrt vermag nur eine rückläufige Wellenbewegung zu entstehen, die sich höchstens 100 bis 150 Meter vor und in der Verlängerung des neuen Molo bemerkbar machen, und die jede Gefahr für die Schiffe, gegen denselben getrieben zu werden, beseitigen wird, was ausschlieszlich nur andere Umstände herbeizuführen vermöchten; das Einlaufen der Schiffe wird ferner dadurch erleichtert sein, weil die Schiffe, da die Wogen, die gegen den neuen Molo schlagen, und die, welche von ihm zurückfluthen, ein wenig gegen die Einfahrt zu convergiren, dem Impulse der beiden etwas gegeneinander geneigten Stromrichtungen folgen und die Resultante derselben das Einlaufen begünstigt, anstatt es zu behindern. Ueberdies ist es evident, dass die Strömung der Traversia keine Brandung, besonders auf der Rhede bei westlicher Einfahrt, zu erregen vermag, oder dass, wenn ja die Wogen sich dorthin seitwärts ergieszen oder verbreiteten, dies nie mit der Gewalt geschehen kann, mit der die Strömung des Scirocco den Vorhafen bei einer östlichen Einfahrt beunruhigen würde. (Fig. 8.)

Im ersten Falle wird die Verbreitung der Wogen in der That schwierig sein, da sie von seitwärts her erfolgen muss, im zweiten wird sie dagegen sehr leicht von Statten gehen, da sie die Fluth der Wogen, denen der Eintritt offen steht, hereinführen und sich heftig überstürzen lassen wird. Allein wenn selbst bei der westlichen Einfahrt eine sehr starke Brandung durch die Traversia entstehen sollte, was wir nicht glauben können, so würde unzweifelhaft diejenige des Scirocco bei einer östlichen Einfahrt eine äuszerst heftige werden, und es ist klar, dass von den beiden Vorhäfen der der bessere sein muss, der nur 37 Tage im Jahre unruhig ist, gegenüber jenem, welcher 98 Tage lang in hohem Maasze beunruhigt sein würde. Es

ist richtig, dass die Schiffe bei beiden vor zwei Ankern liegen müssten, um nur geringe Curven zu beschreiben und an ihren Ankerplätzen zu bleiben, allein die Wahrscheinlichkeit der Beschädigungen durch die Brandung wird sich wie Eins bei einer westlichen Einfahrt zu Drei bei einer östlichen verhalten. In der Opinione versichert man uns, dass wenn der Molo della Cava begonnen würde, die Brandung im Hafen auszerordentlich zunehmen würde, allein diese Besorgniss ist unbegründet, es genügt ein Blick auf Fig. 4, um sich zu vergewissern, dass mit dem fortschreitenden Bau des Molo della Cava jene Küste immer mehr geschützt werden würde, welche zwischen der Cava und dem Molo vecchio liegt, und der unsere Gegner selbst die Unsicherheit des Hafens bei Sturmfluth zuschreiben. In der That beschuldigt unser erwähnter Opponent sehr richtig jene Steinböschungen als die Veranlassung zum Anprall des Meeres und spricht sich darüber aus, indem er sagt: „Um ihre Einwirkung augenscheinlich zu machen, würde es genügen, das Factum anzuführen, dass die Brandung im Inneren des Hafens beträchtlich nach dem Bau der Circumvallationsstrasze gewachsen ist," und ferner: „Der Anprall des Meeres entsteht durch die Küste von Carignan, die sich über 1250 Meter vom Anfang des alten Molo bis zur Spitze der Cava erstreckt und bei Meeresfluth aus Südost und Südwest gegen den Hafen convergirt."

Indem der verehrte Autor behauptet, dass der Beginn des Baues eines östlichen Molo's verhängnissvoll werden würde, widerspricht er sich augenscheinlich, und während er sehr richtig die Erscheinungen, welche er bemerkt, der Einwirkung jener Küste zuschreibt, welche heute die Wellen zurückschleudert, wie, um es zu wiederholen, die Bande die Kugeln des Billards, muss er nothwendiger Weise zugeben, dass in dem Maasze, als sie durch einen östlichen Molo geschützt sein wird, da die Ursache aufhört, auch die Wirkungen endigen werden. Allein der Molo della Cava wird die Küste auch vor der Sturmfluth, vor den Südwinden, vor den Scirocco's schützen, er wird die Rolle des Queues übernehmen, welches quer über das Billard gehalten den Ball verhindert, an die Bande zu gelangen.

Schreiten wir jetzt zur Erörterung der nautischen Fragen, citiren wir dabei jedoch zuerst den Ausspruch des Conseil des ponts et chaussées von Frankreich, der sich bei Cessart (Band 2 pag. 30) findet, und dem zu Folge das wichtige Princip aufgestellt wurde, dass Alles der Leichtigkeit der Ein- und Ausfahrt untergeordnet werden müsse. In der heutigen Zeit sind die Dampfschiffe nicht

gering an Anzahl; allein da die Kohle theurer ist, wie der Wind, bilden bekanntlich die Segelschiffe den beträchtlichsten Bestandtheil der Handelsmarine aller Nationen. Fassen wir daher zunächst nur das Ein- und Auslaufen der Segelschiffe ins Auge. Bei einer östlichen Einfahrt vermögen die Schiffe mit den Sciroccowinden mit dem Schiffshintertheile zuerst einzulaufen, bei sich erhebenden Stürmen würde es jedoch gefährlich sein, dies zu versuchen, und bei Landwinden unmöglich ohne die Hülfe von Schleppdampfern. Oft treffen die Schiffe, welche, von günstigen Winden getrieben, von weither auf Genua steuern, auf wenige Meilen vom Hafen angelangt, auf den Imbatto, einen Landwind, der ihren Weg kreuzt; sie beginnen alsdann zu laviren, und vermögen erst nach mehreren Tagen beständiger Segel-Manöver den Hafen zu erreichen; es entsteht dann Bedarf an sehr zahlreichen und tüchtigen Schleppdampfern, um die sich derart zahlreich ansammelnden Schiffe in den Hafen zu bugsiren.

Die Kosten des Schleppens sind nicht unbedeutend, und zu denjenigen gerechnet, welche zuweilen zwei bis drei Tage der Verzögerung verursachen, tragen sie dazu bei, den Preis der ausgeschifften Waare zu beeinflussen. Minard sagt pag. 146: „Es ist erforderlich, dass die Längenausdehnung eines Hafens nicht in die Richtung derjenigen Winde trifft, welche den meisten Einfluss ausüben. Der Vorhafen muss gross genug sein, so dass man darin die erforderlichen Segelmanöver ausführen kann.“ Weiter fährt er fort: „Ist ein Schiff, das unter Segel anlangt, der Manöver, welche es zum Einlaufen ausführen muss, nicht völlig sicher, so ist es gegenüber plötzlich sich erhebenden Winden der Gefahr ausgesetzt, schwere Beschädigungen zu erleiden.“

Wer Seemann ist, weisz, dass bei ungünstigem Wetter, besonders bei einem plötzlich sich erhebenden Winde, nicht einmal die Kriegsschiffe mit gerefften Segeln in einen Hafen einzulaufen vermögen, trotz ihrer starken Bemannung, so dass sie nur die kleinsten und höchsten Segel aufgespannt halten können und um so mehr hin und her geworfen werden, so dass das Schiff nicht mehr im Stande ist, das Vordertheil gegen die Windrichtung zu wenden, um von ihr Nutzen zu ziehen, wie es dies mit vollen Segeln vermag. Andererseits hört die Fahrgeschwindigkeit, welche man mit gutem Winde erreicht, plötzlich auf, wenn das Schiff genöthigt ist, zu wenden, um den Wind von der Seite gegen den Schiffsrumpf und schräg gegen die Segel zu erhalten. Dieses Manöver, mit halbem Winde zu segeln, ist bei plötzlich entstehendem Sturme nicht leicht und auf hoher See

nicht ohne Gefahr; allein dort, wo sich Bewegungshindernisse vorfinden, wird es immer sehr gefährlich sein, da, wenn das Schiff auf der Seite liegt und seine ursprüngliche Geschwindigkeit verloren hat, dasselbe den Cours nicht mehr hält und abfällt, oder auch, anstatt mit dem Vordertheile vorwärts zu kommen, mit dem Rumpfe seitwärts treibt. Verquer liegen (essere al traverso) bedeutet aber in der figürlichen Sprache des Seemanns, sich in einer der übelsten Lagen befinden, in die ein Mensch gerathen kann, schlieszt die Idee einer unglücklichen Situation in sich, welche nur durch eine sehr geringe Auswahl von Mitteln und viel Geduld überwunden zu werden vermag.

Daher muss ein Schiff, welches sich anschickt, mit südsüdwestlicher Meeresströmung und Wind aus Südwesten in die östliche Hafeneinfahrt einzulaufen, zuerst manöveriren, um sich quer zu legen und den Wind in der Flanke zu bekommen, und dann brassen, die Segel reffen, oder auch auf die linke Seite zu brassen, d. h. die Segel für alle Fälle zu disponiren. Wenn nun der Wind von Südwesten kommt, wie dies bei Windstöszen der Fall, und seine Lage verschlimmert, unter Umständen dieselbe allerdings auch verbessert, so ist das Schiff gezwungen, nach rechts zu drehen, um die wenigen Segel, welche es in dieser Lage zu tragen vermag, gespannt zu erhalten.

Dies wird sicher eintreten, wenn das Schiff auf der rechten Seite unter Wind jene Wogen der Cava hat, welche unser verehrter Gegner als einen Vortheil betrachtet, da sie die Wellen, welche an die Küste schlagen, verhindern, sich zurück gegen die Schiffe, welche einlaufen, zu wenden. Aber es ist nur erforderlich, dass er sich überzeugt, dass die Seeleute die Wellen, welche von der Küste kommen, nicht fürchten, dagegen diejenigen, welche im Stande sind, sie gegen die Küste zu werfen. Wenn man anführt, dass die Einfahrt gerade 700 Meter von den Felsen entfernt sein würde, so beweist dies keineswegs, dass sie leicht ist, da in Wirklichkeit bei östlicher Einfahrt diese Entfernung bei einem Sturme eine sehr geringe, und der benutzbare Raum sehr beschränkt ist, auch kein Schiff sicher sein kann, nachdem es sich quer gelegt und zu brassen versucht hat, beim Abfallen nicht gegen die genannten Felsen der Cava und die in ihrer Verlängerung zu treiben, bevor es die Einwirkung der durch den Molo hervorgerufenen rückwärts strömenden Wogen empfindet. Es ist nicht glaublich, dass ein Schiff, weder bei Tage und noch weniger bei Nacht, unter derartigen Witterungseinflüssen so steuern könne, dass es nahe dem projectirten Molo vorbei zu kommen ver-

mag, da es, wenn es sich demselben zu sehr nähert und sich gezwungen sähe, nach links zu halten, oder auch mit vollem Winde zu segeln, um von der Spitze weg zu kommen, besonders bei einem Windstosze, der gewissen Gefahr anheim gegeben wäre, mit dem Vordertheile auf die unter Wind liegenden Felsen aufzulaufen. Bei plötzlich sich erhebendem Sturme und wenig Segeln fährt es sich schlecht, die Wogen verhindern eine richtige Lenkung durch das Steuer und man darf speciell beim Einlaufen in einen Hafen die Schiffe nicht nöthigen, eine felsige zerrissene Küste entlang zu segeln, und sie zum Einlaufen der Gefahr gewagter Manöver aussetzen, während deren es leicht vorkommen kann, dass ein zu spät ausgeführter Befehl, ein Missverständniss oder eine Havarie, die leicht eintreten kann, wenn unter der Wuth des Sturmes die Segel gegeneinander schlagen und sich verwickeln, die Gefahr noch vergröszern; das Alles sind jedoch Verhältnisse, die überlegt und in Erwägung gezogen werden müssen.

Der General Bixio sagt: „Der ist Herr zu Lande, der das Meer zu befahren versteht.“ Es verdient ferner Berücksichtigung, dass bei plötzlich entstandenem und ungünstigem Winde ein Schiff sich nicht bewegt, wie es will, sondern wie es kann, und dass seine Bewegungen diejenigen anderer Schiffe zu hindern im Stande sind, welche im Begriffe sind, einzulaufen und von ihm darin gestört werden.

Das Auslaufen aus einer östlichen Hafeneinfahrt wird nur bei Nordwind leicht sein, und unter Segel bei südlichem Winde unmöglich; der letztere aber weht 98 Tage des Jahres. Betrachten wir nun die westliche Einfahrt.

Beim ersten Blicke erscheint es, als wenn die Schwierigkeiten, welche wir rücksichtlich der Traversia bei einer östlichen Einfahrt erwähnten, sich durch den Scirocco bei einer westlichen Einfahrt erhöhen müssten; allein die Anordnung der westlichen Einfahrt begünstigt im Gegentheile das Einlaufen mit denjenigen Winden, welche unter der Bezeichnung des südlichen Scirocco begriffen werden. Bei diesen Winden, welche günstig und nicht sehr heftig sind, vermag stets eine genügende Anzahl von Segeln entfaltet zu bleiben, und selbst bei der ungünstigsten Annahme können die Schiffe unter seitlichem Winde einlaufen. Sie haben den nöthigen Raum, zu wenden, um ihren Lauf zu verhalten und Anker zu werfen. Bei Nordwind, der 120 bis 150 Tage hindurch weht, vom Gebirge kommt und keinen Wogenandrang hervorruft, können die Schiffe nahe ans Land gehen,

wie sie es gewöhnlich zu thun pflegen, und mit vollen Segeln in den Hafen einlaufen. Der Autor jener Artikel sagt sehr richtig, dass die Hafeneinfahrten nicht gegen die Traversia gewendet liegen dürfen, allein wie kann man behaupten, da der Molo della Cava die Spitze des Molo nuovo gegen die Traversia schützen soll, dass die westliche Hafeneinfahrt der Traversia offen zu liegen kommt?

Das Einlaufen wird bei einer westlichen Hafeneinfahrt leicht sein, da sowohl Wind als Meeresströmung demselben günstig sein werden, indem sie in mittlerer Richtung zwischen der Windrichtung von der Seite und der vom Steuer her einwirken. Die in geringer Zahl entfalteten Segel werden, gänzlich gefüllt, ihre ganze Wirksamkeit ausüben, und indem man sie entsprechend dieser Windrichtung stellt, ist man im Stande, allein durch das Steuer das Schiff leicht zu lenken, ja nach Bedarf nach links oder rechts zu wenden, ohne die directe Geschwindigkeit zu vermindern, die ein für das Gelingen der Manöver unerlässliches Element bildet. Sobald das Schiff in Bewegung ist, wird das Steuer auch bei bewegter See gut einwirken und man wird nicht Gefahr laufen, seitwärts abzutreiben und auf die Felsen unter Wind geworfen zu werden.

Die Schiffe werden schon von weit her auf die Spitze oder den Leuchtthurm des Molo della Cava halten, nach unbedeutenden Manövern des Brassens, oder mit vollem Winde Segelns, ohne dass umständliche Maaszregeln oder das Reffen der Segel nothwendig wird, werden sie sich mitten in der Hafeneinfahrt im Rücken der Spitze des Molo della Cava befinden und genügenden Raum vor sich haben, sowohl um zu wenden, als auch, um die Segel einzuziehen und mit ihnen zur Unterbrechung der Fahrt zu manöveriren. Wenn alsdann ihr Lauf rasch gehemmt und Anker geworfen ist, ist mit Leichtigkeit und ohne irgend eine Gefahr die Einfahrt bewerkstelligt.

Bei östlicher Hafeneinfahrt können die Schiffe, die zum Einlaufen gelangten in der engen Passage zwischen den beiden projectirten Molen nicht vor Anker gehen, sondern sie müssen anderweitig verfahren und nach Innen, nach der Spitze des inneren Molo zu laviren, und befinden sich dort im eigentlichen Vorhafen, um daselbst das schon erwähnte Manöver in einem Raume auszuführen, der um so beschränkter sein wird, je mehr er von Schiffen bedeckt ist. Die westliche Hafeneinfahrt würde einen doppelt so groszen, sehr nützlichen Raum entstehen lassen, wie den durch eine östliche gebildeten. Auszerdem würde man auch bei anderen wie den genannten Winden leicht in sie einzulaufen vermögen, da, wenn die Traversia und der

Scirocco nicht herrschen, leichte und gut benutzbare Brisen wehen; und man würde leicht aus ihr mit den Sciroccowinden und den Nordwinden, die über 200 Tage im Jahre wehen, auslaufen können.

Damit die Anlage einer Hafeneinfahrt gut sei, ist es erforderlich, dass man bei schlechtem Wetter leicht in sie einlaufen, bei gutem leicht auslaufen kann. Diese Eigenschaft, welche die westliche Hafeneinfahrt unbestreitbar besitzt, fehlt in der That einer östlichen Einfahrt, wie wir nachzuweisen versuchten.

Wir haben auszerdem dargelegt, dass die Anordnung des Molo vecchio von unseren Vorfahren sehr verständig gewählt wurde, und dass, wenn ihre fast drei Jahrhunderte hindurch geleisteten guten Dienste hinfällig wurden, sie in derselben Weise und aus denselben Gründen aufhörten, wegen deren die des neuen Molo in der heutigen Zeit hinfällig wurden, nämlich in Folge der vorschnellen Ausführung der Bauten im Inneren des Hafens und speciell derjenigen entlang der Küste von Carignan.

Weshalb soll daher der von uns proponirte Molo della Cava, der ähnlich wie der Molo vecchio anzuordnen wäre, keinen guten Schutz gewähren, wie ihn der Molo vecchio so lange Jahre hindurch geboten hat?

Wir haben alsdann dargelegt, dass beide, die östliche wie die westliche Hafeneinfahrt, das heutige Hafenbassin schützen würden (wenn das Project der Königlichen Commission modificirt wird, wie wir schon erwähnten), und dass der Hafen bei östlicher Einfahrt unmittelbar vom Meere beherrscht und von der Brandung 100 Tage im Jahre beunruhigt werden würde, während dies bei der westlichen nie der Fall sein wird; allein wenn es der Fall wäre, wie unsere Gegner behaupten, so würden sich die Folgen viel weniger intensiv fühlbar machen, und höchstens 37 Tage im Jahre zur Geltung kommen.

Lassen wir die Frage der Versandung auf sich beruhen, um uns nicht zu weit auszudehnen; allein mit Gewissheit können wir annehmen, dass bei einer östlichen Einfahrt sich die Brandung derart im Vorhafen fühlbar machen würde, dass man sie nothwendiger Weise durch den Bau von den Vorhafen durchschneidenden Dämmen zu vermindern genöthigt wäre, die den Raum desselben störend beschränken würden.

Abgesehen von der Brandung, würde die Versandung aus demselben Grunde vor sich gehen, aus dem sich in alter Zeit in der Mitte des Hafens die Sandbank gebildet hatte. Wir wollen nicht

näher auf die Auslassungen des Admirals Albini eingehen, der pag. 86 in seinem Handbuche sagt: „Alle Häfen der Ligurischen Küste, welche eine östliche Einfahrt haben und nicht der Brandung ausgesetzt sind, sind einer regelmäszigen Versandung unterworfen," und der 14 Häfen nennt, die heute vollständig oder grösztentheils versandet sind. Wir wollen ferner auch nicht die mehrfach ausgesprochene Ansicht des Schiffscapitains A. Cialdini citiren, der mit der Autorität des Seemanns die des Wasserbaumeisters verbindet, seit mehr als 18 Jahren die Hafenfrage unausgesetzt studirt, und dessen Wellentheorien zum speciellen und begründeten Gegenstande der Anerkennung des Auslandes und speciell neuerdings der Englischen Zeitschrift „Naval Science" wurden, und begnügen uns, den Leser auf sein jüngstes, in Italien einzig dastehendes Werk: „Nozioni preliminari per un trattato sulla costruzione dei porti" zu verweisen, das bereits drei Auflagen erlebt hat.

Die Achtung, welche wir vor unseren Gegnern hegen, und die Rücksicht, welche wir ihnen schulden, sowie der Vorsatz, dass wir zuerst auf uns das Princip anwenden wollen, dass es nichts Unumstöszliches in der Welt giebt und dass es äuszerst wichtig ist, auf die praktische Erfahrung zurückzugreifen, wenn es sich um Werke handelt, die so zu sagen für immer geschaffen werden sollen, veranlassen uns dagegen zu einem Vorschlage, den beide Parteien annehmen könnten. — Da man bei allen Projecten und auch dem der Königlichen Commission einen östlichen Hafendamm, um den jetzigen Hafen vor den Sciroccowinden zu schützen, wünscht, sind wir der Ansicht, dass die Verfechter der östlichen Einfahrt das Project eines Hafens nicht zu verwerfen brauchten, der eine östliche Einfahrt hat, die jedoch mehr in der Mitte und weiter von der Küste entfernt läge, und bei der ein westlicher Hafendamm, anstatt bei der Spitze, die 250 Meter nördlich der Cava liegt, bei der Cava selbst anfinge und sich von Osten nach Westen mit geringer südlicher Richtung erstreckte. Die Einfahrt würde anstatt 800 Meter mehr als 1200 Meter von der Cava entfernt und bei plötzlichen Stürmen weniger gefährlich sein.

Dieses Project, welches sich unter Fig. A verzeichnet findet, mit demjenigen der Fig. 7 verglichen, würde den Vortheil bieten, den Vorhafen in nützlicher Weise beträchtlich zu vergröszern, ferner in weit geringerer Masse die Sciroccofluthen in den eigentlichen Hafen eindringen lassen, und den Schiffen, die mit der Traversia ankommen, einen vortheilhaften Ankergrund südlich des heutigen Molo nuovo bieten, ohne dass die Passage erschwert wird.

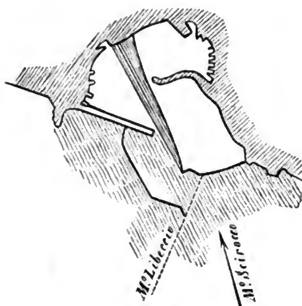


Fig. A.

Das Project der Commission legt die Einfahrt so nahe an die Cava, dass die Erweiterung des Hafens gegen den Bisogno vollständig unmöglich wird, welche jedenfalls in Zukunft nothwendig werden wird. Je mehr die Einfahrt von der Cava entfernt wird, je weniger wird der Weg zu einer solchen Erweiterung ausgeschlossen und je besser gestalten sich die nautischen Bedingungen für das Einlaufen und Auslaufen. Gesetzt daher, dass zu Folge dieser wichtigen Gründe und des intellectuellen Vortheils einer Vereinigung unser Vorschlag von den Levantisten angenommen würde, zugegeben ferner, dass es nichts Unumstöszliches giebt, und in Erwägung dass bei der vorliegenden Controverse sowohl auf der einen, wie auf der anderen Seite respectabele und in den nautischen Wissenschaften und dem Wasserbaue sehr competente Männer stehen, so können Diejenigen, die berufen sind, ihr Urtheil abzugeben, nicht zögern, noch fehlgreifen, wenn sie vor Allem zuerst den Bau der 700 Meter am Molo della Cava anordnen, welche Fig. A zeigt, und die sicher dazu beitragen werden, den Hafen vor den Scirocco- und Südsciroccofluthen zu schützen, welche am häufigsten im Jahre auftreten.

Wenn dann die Erfahrung lehren wird, dass diese 700 Meter die Küste von Carignan so viel als erforderlich vor der Traversia schützen und die Brandung im Hafen vermindern, so würde erwiesen sein, dass der vollständig ausgeführte Molo der Cava die sehr guten Resultate, die wir uns von ihm versprechen, bietet.

Wenn dagegen dieser erste Anfang zu einem neuen Molo nicht die gewünschte Wirkung hervorbringt, so werden die „Ponentisten" (d. h. Anhänger der westlichen Einfahrt) einfach die Nothwendigkeit einer östlichen Einfahrt zugeben können. Die Construction des, um diesen Versuch zu machen, erforderlichen Anfangs eines östlichen Molo wird auf alle Fälle einen integrirenden Bestandtheil beider einander gegenüberstehenden Projecte bilden, und stets einen sehr wichtigen Theil des Vorhafens, möge derselbe die Einfahrt nach Osten oder nach Westen haben, ausmachen.

Wenn man dagegen den Bau des Hafens mit östlicher Einfahrt, wie es die Königliche Commission vorschlägt, anordnet, und die alsdann gemachten Erfahrungen denselben verwerflich erscheinen lassen (was unserer Ansicht nach unbedingt eintreffen wird), so würde sich eine Verbesserung daran nicht mehr anbringen lassen, während im Gegentheil, wenn sich schlieszlich auch der Hafen mit westlicher Einfahrt als schlecht erwiese, derselbe stets ohne grosze Schwierigkeiten derart verändert werden kann, dass seine Einfahrt nach Osten zu liegen kommt; indem man einen Molo construirt, der, in verhältnissmäszig geringer Wassertiefe angelegt, von der Einbiegung der Küste bis zum Leuchtthurme reicht.

Wie sehr wir auch selbst vollkommen von der Nothwendigkeit überzeugt sind, die Hafeneinfahrt nach Westen zu verlegen, wovon wir unsere Leser überzeugt zu haben hoffen, so gelangten wir dennoch ausschlieszlich im Sinne einer zweckmäszigen Vereinbarung zu diesem Vorschlage, dem das Project Pescetto-Schiattino einverleibt ist, welches unsere Gegner nicht einmal aus logischen Gründen zurückzuweisen brauchen, da es den groszen Vortheil bietet, in keiner Weise die Frage zu präjudiciren und dieselbe dem unwiderruflichen Urtheilsspruche der Praxis zu unterwerfen, dessen Competenz Niemand bestreiten kann. Wenn dieser Vorschlag befolgt wird, können die Arbeiten rasch vorschreiten, ohne die Befürchtung, dass sie zu einer unwiderruflichen Schädigung des Hafens von Genua und daher der maritimen Zukunft Italiens werden.

XX.

Eine Schwerin-Biographie betreffend.

Die biographischen Helden-Denkmäler, welche Varnhagen zu errichten unternahm, bedürfen der Ergänzungen und „Berichtigungen“ so viele, dass man füglich diese Varnhagenschen Productionen ganz beiseit lassen kann. Ebenso die von der Oberhofmeisterin v. Blumenthal (anno 1797) „verbrochene“ Lebensbeschreibung des Husarengenerals Zieten. Beliebt es trotzdem Irgendjemand, der zum Thema seines Buchmachungs-Bedürfnisses altpreuszische militairische Berühmtheiten wählt, diese Quellen zu verwerthen für eine Haupt-

anleihe, so bleibt der reelle Geschichtsfreund wiederum unbefriedigt. Um so erfreulicher ist uns die Aussicht auf eine zuverlässige Biographie des Feldmarschalls Graf v. Schwerin, gelegentlich weiteren Vorschreitens des Schwerinschen Familiengeschichtswerks. Ein im Schlosze Putzar (bei Anclam) aufbewahrter Band „Briefwechsel mit Friedrich dem Groszen" begünstigt den Biographen Schwerins „des Zehntausenders".

Mit diesem Epitheton verdient der bei Prag am 6. Mai 1757 glorreich Gefallene fortzuleben im Gedächtniss des Preuszenheeres. „Ménagez votre personne, si vous m'aimez; elle m'est plus précieuse que dix mille hommes"; so schrieb der junge König in Grottkau den 10. Januar 1741 dem von Ihm am 30. Juni 1740 zum Feldmarschall ernannten und den 31. Juli desselben Jahres in den Grafenstand erhobenen, zur Zeit 56jährigen Heerführer, welcher durch Temperament und Diensteifer sich gern verleiten liesz zum „persönlichen" Drauflosgehen. In den Königlichen Aufzeichnungen über den 7jährigen Krieg wird der Verlust dieses „ehrwürdigen" Mannes gleich hoch veranschlagt wie eine Einbusze von „mehr als 10,000 Mann". (Oeuvres T. IV, 119 und T. XXVII, 1. partie p. 393.) Auszerdem will man wissen, dass der König (am 14. December 1740 in Crossen mündlich, oder im Jahre 1756 schriftlich?) diesem Feldmarschall erwiderte auf dessen Meldung, die wirkliche Stärke des ihm überwiesenen Heerestheiles betrage nicht 40,000, sondern nur 30,000 Mann: „Eh bien, cela fait quarante mille hommes, en vous comptant." (Lord Dover, Life of Frederic II.)

Wir wollen im Folgenden nur einzelne von denjenigen Punkten berühren, welche sich darbieten zu biographisch genauerer Feststellung und zur Erweiterung des Andenkens für den genannten General-Feldmarschall. Da ist z. B. gedruckt worden: Friedrich der Grosze sagte einer Pommerschen Rittergutsbesitzer-Deputation (1780) u. A., der selige Feldmarschall Schwerin habe Ihm mehr denn ein Mal erzählt, wie er, als sein Vater ihn nach Breslau schickte, um sein Glück da zu versuchen, zum Abschied „nur Einen Thaler" erhalten, nebst einer Ohrfeige (mit einer Ritterschlagsformel).

Die in obigen Zeilen stehenden Worte „nach Breslau" — vorfindlich in den „Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrich's II.", 3. Sammlung, Berlin 1787, S. 116 — sind von mehreren Buchmachern verballhornt worden: „nach Brabant"; ohne Berücksichtigung des Umstands: Schwerin's Vater lebte nicht mehr, als sein Sohn Kurt zu einem Oheim nach dem Haag reiste. Ob der junge Schwerin jemals in Breslau gewesen, ist dubiös. Wir dürfen

also wohl hinter diese für einen anderen, der Generalität König Friedrich's II. angehörigen Schwerin gültige „Erzählung" vorläufig ein groszes Fragezeichen machen. Die aus einer Geschlechtsgeschichte ersichtliche (starke) Zahl der Geschwister „unseres" Schwerin, sowie auch die Angabe, ob der für ihn väterlich sorgende Oheim, welcher zur Zeit Hessischer General, „kinderlos", und andere weitere Mittheilungen werden die „Armuth" des nachmaligen Preuszischen Feldmarschalls erläutern. Diese und eine zum regen Ehrgefühl anleitende Erziehung sollten durch solche Anekdote illustrirt werden. Einige behutsame Geschichtsschreiber — von denen ich zwei nennen könnte, aus den Jahren 1787 und 1805 — nahmen, von jener Audienz Pommerscher Edelleute berichtend, keine Notiz von oben citirter Aeuszerung des Königs. Indess das „Anekdötchen" passte dem gern Geschichten colportirenden Varnhagen. Dünkte ihm doch erlaubt, eine Biographie des hochverdienstvollen Bückeburger Grafen „pikant" abzuschlieszen mit einer Denunciation, für welche vollgültige Beweise zu besitzen dem genannten Autor wohl unmöglich gewesen sein möchte. —

Ob König Friedrich das Schlachtfeld von Mollwitz verliesz auf Schwerin's oder des Erbprinzen Leopold von Dessau Anrathen, stellen wir in Frage. Rothenburg's Schlachtenatlas schweigt hierüber. Anekdotisch wird berichtet, der Feldmarschall habe dem Prinzen, als desfallsigen Rathgeber, „höchst bittere und hitzige Vorwürfe" gemacht und mit ihm in der zweiten Stunde der Schlacht so heftige Worte gewechselt, dass die Adjutanten, welche Ohrenzeugen, die übelsten Folgen befürchteten. Am folgenden Tage aber liesz der am Fusz schwer verwundete Feldmarschall „den Prinzen zu sich bitten", und söhnte sich mit ihm aus. Alles dies, sammt den schlieszlichen Höflichkeits- und Herzlichkeitsausdrücken, wurde 1793 aufs Druckpapier gebracht vom literarisch emsigen Magdeburger Garnisonprediger Küster. (Erbprinz Leopold gehörte bekanntlich zu Friedrich's intimsten Jugendfreunden. Friedrich nannte ihn seinen „lieben Polte". —

In etwelchen Geschichtsbüchern*) lesen wir, betreffs der Erbhuldigung in Breslau, den 7. November 1741: „Das Reichsschwert war vergessen. Der König aber . . . zog seinen Degen . . ., übergab dem Feldmarschall Grafen Schwerin denselben; und die Vasallen

*) Beispielsweise in Prof. Dr. F. C. J. Fischer, „Geschichte Friedrich's II., Königs von Preuszen", Halle 1787, Thl. I, 79 — und Friedr. Förster, „Leben und Thaten Friedrich's des Groszen", Leipzig 1845, Bd. I, 312.

küssten diesen Schwertknopf, bei der Eidesleistung." — Jedoch, weder das dem Könige vorgelegte Huldigungsprogramm, noch der Hofbericht von der Huldigung (Seyfert I, Beilage 41) erwähnt, dass die Huldigenden einen Schwertknopf geküsst hätten. Keinenfalls konnte „der Feldmarschall Graf Schwerin" betheiligt sein bei dieser Ceremonie; denn er war damals überhaupt nicht anwesend in Breslau*). —

Dass „la Barbe" (der Schnauzbart aus Dessau) und „le petit Marlborough" — so nannte man in Berliner Hofkreisen Schwerin seit 1737 — nicht nebeneinander im Felde befehligen konnten, ist leicht zu ermessen; und diese Feldmarschalls-Dissonanz ward belangreich für das in den Jahren 1742 und 1744 sich trübende, erst nach Fürst Leopold's Tode (1747) wieder hergestellte freundschaftliche Verhältniss zwischen dem Könige und Schwerin.

Friedrich schreibt an einem „satyrischen Tage" in Chrudim 1742 (29. April) dem Freund Jordan, nach Berlin, spöttische Worte wegen Schwerin's Abreise aus Mähren. Eine Stelle in des Königs „Histoire de mon temps" (Oeuvres T. II, 114) lässt uns ahnen, dass Schwerin kurz vorher eine Königliche Rüge erhielt — ähnlich wie im 7jährigen Kriege Prinz Heinrich, Königliche Hoheit, wegen Milde in Beitreibung von Verpflegsbedarf. Dass Schwerin 1744 „muckschte", ist ein uns Seitens des Kriegsherrn sozusagen zu Protocoll gegebenes Factum. (Oeuvres T. III, 73.) Am 17. April 1745 meldet sich der in Schwerinsburg absens-kranke Feldmarschall gesund und dienstbereit; aber seine Reactivirung unterblieb. Ein Kammerhusaren-Klatsch wegen der Rückkehr Schwerin's zu dem ihm eine langmüthige Nachsicht gewährenden Königlichen Herrn wird unterbreitet in Karl Müchler's „Friedrich der Grosze" (Berlin 1834, S. 167). Der Compilator dieses, 674 Octavseiten starken Opus reihte prüfungslos aneinander: Wahrheit und Dichtung. Die für eine Schwerin-Biographie so werthvollen Briefe des Feldmarschalls vom 31. März und 26. April 1757, an seine Gemahlin, sind abgedruckt in einer „Note" (S. 166).

Das Hervorsuchen der speciellen Ursachen des zweimaligen Schwerinschen Schmollens bot der Phantasie viel Spielraum. Authentisches betreffs der huldvollen Beseitigung dieser Verstimmung findet man auf Seite 72 der „Militaria aus Friedrich's des Groszen Zeit"; Berlin 1876.

Für Schwerin's gut-cameradschaftliches Verhältniss zu Feld-

*) Erörtert durch Herrn Archivrath Prof. Dr. Grünhagen; „Friedrich der Grosze und die Breslauer 1741 und 1742", Breslau 1864, S. 215.

marschall Keith zeugen Schwerinsche Briefe vom 17. April, 21. August, 3. September und 18. October 1756, welche aus den Originalen übertragen wurden in Lord Dover's „Life of Frederic second".

Charakteristisch für die Königliche Anerkennung Schwerin's als Kriegskunst-Altmeister, ist das in den XXV. Band der Oeuvres (S. 586—71) aufgenommene Schreiben des Kriegsherrn, nach der Lobositzer Schlacht, in welchem Er über Sein Eigenes dortiges Verhalten Schwerin gewissermaaszen Rechenschaft legt; fast wie ein Schüler einem vormaligen Lehrer. Wenn, wie zu vermuthen, dieser Königliche Brief „urschriftlich" im Schlosse Putzar aufbehalten ist, so gehört derselbe zu den Hauptperlen der dortigen „echten" Schwerin-Reminiscenzen.

Ebenmäszig denkwürdig bleibt, dass der Kriegsherr in Seiner Geschichte des 7jährigen Krieges die Reise erwähnt, welche Er Ende Januar 1757 von Dresden aus unternahm nach Schlesien, „pour s'aboucher avec le maréchal de Schwerin. Ils se virent à Haynau. On y arrêta le projet pour la campagne prochaine. . . (Oeuvres, T. IV, 110.) Es hiesze, Holz in den Wald tragen, wenn wir die lehrreichen Einzelnheiten dieses Kriegsplanes und dessen völlige Geheimhaltung darlegen und rühmen wollten. Diese Dinge sind in militairwissenschaftlichen Kreisen eines fortdauernden Andenkens sicher. — Der Triumph der Kunst bestand in prompter Durchführung des Programms. Letzteres erstrebte einen „coup décisif", eine Hauptschlacht.

Der Kampfestag vor Prag wurde einer der heiszesten und verlustreichsten des 18. Jahrhunderts. (Bemerkenswerth ist, dass er auch einer der staubigsten.) Die hingebungsvolle Thätigkeit und der glorreiche Tod des Feldmarschalls Graf Schwerin sind uns geschildert durch Winterfeldt, den berühmten Königlichen Generaladjutanten. (Vide Preuss, „Friedrich der Grosze", Bd. II, 45 u. ff.) Das Schwerin-Denkmal, auf dem Berliner Wilhelmsplatz, sowie auch Archenholz's Geschichte des 7jährigen Krieges (S. 50 der Berliner Ausgabe von 1791) könnten verleiten zu dem irrigen Glauben, der Feldmarschall sei „zu Fusz" gewesen, als er, mit der Fahne in der Rechten, fiel. Die — „fast immer nach Gaudi's Angaben" — von einem Offizier des Königlichen groszen Generalstabes (Berlin 1824) bearbeitete Schlacht bei Prag lässt in diesem Punkt Ausführlicheres zu wünschen übrig. (S. 188, Theil I des Generalstabswerks „Geschichte des 7jährigen Krieges; als Manuscript zum Gebrauche der Armee abgedruckt".)

Dass die im Berliner Zeughause aufbewahrte Schwerin-Fahne dem Infanterie-Regiment „Graf Schwerin“ angehörte, kann nicht bezweifelt werden. Weshalb aber gerade mit diesem Fahnenexemplar die Erinnerung an den Heldentod des illüstren Regimentschefs sich eng vereint, dafür mangelt eine scharfe Beweisführung.

Nr. 102 des Militair-Wochenblatts 1868 enthält in den beachtenswerthen Einzelnheiten über die letzten Lebensmomente des Feldmarschalls auch eine Abweichung von obenerwähnter Winterfeldt'scher Angabe betreffs derjenigen Persönlichkeit, welcher der Feldmarschall die Fahne entnahm. Das ebenfalls dort erwähnte Schädelduplicat wird zu Schwerinsburg (bei Anclam) in einem Schranke aufbewahrt. Die Leiche des Feldmarschalls ruht im Erbbegräbniss zu Wusseken, bei Schwerinsburg. — Das blutbefleckte breite Ordensband und der Ordensstern des Feldmarschalls wurden von einem seiner Neffen dem Könige überbracht, von Höchstdemselben aber der Familie belassen, als theures Andenken. Beide Gegenstände blieben und bleiben demgemäsz in Gräflich Schwerinschen Händen, und sind jetzt dem Schloss Putzar angehörig. Dort befindet sich auch das zerschossene „Camisol“ des Feldmarschalls.

Dass Schwerin von Pesne's Meisterhand portraitirt und als Todter von Gleim besungen wurde, ist selbstverständlich und hinlänglich bekannt. In Vergessenheit dagegen gerieth, dass König Friedrich im Jahre 1783 Seinem Oberstallmeister Graf Schwerin, als derzeitigem Familiensenior, ein Marmor-Basrelief schenkte, welches Dieser in seiner Kirche zu Bohrau, bei Oels, an einer Wand der Gräflichen Loge aufstellen liesz. Dort befindet es sich noch, und zwar (nach gütiger Mittheilung des Herrn Ortspastors Schneider) in wohlerhaltenem Zustande; ein von Alcier ausgeführtes Kunstwerk.*) Die Inschrift unter dem Denkmal — eine Beschreibung desselben — lautet:

Der Feldmarschall Schwerin stirbt in der Schlacht bei Prag, anno 1757, bei einer Batterie, die Fahne in der Hand, im Arme des Sieges, der ihm Siegeszeichen aufrichtet. Die Liebe des Vaterlands bereitet eine Siegeskrone, um ihm selbige aufzusetzen. Friedrich der Grosze bedauert ihn.

Der Preuszische Genius überreicht dem Prinzen Heinrich die Lorbeerkrone und das Schwert von Schwerin.**) Die Thürme von Prag sieht man in der Entfernung. Auf dem Piedestal der Bildsäule des Kurfürsten Friedrich Wil-

---

*) Herr Graf v. Schwerin-Putzar benachrichtigt mich freundlichst, dass er Besitzer eines Gipsabdrucks.

**) Beachtlich für eine Heinrich's-Biographie.

helm's des Groszen ist ein aus der Asche auflebender Phönix zu sehen; sehr schickliche Allegorie auf das Königliche Haus.

Auch Seitens der bei Prag Besiegten zollte man dem Feldmarschall Schwerin einen Beweis fortdauernder Hochachtung. D. d. Potsdam, 22. September 1776 benachrichtigt König Friedrich den Oberstallmeister Graf Schwerin wegen dieser „groszmüthigen Handlung", und übersendet deshalb ihm den „Entwurf eines Dankschreibens" an Kaiser Joseph. Beide Schriftstücke sind abgedruckt: Preuss III, 484 u. f. Es erübrigt nur die Anmerkung: Kaiser Joseph hatte die im Uebungslager bei Prag (1776) versammelten Truppen das beiderseits in der Schlacht 1757 Ausgeführte in demselben Gelände wiederholen lassen, und hierbei die „Preuszen" befehligt gegen die von Laudon geführten „Oesterreicher". Nach beendetem Manöver (7. September) sagte der Kaiser zu den Ihn umgebenden Generalen: „Nun müssen wir auch dem Schwerin die letzte Ehre erweisen!" Man ritt nach der Stelle, wo Schwerin erschossen worden. Hier befahl der Kaiser eine dreimalige Infanterie- und Artilleriesalve, wobei Er Selbst jedesmal mit Abnehmen des Huts salutirte.

Uns, den Jetztlebenden, erneut sich, wenn wir zurückdenken an den Siegeseifer des groszen Todten vor Prag, die schöne Sage vom „treuen Eckart". Ihm biographisch ein möglichst volles Genüge zu leisten, dazu gehört mehr als die oberflächliche, leichtfertige Herrichtung einer Büchermarkts-Waare. Die obige, aus Raumrücksichten nicht weiter ausgedehnte Notizenreihe enthält den Versuch eines Nachweises für die Schwierigkeit und Mühsamkeit einer correcten und vollständigen Schwerin-Biographie.

(Gr. L.)

XXI.

Nachtrag zu den Betrachtungen über das „Exercir-Reglement für die Cavallerie vom 5. Juli 1876".*)

Die neu eingeführte Dreiachtel-Schwenkung findet, wie die Bestimmungen des Reglements ergeben, nur bei dem Ab- und Einschwenken mit Zügen Anwendung (§§ 85, 86, 87, 95, 135). Sie wird hierbei auch nur auf Commando ausgeführt werden können, denn in dem § 55 unter 5 sind zwar wie früher für das Schwenken mit Zügen rechtsumkehrt, rechts, links, halbrechts und halblinks Signale gegeben, — die Dreiachtel-Schwenkung bleibt jedoch unberücksichtigt. — Ob diese Lücke im Signal-Apparat sich bei dem praktischen Gebrauche fühlbar machen wird, — muss die Erfahrung lehren. —

Die Commando's für die Einachtel-, Einviertel- und Kehrt-Schwenkungen sind unverändert dieselben geblieben („halbrechts": halblinks), rechts (links), rechts (links) umkehrt — (schwenkt), — für die Dreiachtel-Schwenkung lautet dasselbe (z. B. § 85): „dreiachtelrechts (dreiachtellinks) schwenkt." Dieses Commando scheint nicht im Einklang zu stehen mit den für die anderen Schwenkungen gegebenen. — Wenn „halbrechts (halblinks) schwenkt" einen Schwenkungs-Winkel von 45° bezeichnen soll, so müsste: „dreiachtelrechts (dreiachtellinks) schwenkt" nicht einen um 90° gröszeren, sondern um $11\frac{1}{4}$° kleineren Winkel, d. h. nicht eine Schwenkung von 135°, sondern eine solche von $33\frac{3}{4}$° bedeuten. — Das den anderen Schwenkungen entsprechende Commando für die Dreiachtel-Schwenkung würde lauten: dreihalberechts (dreihalbelinks), oder sechsachtelrechts (sechsachtellinks) schwenkt; — oder will man das neu gegebene Commando: dreiachtelrechts (dreiachtellinks) schwenkt als maaszgebend gelten lassen, so wären die entsprechenden Commando's für die Einachtel- und Einviertel-Schwenkung: — einachtelrechts (ein-

*) Vergl. Jahrbücher Band XXIV, Heft 1—3. Dieser Abschnitt war durch ein Versehen seiner Zeit nicht zur Aufnahme gelangt.

achtellinks), resp. einviertelrechts (einviertellinks) schwenkt. — Die letztgenannten Commando's dürften den Vorzug haben, dass sie sich genau an die von dem Reglement § 58, 1 gegebene Eintheilung: „Achtel-, Viertel-, Dreiachtel- und Kehrt-Schwenkungen“, anschlieszen. — Irgend welche Schwierigkeit für den praktischen Gebrauch würde wohl weder die Wahl der einen noch der anderen Commando's ergeben. —

XXII.

Der Russisch-Türkische Krieg 1877.

V.

Nachdem alle Versuche der Rumänen sich der zweiten Schanze von Griwitza, welche auch den Namen Osman- oder Bukowa-Schanze führt, vergeblich gewesen waren, begannen sie mit der Sappe gegen dieselbe vorzugehen. Am 9. October war die letzte Parallele fertig gestellt, so dass nur noch ein Raum von 30 Meter bis zur feindlichen Schanze zu durchlaufen war. Die Arbeiten wurden von den Türken, wohl aus Munitionsmangel, fast gar nicht gestört. Dieser Umstand erlaubte auch eine gründliche Reparatur der Griwitza-Redoute. In derselben wurden nun auch Schutzarbeiten für die Besatzung ausgeführt, was um so nothwendiger erschien, als die Redoute vom Feinde fast vollständig eingesehen werden konnte. Die Verbindung bis zur dritten Parallele wurde durch eine einfache, von der dritten zur vierten durch eine doppelte Approche hergestellt. Nachdem an mehreren Tagen, um den Feind einzuschläfern, Scheinangriffe stattgefunden hatten, wurde für den Mittag des 19. Octobers der Sturm befohlen. Das erste Treffen bildete das 5. Dorobantzen-Regiment unter dem Commando eines Capitains und das 1. Jäger-Bataillon unter dem Major Comainano. Eine Genie-Compagnie sowie eine mit Schanzkörben und Faschinen ausgerüstete Dorobantzen-Abtheilung übernahm die Tête. Im zweiten Treffen stand das 5. Linien-Regiment unter dem Major Leon. Der Angriff wurde unterstützt durch 20 Geschütze der 4. und 30 Geschütze der 3. Division. Der Sturm selbst erfolgte auf die östliche und südöstliche Front der

Redoute. Gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr verlieszen die angreifenden Truppen die vierte Parallele und warfen sich mit groszem Ungestüm in den Graben der Schanze, wo ihnen bereits energischer Widerstand geleistet wurde. Nach langem Ringen, Mann gegen Mann, wurde der Graben genommen. Alle Versuche, den Wall zu erstürmen, scheiterten aber an der Tapferkeit der Besatzung, die durch frische Truppen rechtzeitig Unterstützung erhielt und schlieszlich die Rumänen zum Rückzuge zwang. Zwei trefflich postirte Türkische Batterien schleuderten mit groszer Wirkung ihre Geschosse in die Reihen der Weichenden. Um 6 Uhr ging alsdann eine neue Angriffscolonne der Rumänen vor. Im ersten Treffen das 7. Linien-Regiment unter dem Oberstlieutenant Joan; im zweiten Treffen das 13. Dorobantzen-Regiment unter dem Major Makri und das 14. Dorobantzen-Regiment unter dem Oberstlieutenant Fotea. Eine durch den Generallieutenant von Krüdener angebotene Unterstützung durch Russische Bataillone wurde nicht für nöthig erachtet, doch eröffneten die Russischen Batterien nun auch ein heftiges Feuer auf die Türkischen Schanzen. Bis 9 Uhr Abends versuchten die Rumänen vergeblich, Herr der Redoute zu werden, erschöpft traten sie dann abermals den Rückzug an; ihr Verlust betrug 2 Offiziere und 287 Mann todt, 22 Offiziere und 928 Mann verwundet. Der Verlust Türkischer Seits muss gleichfalls ein ganz bedeutender gewesen sein, da die Russische Artillerie unter Leitung des Obersten Herkt mit groszer Präcision geschossen hatte. —

Nach und nach waren mittlerweile in Bulgarien bedeutende Verstärkungen der Russen: 24 Garde-Batterien, 3 Garde-Infanterie-Divisionen, 8 Garde-Cavallerie-Regimenter, die 2. und 3. Garde-Grenadier-Division sowie die 24. Division, im Ganzen ungefähr 87,000 Mann, eingetroffen. Auch Rumänischer Seits war die 1. Division, welche bis dahin Kalafat besetzt hatte, durch Dorobantzen abgelöst und nach dem Kriegsschauplatze entsandt worden. Man konnte daher nunmehr zu einer gründlichen Einschlieszung Plewna's schreiten. Da die Positionen Osman Pascha's eine Linie von fast 45 Kilometer umfassten, so sah sich Groszfürst Nicolaus jedoch genöthigt, die Hauptcommunicationen im Westen und Südwesten Plewna's nur durch Cavallerie-Abtheilungen abzusperren. Mit dieser Aufgabe wurde der mit der Garde wieder vor Plewna eingetroffene General Gurko beauftragt. Auszer der Garde-Cavallerie-Division stand ihm noch die Cavallerie des 4. und 9. Armeecorps, die gesammte Rumänische Cavallerie, acht reitende Batterien und drei Schützen-Bataillone zur Verfügung. Diese Reiter-Massen vermochten es aber nicht zu verhindern, dass

Schefket Pascha, Commandirender der Türkischen Entsatz-Armee, bei Orchanie, welche die wichtigsten Punkte an der Strasze Sofia-Orchanie-Plewna bei Gornyi Dabnik, Telisch und Lukowitza durch ungefähr 12,000 Mann festhielt, mehrfach neue Zufuhren an Munition, Lebensmittel und Mannschaften nach Plewna brachte, auch stets aufs Neue die zerstörten Uebergänge über den Isker und Vid wieder herstellen liesz. Am 11. October hatte Schefket sogar noch eine persönliche Zusammenkunft mit Osman in Plewna. Da man im Russischen Hauptquartiere den Mangel an Infanterie bei dem nunmehr gegen Schefket Pascha sich wendenden Gurko'schen Corps bald einsah, wurden ihm am 7. October noch die 1. Garde-Division und eine Brigade der 3. Division zur Verfügung gestellt. Diese Abtheilungen erreichten am 16. October Fühlung mit der Cavallerie Gurko's und mit den nördlich und nordwestlich Plewna's operirenden Russisch-Rumänischen Abtheilungen unter dem Commando des Generals Laskarew. Dieser vervollständigte den Cernirungs-Cordon mit sechs Cavallerie-Regimentern, vier reitenden Batterien und zwei Schützen-Bataillonen zwischen Trstenik, Etropol und Asage Dabnik.

Am 23. October hatte General Gurko seinen Aufmarsch gegen die Armee Schefket Pascha's vollendet, und bereits am 24. griff er den Feind in seinen bei Dabnik verschanzten Stellungen an.*) An dem Angriffe betheiligten sich das Pawlow'sche, das Moskau'sche und das Finnländische Regiment, die Garde-Schützen-Brigade, die Garde-Grenadiere, die Garde-Cavallerie sowie die zur 1. Garde-Infanterie-Division gehörende Artillerie-Brigade. Der Kampf war ein sehr blutiger, doch gelang es den Russen, mit einem Verluste von ungefähr 4000 Mann die Stellungen des Feindes zu nehmen; vier Geschütze, ein Pascha, mehrere Offiziere und 1600 Mann Infanterie wurden zu Gefangenen gemacht. Vier Tage später vervollständigte Gurko seinen Sieg, indem er die bei Telisch stehenden Türken zur Capitulation zwang. Nach der Einnahme dieser wichtigen Position begann der Russische General sofort damit, Schanzen zu errichten, um sowohl einen Durchbruch Osman Pascha's nach dieser Richtung zu verhindern, als auch gegen ein neues, von Sofia anrückendes Heer geschützt zu sein.

Osman Pascha war nach diesen beiden unglücklichen Gefechten thatsächlich cernirt und befanden sich um Plewna, dessen förmliche Belagerung durch den auf dem Kriegsschauplatze eingetroffenen

*) Das Operationsfeld am Dabnik-Plateau bei Plewna ist von F. v. Kanitz aufs eingehendste beschrieben. Ein Abdruck befindet sich in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, Nr. 307, vom 3. November 1877.

Generallieutenant Tottleben geleitet wurden, vier Rumänische Divisionen, das 4. und 9. Russische Armeecorps, die 2. und 3. Russische Division, die 2. Garde-Division und die Garde-Schützen-Brigade. Im Ganzen ungefähr 100,000 Mann Infanterie, $3^1/_2$ Division Russischer und die Rumänische Cavallerie sowie 550 Kanonen. —

Die Verhältnisse am Schipka-Passe erlitten im Monat October keine wesentliche Veränderung. Seit der Abberufung Suleiman's wurde kein neuer Sturm auf die Russischen Stellungen unternommen; man begnügte sich vielmehr gegenseitig damit, die Positionen durch Artillerie beschieszen zu lassen. Die Türkische Armee war besonders, nachdem ein groszer Theil der Truppen nach Orchanie abcommandirt war, eifrigst bemüht, die Süd-Ausgänge des Balkans mit Schanzen zu versehen. Der im Balkan bereits eingetretene Schneefall verbot überdies jede gröszere Action. —

In Ost-Bulgarien setzte Suleiman Pascha die Rückwärtsbewegung, welche Mehemed Ali begonnen hatte, noch bis hinter den Kara Lom gegen Rasgrad fort. Der Groszfürst Thronfolger schob in Folge dessen seine Avantgarden wieder bis zum Lom vor und besetzte die Uebergänge über den Kara Lom von Kaceljewo abwärts bis nach Pyrgos. Sein Hauptquartier verlegte er Mitte des Monats von Gornyi Monastir nach Busowza, einige Meilen östlich von ersterem Orte. Bei Trezestnik kam es Anfangs October zu einem kleinen Gefechte, da gegen diesen Ort ein Türkischer Vorstosz von Jowan Tschiftlik her gemacht wurde. Am 22. October gingen aber von diesem Orte die Russen vor und drängten die Türkischen Vorposten zurück, ohne jedoch einen wesentlichen Erfolg zu erzielen. Am 24. October liesz der Groszfürst an sechs verschiedenen Orten gröszere Recognoscirungen unternehmen, welche aber stellenweise auf sehr heftigen Widerstand stieszen. Mit empfindlichem Verluste wurden die Russen bei Bassarbowa im Lom-Thale, nur wenige Meilen von Rustschuk, zurückgeworfen. Hier fiel auch bei einem Recognoscirungsritte der Russische Prinz Sergius von Leuchtenberg. —

Das Corps in der Dobrudscha unter dem General-Lieutenant von Zimmermann wurde durch Theile des 7. Armeecorps verstärkt, und deuten die seitdem unternommenen gröszeren Recognoscirungen gegen Basardschik und längs der Meeresküste auf eine Offensive auch dieses Corps hin. Die seiner Zeit von Mehemed Ali auf dem linken Flügel verwandten Egyptischen Truppen waren mittlerweile wieder nach Varna zurückgeschickt.

Die gröszte Sorgfalt hatten die Russen von Beginn des Feldzuges an auf eine Verbesserung und Vermehrung ihrer Flotte im

Schwarzen Meere verwandt; auf der Donau war sogar mit groszer Schnelligkeit eine eigene Flottille neu geschaffen und im October bestand diese bereits aus 3 Monitors, 10 Schraubendampfern, 16 Raddampfern und 25 Torpedo-Booten. Da die im Anfange des Krieges von der Türkei angekündigte Blockade des Schwarzen Meeres nur eine höchst unvollständige war, hatte der zeitweilige Commandeur der Russischen Flotte, Generallieutenant Werewkine, in den ersten October-Tagen der in Sulina wohnenden, internationalen Donau-Commission die Mittheilung zugehen lassen, dass ein Bombardement der Stadt nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden dürfe. Die Commission verliesz, wenn auch mit Protest, nebst vielen Einwohnern die Stadt. Am 5. October hatte der Dampfer Olga den Georgs-Canal durchfahren und eine Ladung nach Tultscha gebracht, ohne irgendwo auf ein Türkisches Schiff gestoszen zu sein. Werewkine begann daher am 8. October Morgens mit einem Geschwader, bestehend aus den Dampfern Opyt (Versuch), Sestritza (Schwerter), Baltun (Groszsprecher), den Goeletten Lebed (Schwan), Outka (Ente), Woron (Rabe), einigen Mörserbatterien, 4 Dampfkuttern, welche Minen trugen, und 2 kleineren Kuttern, im Ganzen 25 Fahrzeugen, das Bombardement, an welchem sich ebenfalls einige Russische Strand-Batterien betheiligten. Das Feuer wurde Morgens um 8 Uhr eröffnet und am 9. und 10. October fortgesetzt. Machten auch einige Türkische Strand-Batterien den Versuch, das Feuer zu beantworten, so mussten diese dennoch bald ihre Thätigkeit einstellen, weil ihre Geschosse den Feind nicht erreichten. Von Türkischen Schiffen war eine Panzercorvette, ein kleines Kanonenboot und ein hölzernes Segelschiff in der Nähe, welche ebenfalls versuchten, den Russischen Schiffen Schaden zuzufügen. Als jedoch das Kanonenboot von Geschossen durchbohrt, oder, nach Türkischer Aussage, durch eine Explosion im Inneren sank und die anderen Schiffe bedenkliche Havarie erlitten hatten, suchten diese ihr Heil in der Flucht und zogen sich nach Varna zurück. Es wurden von den Russen ungefähr 1200 Geschosse in die Stadt geworfen, 4 Häuser wurden von Grund aus zerstört und eine erhebliche Anzahl stark beschädigt, unter diesen auch das Haus der internationalen Donau-Commission, das Seehospital und die meisten Hôtels der Europäischen Consuln. Warum die Türkische Flotte, welche dazu bestimmt war, vor den Donau-Mündungen zu kreuzen, nicht zur Stelle war, wird wohl nie aufgeklärt werden. Jedenfalls lieferte dieses Bombardement den Beweis dafür, dass man zu Beginn des Krieges die Operationsfähigkeit der Türkischen Marine bedeutend überschätzt hatte. —

Nachdem auf dem Kriegsschauplatze in Klein-Asien bedeutende

Verstärkungen eingetroffen waren und Groszfürst Michael durch die Gefechte am Jagni-Hügel die Schwäche und weite Ausdehnung Achmed Moukthar's erkannt hatte, beschloss er, zur Offensive vorzugehen. Zu diesem Zwecke entsandte er den General Lazareff mit einem selbstständigen Corps von 27 Bataillonen, einiger Cavallerie und 40 Geschützen über Kotschiran und Digur dem Feinde in den Rücken, mit dem Auftrage, sich Ogurluks und des dabei liegenden Plateau's zu bemächtigen. Hierauf sollte er das Plateau von Wisinkioi stürmen und so Achmed Moukthar von der Festung Kars abzuschneiden versuchen. Dieser, von der Bewegung des Generals Lazareff durch Kurden unterrichtet, unterschätzte die Stärke seines Gegners und liesz nur den Ferik Raschid Pascha den Russen entgegenrücken; auch unterliez er es, den groszen Jagni-Hügel, welcher seine Front deckte, zu besetzen. Dieser Fehler wurde von den letzteren rechtzeitig erkannt und durch Loris Melikoff seinerseits die wichtige Position eingenommen, worauf die Türken am 13. October eine Wiederbesetzung vergeblich versuchten. Am 15. October traf vom General Lazareff, welcher seine Verbindung mit dem Haupt-Corps auch durch eine Telegraphen-Leitung aufrecht erhalten hatte, die Meldung ein, dass die Umgehung gelungen und er zum Angriffe bereit sei. Der Befehl zu einem solchen wurde nun unverzüglich gegeben; Lazareff sollte Wisinkioi, General Heimann den Awli-Jar angreifen. Gegen den Aladscha-Berg und die übrigen Türkischen Positionen waren nur Scheinangriffe angeordnet worden. General Heimann unternahm mit der Kaukasischen Grenadier-Division, der Brigade von Schack an der Tête, den Sturm auf genannten Berg, nachdem die Artillerie die Türkische Stellung einige Stunden beschossen hatte. Erst gegen Mittag, nach heiszem Kampfe, wurde er Herr der Stellung. Auch General Heimann hatte sich nach schwerem Ringen Wisinkioi's bemächtigt, worauf Loris Melikoff das Vorgehen gegen die Besatzung des Awli-Jar-Berges befahl. Von allen Seiten eingeschlossen, versuchten die Türken, sich in der Richtung auf Kars durchzuschlagen, aber nur einem Theile derselben gelang dieses. Ungefähr 3500 Mann wurden gezwungen, die Waffen zu strecken. Der Total-Verlust der Türken an Todten, Verwundeten und Gefangenen wurde Russischer Seits auf 15,000 Mann geschätzt. Auszer den Gefangenen fielen auch noch 23 Geschütze in Russische Hände, ebenso eine grosze Menge Proviant und Pferde. Achmed Moukthar selbst befand sich bei den Truppen, die nach Kars geflüchtet waren. Er bemühte sich hier, die auseinandergesprengten Theile seiner Armee zu sammeln und verliesz nach Zurücklassung einer Be-

satzung die Festung, um sich auf dem Wege nach Erzerum zu retabliren und sich womöglich mit Ismail Pascha zu verbinden. Die Vereinigung mit diesem sollte am Knotenpunkte der Straszen von Kars nach Bajesid und Erzerum, etwa 2 Tagemärsche östlich von letzterem Orte, bewerkstelligt werden.

Der Groszfürst Michael stand nach diesem siegreichen Kampfe mit der 1. und der Kaukasischen Grenadier-Division, der 20. und 40. Infanterie-Division, den Regimentern Pjatigorsk 157, Baku 153, Derbent 154, Daghestan 82, der 38., 39. und 21. Infanterie-Division, 3 Schützen-Bataillonen, 3 Dragoner-Regimentern und der Kaukasischen Kosaken-Division nebst 200 Geschützen einen Tagemarsch südöstlich und östlich von Kars. Das bereits früher gegen die Festung verwandte Belagerungs-Material wurde sofort telegraphisch von Alexandropol wieder heranbeordert, und bis zum 21. October gelang es, Kars vollständig zu cerniren.

Generallieutenant Heimann, welcher dem Feinde gefolgt war, überschritt inzwischen ungehindert den Soghanlü-Dagh und die seinerzeit aufs Beste von den Türken mit Verschanzungen angelegten Positionen von Zewin. Achmed Mouktbar konnte hier noch keine neue Aufstellung nehmen, weil er sonst Gefahr lief, dass der General Lazareff, welcher ebenfalls den Flüchtigen folgte, sich zwischen ihm und Ismail Pascha schieben würde. Schon am 24. October erreichte ein Seiten-Detachement Heimann's die feindlichen Arrière-Garden und hatte mit diesen ein kleines Gefecht. Die Russen konnten aber die Türkischen Truppen nicht zum Stehen zwingen. Ismail Pascha, welcher die Osmanischen Truppen im Eriwaner Bezirke commandirte, räumte in Folge der Nachricht von der so überaus unglücklichen Schlacht vor Kars noch in der Nacht vom 17. auf den 18. October, nachdem er die nicht mitzunehmenden Vorräthe verbrannt hatte, seine Stellungen und suchte in Eilmärschen seine Vereinigung mit Achmed Mouktbar zu bewerkstelligen. Wenn auch General Tergukassow schon am 18. October dem abziehenden Feinde nachsetzte, auch, wie bereits bemerkt, eine Colonne unter General Lazareff die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu hindern suchte, so wurde solche dennoch bereits am 28. October vollzogen und konnte Achmed Mouktbar im Vereine mit Ismail schon am 31. October auf den Höhen östlich Erzerum's eine neue Aufstellung nehmen. —

XXIII.

Umschau in der Militair-Literatur.

Geschichte des 6. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55 von seiner Errichtung bis zum 2. September 1877, begonnen von **Frhrr. von Blomberg,** weiland Hauptmann und Compagnie-Chef im Hohenzollern'schen Füsilier-Regiment Nr. 40, fortgesetzt und beendet von **von Leszczynski,** Hauptmann à la suite des 6. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55. Detmold. Meyer'sche Hofbuchhandlung (Gebrüder Klingenberg). 1877. Lex. 8°. — 592 Seiten. —

Ein von der vorgenannten Hofbuchhandlung glänzend ausgestattetes Prachtwerk liegt in der Geschichte des 6. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55 vor uns. Das Regiment, erst im Jahre 1860 errichtet, hat in dieser kurzen Zeit an drei ereignissreichen Feldzügen in hervorragender Weise Theil genommen. Eine Menge ruhmvoll durchgekämpfter Gefechte sind in dieser Regiments-Geschichte verzeichnet, die Namen vieler für König und Vaterland in den Tod gegangener Braven der Nachwelt aufbewahrt, manche Heldenthat als Sporn für kommende Geschlechter aufgezeichnet worden. Die Kriegsgeschichte, der Taktiker, der Offizier und Soldat des Regiments werden in dem reichhaltigen Buche finden, was sie suchen, denn es ist eine Regiments-Geschichte, die allen Anforderungen Rechnung zu tragen bemüht ist. Wollte man bei all dem Guten, welches das Prachtwerk zeigt und birgt, noch anfangen zu mäkeln, ob, namentlich in Betreff der Friedensperioden, Dies oder Jenes zu lang, ob nicht Manches anstatt in den Text in die Anlagen gehört, ob Styl und Ausdrucksweise hier und da nicht zu verbessern gewesen, ob nicht einzelne sinnentstellende Druckfehler hätten vermieden werden können (auch der Name des Einen der Verfasser ist mehrfach unrichtig gedruckt) u. s. w., so würde man allerdings das verdienen, was Altmeister Goethe in Betreff des Recensenten anempfiehlt. Darum sei die vorliegende Regiments-Geschichte herzlich willkommen geheiszen unter den Bausteinen der Preuszischen Heeres-Geschichte: Neben den verschiedenen Denkmälern, welche zum Ruhme des Regimentes bereits errichtet sind, wird diese Geschichte ihren Platz würdig ausfüllen! —

Die Kriegs-Telegraphie. Ein Beitrag zur Kenntniss der Militair-Telegraphie der Gegenwart von F. H. **Buchholtz**, Hauptmann und Compagnie-Chef im Eisenbahn-Regimente. Mit 3 Tafeln in Steindruck und 2 Beilagen. Berlin 1877. E. S. Mittler und Sohn. — 8°. — 96 Seiten. —

Die vorliegende Schrift hat sich die lobenswerthe Aufgabe gestellt, in weiteren militairischen Kreisen das Interesse für ein wichtiges Hülfsmittel der modernen Kriegführung, die Benutzung des elektrischen Telegraphen, zu erhöhen, denn nach Angabe von Fachmännern ist weder im Kriege 1870 bis 1871 den in dieser Richtung thätig gewesenen Offizieren und Beamten das nöthige Verständniss und die erwartete Theilnahme entgegengebracht, noch nach dem Kriege allen Anzeichen zu Folge diesem Dienstzweige genügende Aufmerksamkeit zugewendet worden. Wo Interesse erweckt werden soll, ist vor Allem ein näheres Bekanntsein mit dem bezüglichen Gegenstande nothwendig. Sein Ziel vor Augen, führt Verfasser daher zunächst seine Leser in die Geschichte der Kriegs-Telegraphie ein, die er, wenn auch nur mit wenig Worten, von der Zeit des Trojanischen Krieges an verfolgt. Erst mit Einführung der elektromagnetischen Telegraphen in das Kriegswesen gewinnt die Kriegs-Telegraphie hervorragende militairische Bedeutung, obwohl Napoleon I. sich schon den optischen Telegraphen für Kriegszwecke dienstbar zu machen wusste. Von Jahr zu Jahr, von Krieg zu Krieg steigerte sich nun schnell die Ausnutzung des elektrischen Telegraphen; im Deutsch-Französischen Kriege werden allein in Versailles vom 20. Januar bis 25. Februar täglich im Durchschnitt 1084 Depeschen abgegeben. In dem zweiten Abschnitte des Buches macht uns Verfasser mit dem Material der Feld-Telegraphie bekannt; ohne in technische Einzelnheiten einzugehen, charakterisirt er die Apparate, die Elektromotoren und die verschiedenen Leitungen so eingehend, dass der Leser, selbst ohne Vorkenntnisse, ein klares Bild über die betreffenden Gegenstände gewinnen kann. Nachdem alsdann in dem nächsten Abschnitte bei Darlegung der Aufgaben der Kriegs-Telegraphie auseinandergesetzt, wie die telegraphisch zu überspannenden Strecken in drei Zonen gegliedert werden (1. Zone: permanente Linie, von der Centralstation des kriegführenden Staates, gewöhnlich wohl die Landeshauptstadt, bis an die bezügliche Grenze ausgedehnt. — 2. Zone: Etappen- oder halbpermanente Linie, längs der Etappen-Straszen zur Verbindung zwischen Heimath und Truppe. — 3. Zone: fliegende oder Feld-Linie zur Verbindung des Obercommando's

mit den einzelnen Heerestheilen und der gröszeren Truppentheile untereinander), bespricht Verfasser die Vortheile der einzelnen Leitungsarten für den bezüglichen Zweck, sowie die Arbeiten, die zur Anlage dieser Leitungen nothwendig sind. Ein interessanter Abschnitt ist dann der über die Organisation der Kriegs-Telegraphen-Corps in den verschiedenen gröszeren Armeen, welche durch eine übersichtliche Tabelle unterstützt ist. Sehr sachgemäsz trennt Verfasser diese Formationen in solche, welche erst mit ausgesprochener Mobilmachung ins Leben treten, und solche, welche auch im Frieden einen Stamm für die Kriegsformationen haben. Zu ersteren gehören Deutschland, Frankreich und Oesterreich, zu letzteren Italien und Russland. Die Vorschläge, welche in diesem Capitel in Betreff der Zusammensetzung, Ausbildung und Beschäftigung des Kriegs-Telegraphen-Corps im Frieden gemacht werden, verdienen volle Beachtung, werden aber leider nach mancher Richtung hin noch einige Zeit „fromme Wünsche" bleiben. Gewiss hat Verfasser Recht, wenn er S. 55 sagt: „Der Feld-Telegraph wird, in gleicher Weise wie die Feld-Post, für eine sehr nützliche Einrichtung gelten, nicht aber als ein Glied der Armee angesehen werden, welches gleichberechtigt neben den technischen Truppen steht", oder S. 56: „Wie dereinst die Artillerie, befindet sich noch jetzt die Feld-Telegraphie in den meisten Europäischen Armeen im Zunftzwange, welcher in vieler Beziehung hemmend auf ihre Entwickelung einwirkt". Weiter heiszt es alsdann mit vollem Recht: „Es ist vielleicht nicht zweckentsprechend gewesen, dass man in den meisten Staaten den Feld-Telegraphendienst den schon ohnehin so vielseitig in Anspruch genommenen Pionier- und Genietruppen mit übertragen hat". Was haben, möchte man allerdings bei dieser Gelegenheit fragen, Pontonier-, Mineur- und Sappeur-Compagnien für eine nähere Beziehung zu dem Telegraphendienst? Auch eine auf S. 57 gemachte Bemerkung des Verfassers sei noch besonders hervorgehoben. Er schreibt dort: „Die durch die geschichtliche Entwickelung begründete Zusammengehörigkeit des Generalstabes mit dem Kriegs-Telegraphen-Corps sollte wohl eigentlich auch auf eine engere Verbindung schon im Frieden hinweisen, merkwürdiger Weise ist dies aber fast nirgends der Fall". Die angeführten Stellen werden den Standpunkt des Verfassers und die Richtungen, nach welchen noch viel zu wünschen übrig bleibt, genügend kennzeichnen. — Zu den neueren Vorschlägen und Versuchen auf dem Gebiete der Kriegs-Telegraphie übergehend, wendet sich Verfasser mit besonderer Vorliebe den tragbaren Kriegs-Telegraphen zu; er ist nach dieser Richtung vor einigen Jahren selbst

mit einer Erfindung und mit Vorschlägen aufgetreten, die allmälig mehr und mehr eine praktische Bedeutung gewonnen und sich schon nach mancher Richtung hin bewährt haben. Wo es sich um Stellungen handelt, die einige Zeit besetzt bleiben, im Cernirungs- oder Belagerungskriege, ist der tragbare Feld-Telegraph gewiss von groszem Nutzen; ihn aber in der Bewegung oder der eigentlichen Feldschlacht mit Vortheil anzuwenden, will mir noch nicht einleuchten. Da gehöre ich mit vollem Bewusstsein zu den „sogenannten praktischen Soldaten", von denen Verfasser S. 82 sagt, dass sie sich der weiteren Ausbreitung der Feld-Telegraphie, wie einst Montecuculi derjenigen der Feuerwaffen, mit aller Energie widersetzen werden. Doch rechne ich mich nicht zu Denen, welche fürchten, dass „durch Unmittelbarkeit der Einwirkung bei ausgedehnten Telegraphenlinien im Vorpostendienste und im Gefechte die Selbstständigkeit der Unterführer zu sehr beschränkt und dadurch der selbstthätige opferfreudige Elan der Armee genommen würde". Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, dass sich eine Truppe im Gefechte durch Befehle, die telegraphisch von zurückliegenden Punkten kommen, nicht leiten lässt. In solcher Lage entscheidet der Augenblick, da leitet richtig nur die in vorderer Linie gewonnene Anschauung! Das „Los" im Zweikampfe, das „Los" im Gefechte lässt sich durch elektrische Strömungen nicht mehr aufhalten! Es darf hierbei jedoch nicht unterlassen werden hervorzuheben, dass bei aller Liebe und Begeisterung für seine Sache Verfasser doch in seinen Wünschen und Forderungen im Allgemeinen sehr maaszvoll und stets „auf der wohlgegründeten dauernden Erde" bleibt. Dies beweisen seine Auslassungen in dem letzten Abschnitte des Buches über die Bedeutung der Feld-Telegraphie für die Kriegführung. Leicht wurde es, ihm hierbei zu beweisen, dass manche Kriegsoperation einen ganz anderen Verlauf gehabt hätte, unter Benutzung des elektrischen Telegraphen, dass namentlich in der Schlacht bei Königgrätz z. B. die telegraphische Verbindung des Preuszischen groszen Hauptquartiers mit den beiden Armee-Obercommando's von unabsehbarem Vortheile gewesen wäre. Auch in taktischer Beziehung hätte sich der Sieg bei Wörth und Sedan noch günstiger gestaltet, wie es in Wirklichkeit der Fall war, meint der Verfasser, wenn der Telegraph das Obercommando der III. Armee mit den Truppen in Verbindung gehalten hätte! Ob Letzteres möglich war oder in Zukunft in ähnlichen Fällen möglich sein wird, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls muss und wird aber noch viel für die Feld-Telegraphie geschehen, um sie zu dem zu machen, was sie im Kriege sein kann. Möge das vorliegende Büchlein dem wichtigen Dienstzweige viele

Freunde zuwenden und ihm seine Wege zum Vortheile des Heeres bahnen! —

Leitfaden für den Unterricht im militairischen Geschäftsstyl und in der Geschäftskenntniss auf den Königlichen Kriegsschulen. Auf Befehl der General-Inspection des Militair-, Erziehungs- und Bildungs-Wesens, ausgearbeitet von **Bartels**, Hauptmann à la suite des Cadetten-Corps, Militairlehrer beim Cadetten-Hause Berlin. — E. S. Mittler und Sohn, Berlin 1877. —

Es ist ein dankenswerthes, gewiss den besten Einfluss auf die Armee ausübendes Unternehmen, dass die General-Inspection des Militair-Erziehungs- und Bildungs-Wesens für die einzelnen Dienstgegenstände Leitfaden entwerfen lässt, nach welchen auf den Kriegsschulen, diesen wichtigen Instituten für die Heranbildung der jungen Leute zu Offizieren, nunmehr unterrichtet wird. Nachdem über Taktik und Dienstkenntniss bereits dementsprechende Werke veröffentlicht sind, hat der in der Militair-Literatur schon bekannte Verfasser in der vorliegenden kleinen Schrift recht fasslich zusammengestellt, was Formelles über den militairischen Geschäftsstyl dem jüngeren Offizier zu wissen nothwendig ist. Ein Durchblättern des Buches lässt den Uebelstand recht lebhaft vor Augen treten, dass über die Formen u. s. w. der Dienstschreiben in der Preuszischen Armee wenig oder gar keine Bestimmungen bestehen und dass bei den einzelnen Armeecorps sich eine gewisse Form mit der Zeit eingebürgert hat. Wenn wir einigen Stellen des vorliegenden Werkes näher treten, so möchten wir erwähnen, dass nach unserer geringen Diensterfahrung wohl ziemlich allgemein in Schreiben an eine Militair-Behörde nicht gesagt wird: „Die Königliche Brigade“, „das Königliche Bataillon“, sondern „das Königliche Brigade-Commando“, „das Königliche Bataillons-Commando“. Letzteres ist wohl unbedingt vorzuziehen. Auch wird der Zusatz vermisst, dass man in Dienstbriefen mit Privatform einen General-Feldmarschall nicht Hochzuverehrender u. s. w., sondern „Hochgebietender u. s. w.“ anredet. Besonders werthvoll scheinen uns für jüngere Offiziere die Angaben über Form und Wesen der verschiedenen Dienstschriften, wie Meldungen, Berichte, Protokolle, Species facti, Quartierlisten u. s. w. u. s. w. zu sein.

---

1) **Lesebuch für Capitulantenschulen.** Zum Dienstgebrauch ausgegeben vom Königlich Preuszischen Kriegsministerium. Zwei Theile. Berlin 1877. E. S. Mittler und Sohn. — Preis Mk. 1,80. —

2) **Leitfaden für den Unterricht auf der Capitulantenschule.** Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet von **M. v. Wedell,** Lieutenant. Berlin 1877. Druck und Commissions-Verlag von C. Feicht — 100 Seiten. —

3) **Die Regimentsschule.** Leitfaden zum Unterricht für Regiments-, Bataillons- und Unteroffizier-Schulen, sowie zum Selbstunterricht in der Deutschen Sprache, im Rechnen, in der Geographie von Deutschland und Brandenburg-Preuszischen Geschichte von F. W. **Löwe.** Verlag der „Militaria". Berlin 1877. — 8°.

Als ein Zufall mir vorbenannte drei Bücher ziemlich gleichzeitig vor die Augen führte, wurde der Wunsch bei mir rege, dass diese Werke doch an die Redactionen social-demokratischer und ultra-liberaler Blätter oder an hervorragende Nationalökonomen geschickt würden, welche stets von dem Umsichgreifen und den Gefahren des Militarismus reden und genau berechnen, wie viel Arbeitskraft dem Staate durch die allgemeine Wehrpflicht entzogen würde. Umsonst ist diesen Leuten schon so oft gesagt, dass wir mit den Soldaten tüchtige Staatsbürger zu erziehen bestrebt sind, die nach $1\frac{1}{2}$- bis $2\frac{1}{2}$jähriger Abwesenheit, an Ordnung und Sitte gewöhnt, an Geist und Körper gekräftigt, in ihre Heimath zurückkehren. Umsonst ist schon so oft darauf hingewiesen, in den Landstädten und Dörfern die Leute, welche gedient, mit denjenigen, welche nicht gedient haben, zu vergleichen, um an lebenden Beispielen zu erkennen, dass die dem Vaterlande während der Dienstzeit im stehenden Heere dargebrachte Arbeitskraft im reichlichen Maasze, sei es zum eigenen Vortheile, sei es zum allgemeinen Besten, wieder ersetzt wird. Denn der bei der Truppe ausgebildete Mann hat seine Glieder, seinen Körper als Soldat methodisch gekräftigt und gebrauchen gelernt, so dass er bis in seine späten Jahre hinein die Vortheile davon empfindet, während der nicht im Heeresdienst gewesene Handwerker oder Tagelöhner in der fraglichen Zeit durch einseitige, mühsame Beschäftigung der Fortentwickelung seines Körpers geschadet hat und in ungeregelter Lebensweise einem frühen Siechthume zueilt. Schlagender wie die vorerwähnten Hinweise zeigen jedoch die vorliegenden Bücher, dass wir sogar die Berufssoldaten zu tüchtigen

Staatsbürgern erziehen wollen, die nach langjähriger Dienstzeit mit reichlichem Wissen in einer Staatsstelle oder im bürgerlichen Leben ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft bleiben. —

Ein Blick in das erste der genannten drei Werke ruft das erhebende Gefühl wach, dass man an oberster Stelle bemüht ist, Gemüth und Verstand, Berufstüchtigkeit und allgemeine Bildung des Unteroffiziers auf das Beste auszubilden. Ein Unteroffizier, der sich den Inhalt der beiden vorliegenden Theile zu seinem geistigen Eigenthume gemacht hat, kann nach Entlassung aus dem Heere sich überall im Bewusstsein der erworbenen Kenntnisse frei und selbstbewusst bewegen; er wird meistentheils für seine Umgebung ein Orakel, ein hervorragend unterrichteter Mann sein. Poesie und Prosa sind in staunenswerther Vielseitigkeit in beiden Lesebüchern enthalten; Sagen und Erzählungen, Naturbilder, Bilder aus der Erd- und Völkerkunde, Bilder aus der vaterländischen Geschichte bergen Schätze für den Belehrung Suchenden, Lieder und Gedichte der verschiedensten Art geben für Muszestunden angenehme Erholung. Staunend wird bald Mancher, der geglaubt, im Vorbeigehen an einer Caserne Fluchen und Toben zu hören, Strophen aus des „Schäfers Sonntagslied", „Hoch klingst du Lied vom braven Mann", „Horch, Martha, drauszen pocht es", „Du siehst geschäftig bei dem Linnen", „Nächtlich am Busento lispeln" u. s. w., u. s. w. entgegenschallen. Mit Genugthuung wird manche junge Schöne, wenn der Herr Unteroffizier ohne Anstosz „O lieb, so lang du lieben kannst" ihr vordeclamirt, erfahren, dass er dies aus einem zum Dienstgebrauche überwiesenen Buche gelernt hat. Noch segensreicher wird aber dereinst ein solch vortreffliches Buch wirken, wenn der Unteroffizier an seinem eigenen Heerde der heranwachsenden Jugend aus Deutschlands und Preuszens ruhmreicher Heldengeschichte von Hermann dem Cherusker und Carl dem Groszen mit eben solcher Klarheit erzählt, wie vom groszen Kurfürst, Friedrich dem Groszen und von dem letzten groszen Kriege, den er selbst mit durchgefochten. Dann darf er mit Stolz sagen: Kinder, das habe ich Alles als Soldat gelernt! Ich konnte kaum lesen und schreiben, als ich eintrat. Was ich jetzt weisz und bin, verdanke ich Alles meinen militairischen Vorgesetzten, die sich Jahr aus, Jahr ein im Winter abmühten, aus uns tüchtige Menschen zu machen! — —

Von den beiden vorbenannten Leitfäden lehnt sich der erste eng an die „Bestimmungen über den Schulunterricht der Capitulanten bei den Truppen", wie sie durch das Armee-Verordnungsblatt vom 17. No-

vember 1876 bekannt gemacht worden sind, an und hat den Zweck, Lehrern und Schülern einen Ueberblick über das Minimum dessen zu geben, was in allen Lehrfächern von den beiden Stufen gelernt und gewusst werden muss.

Verfasser entwickelt in dem Vorworte sehr richtige Ansichten über die zu empfehlende Lehrmethode, die Bewältigung des Lehrstoffes in den Capitulanten-Schulen und hebt besonders hervor, dass der Lehrer sich leicht in Details verliert und aus Mangel an Zeit sein Pensum schlieszlich nicht beenden kann. Deshalb wünscht der Verfasser, durch sein Büchlein dem Lehrer die Grenzen des Lehrstoffes in die Hand zu geben.

Selbst mit dem Unterrichte in einer Capitulantenschule betraut, war ich nicht wenig erfreut, diesen Leitfaden gefunden zu haben, und legte denselben meinem geographischen und geschichtlichen, sowie dem Unterrichte im Croquiren zu Grunde. Nach mehrwöchentlichem Gebrauche des Büchleins kann ich dem Verfasser nur meinen Dank aussprechen, dass er mir die kurze Ausarbeitung des Lehrstoffes zu Hause erspart und mir manchen richtigen Fingerzeig gegeben hat. Aber gerade, weil ich entschieden für die Verbreitung des Leitfadens eintreten möchte, kann ich nicht unterlassen, den Verfasser auf einzelne Lücken und Mängel aufmerksam zu machen, welche mir aufgestoszen sind.

Das erste Capitel behandelt die Geographie und giebt in den beiden ersten Abschnitten die „Grundbegriffe der Erd- und Himmelskunde“ und die „Lage der fünf Welttheile und der groszen Meere etc.“ Beide Abschnitte zeichnen sich durch Kürze und Klarheit der Darstellung aus, geben auch im Allgemeinen alles Wissenswerthe. Wäre es indessen nicht praktisch für Lehrer und Schüler, hinter den ersten Satz: „Die Erde ist ein kugelförmiger Weltkörper“, in einer Klammer die gewöhnlichsten Beweise für die Kugelgestalt der Erde mit einem kurzen Stichworte anzugeben. Dadurch prägt sich der Vortrag des Lehrers, — denn einzelne Beweise müssen doch gegeben werden (Horizont, Reise um die Erde etc.) — dem Schüler besser ein.

Mit der kurzen Charakteristik der Geographie Europa's (3. Abschnitt) kann ich mich ganz einverstanden erklären, weniger aber mit dem 4. Abschnitte, welcher die Geographie Deutschlands enthält. Da heiszt es z. B.: „In der Mitte des Deutschen Reiches gehen Gebirgszüge von Westen nach Osten, die Deutschen Mittelgebirge. Diese sind: im Westen der Schwarzwald, das Fichtel-

gebirge in Nordbayern, die Sudeten in Schlesien. Nördlich von diesen Gebirgszügen befindet sich noch das Rheinische Schiefergebirge, das Wesergebirge, das Harzgebirge, südlich der Deutsche Jura (Württemberg, Bayern), der Böhmerwald, die Sächsische Schweiz.“ Sollten wirklich diese Gebirge sämmtlich von Westen nach Osten laufen? Wo bleiben der Fränkische Jura, die Schwäbisch-Bayerische Hochebene, der Thüringer Wald, Odenwald, Hardt, Eifel, Taunus, Spesshart, Rhön, Erzgebirge u. A.? Aber abgesehen davon, glaube ich nicht, dass der Schüler sich in dieser Reihenfolge die Gebirge einprägen wird. Sollte es nicht besser sein, das Deutsche Mittelgebirge in ein gewisses System zu bringen, vielleicht vom Fichtelgebirge, einem Gebirgsstocke in dem Centrum Deutschlands, ausgehend, wie es in vielen geographischen Lehrbüchern geschieht. Aus Erfahrung weisz ich ferner, dass es den Schülern leichter wird, Flüsse und Gebirge zu behalten, wenn beide im Zusammenhange behandelt werden. So sind z. B. die den Rhein begleitenden Gebirge sehr leicht zu lernen, wenn man sie paarweise gegenüberstellt unter Angabe der trennenden Flüsse. Das geht nicht über das Minimum des Lehrstoffes hinaus. Auch möchten wir der Erwägung des Verfassers anheimstellen, ob nicht — wenn er das Buch auch dem Schüler in die Hände geben will — eine Zeichnung, bestehend aus ein paar schwarzen geraden Strichen, das gesammte Fluss- und Gebirgssystem Deutschlands den Schülern spielend beizubringen im Stande ist. Auf ein Blatt könnte die Zeichnung gebracht werden, ohne das Buch wesentlich zu vertheuern. —

Bei den Flüssen mussten die Canäle in Klammern gesetzt werden. Endlich halte ich einen Hinweis auf die Bahnverbindung zwischen den hauptsächlichsten Städten für dringend erforderlich. Ich habe mir bei meinem Unterrichte die Hauptrouten — und auch diese gehörten in den Leitfaden — ausgearbeitet, und jeder Schüler konnte die Aufgabe lösen, auf dem Wasserwege oder mittelst Eisenbahn durch die ganze Monarchie zu reisen. Gerade einen Unterricht mit Bezug hierauf halte ich von gröszter Wichtigkeit.

Das zweite Capitel behandelt die Geschichte.

Die Uebersicht bis zur Gründung eines Deutschen Reiches ist klar gefasst und vollständig ausreichend. Höchstens konnte in einer Klammer angedeutet werden, wann Metz und Straszburg zu Deutschland kamen, unter gleichzeitiger Erwähnung, wann die Festungen von Frankreich genommen und schlieszlich wieder von Deutschland zurückerobert wurden. Dass Otto der Grosze 955 die Römische

Kaiserkrone empfing, ist mir nicht bekannt; dies fand 962 statt. Dahinter gehört sofort in Klammer: „Bestand des Reiches bis 1806. — Wiederaufrichtung eines neuen, von Rom unabhängigen Deutschen Reiches, im Jahre 1871." Gerade durch Zusammenstellung solcher Facta prägen sich die Schüler die Geschichte um so fester ein. In kurzen und kernigen Sätzen ist die neuere Geschichte bis 1640 gegeben. Unrichtig dürfte es sein, dass die Reformation 1535 in Brandenburg eingeführt wurde. Dies fand am 1. November 1539 statt. Mit der folgenden Darstellung der Brandenburgisch-Preuszischen Geschichte kann ich mich nur vollständig einverstanden erklären.

Das dritte und vierte Capitel, welche von der Deutschen Sprache und dem Rechnen handeln, scheinen mir ungleich ausführlicher gehalten zu sein, als namentlich die Geographie. Ich enthalte mich eines eingehenden Urtheils, weil ich nicht Gelegenheit hatte, an der Hand praktischer Erfahrungen mir darüber ein Urtheil zu verschaffen. Die Capitel scheinen mir indessen sorgfältig und gut bearbeitet zu sein.

Das fünfte Capitel handelt vom Schreiben, Zeichnen und Croquiren, und ist ganz vortrefflich. Besonders müssen die Zeichnungen der Signaturen rühmend erwähnt werden.

Zum Schlusse sei wiederholt, dass ich dem Büchlein eine tüchtige Verbreitung, welche es wohl verdient, wünsche, und ich würde mich sehr freuen, in Kurzem bei einer 2. Auflage die eine oder andere meiner Ausstellungen berücksichtigt zu sehen. —

Eine gröszere Aufgabe stellt sich der Leitfaden von Löwe, da er, auszer für die Regimentsschule, auch für die Unteroffizierschulen bestimmt ist. Deshalb lehnt er sich auch nicht so eng an die oben angeführten Bestimmungen an, wie der Leitfaden von v. Wedell. Der Verfasser giebt auf 17 Seiten die „Lehre vom Deutschen", auf 19 Seiten die „Lehre vom Rechnen", bringt in einer 3. Abtheilung die „Geographie von Deutschland", und in einer 4. Abtheilung die „Brandenburgisch-Preuszische Geschichte". Der gesammten Geographie ist lediglich die politische Eintheilung zu Grunde gelegt; abgesehen von ein paar Zeilen über die Orographie und Hydrographie auf Seite 62. Es dürfte sich doch wohl empfehlen, den Schülern zunächst ein zusammenhängendes Bild der oro- und hydrographischen Verhältnisse zu geben und dann erst die Details bei den einzelnen Landestheilen zu betrachten. Die Geographie der

Letzteren ist recht ausführlich und gut geschrieben. Für den Unterricht der 1. Classe würde dem Buche ein Abschnitt über die „allgemeine physische und politische Geographie von Europa“ fehlen, welche den Bestimmungen gemäsz gelehrt werden soll. Ebenso fehlt in der Geschichte ein „Ueberblick über die Hauptepochen der Deutschen Geschichte bis zur Zeit des groszen Kurfürsten“, der bestimmungsmäszig gleichfalls gegeben werden soll. Dagegen braucht die auf 17 Seiten behandelte Brandenburgische Geschichte bis 1640 in der Regimentsschule nicht vorgetragen zu werden. Was im Uebrigen die Darstellung der Geschichte anbetrifft, so ist dieselbe ganz vortrefflich, und ich will nicht unterlassen, zu erwähnen, dass ich in v. Wedell's Leitfaden den Rahmen fand für meinen geschichtlichen Unterricht und vielfach, soweit Löwe nicht die angeführten Lücken zeigt, den Leitfaden des Letzteren wählte, um den Rahmen auszufüllen. Ich glaube, dass mancher Offizier, welchem der Unterricht in der Regimentsschule übertragen ist, jedes der beiden Bücher in entsprechender Weise mit Vortheil wird benutzen können.

XXIV.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. October bis 15. November 1877.)

Neue militairische Blätter (September- und October-Heft): Einfluss der Eisenbahnen auf die Kriegführung. — Der Erzherzog Carl und Napoleon während des Feldzuges in Bayern 1809. — Lose Fragmente aus der Zeit des Nordamerikanischen Bürgerkrieges von 1861 bis 1865. — Die längsten und schnellsten Märsche aller Zeiten. — Des Feldmarschalls Suwarow Marsch aus Italien in die Schweiz am 11. September 1799. — Das 80-Tons-Geschütz. — Gedanken über Vorbereitung der Cavallerie für ihre Verwendung im Felde. — Ueber den Pionierzug des Infanterie-Bataillons. — Die Lage Englands einer feindlichen Invasion gegenüber. — **(November-Heft):** Die Festung Kars. — Ueber den Werth der Verfolgung nach erfochtenem Siege. — Der Russisch-Türkische Krieg. — Ueber die Wirksamkeit des Inspections-Offiziers. — Die Brasilianische Armee nach dem Kriege gegen den Dictator von Paraguay.

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 40—45): Betrachtungen über die Festungen der Deutschen Cavallerie in den Feldzügen 1870 bis 1871. — Die Jahres-Prüfungen des Deutschen Reichsheeres von 1877. — Das Oesterreichische Infanterie-Gewehr M./73, System Werndl. — Die Uebungen der im Herbste 1877 bei Darmstadt zusammengezogenen Cavallerie-Division. — Ueber die Trennung der Deutschen Ingenieure und Pioniere in Feld- und Festungs-Truppen.

Deutsche Heeres-Zeitung (Nr. 43—46): Versuch einer Instruction über das Schieszen aus Küstengeschützen. — Ein Wort über die Bearbeitung des Reichs-Militairstrafgesetzbuches. — Noch einige Bemerkungen über die Trennung des Ingenieur-Corps. — Ueber die Französische Armee und deren Manöver im Herbste 1876. — Ist die Einrichtung stehender Uebungs-Lager für die Deutsche

Armee nothwendig? — Aus dem Französischen Exercir-Reglement für die Infanterie. — Die Entwickelung der Taktik seit dem Kriege 1870 bis 1871.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (X. Heft): Aus den Reiseberichten S. M. Kbt. „Nautilus". — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Vineta". — Der Westindische Orkan vom 12. und 17. September 1876.

Streffleur's Oesterreichische militairische Zeitschrift (X. Heft): Reglements-Studie XXXI. — Die Russische Bahnbenutzung im Jahre 1877. — Das Französische Kriegs-Budget pro 1870. — Ueber den Werth des Pferdefleisches. — (**Besondere Beilage**): Die Schlacht von Neerwinden. — Zur Geschichte des Oesterreichischen Successions-Krieges.

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (XV. Band, 3. Heft): Das Studium der Geschichte für den Militair. — Die Industrie als Hülfsmittel des Krieges. — Die Kriegs-Brücken der Vereinigten Staaten Nordamerika's. — Instructive Uebungen mit Benutzung des Kriegsspieles. — Ueber die zukünftige Gestaltung der modernen Heere. — Die Organisation der Kaiserlich Russischen Genie-Truppen. — Die Russischen Feld-Artillerie-Parks.

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (1. u. 2. October-Heft): Die Herbstübungen in Tirol im Jahre 1877. — Der Orientalische Krieg.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung „Vedette" (Nr. 81—90): Der Russisch-Türkische Krieg. — Die Remontirung der Armee und die Landeszucht. — Das Schieszwesen der Infanterie. — Das Dienst-Reglement. — Die Staatsidee und der Wehrstand als Träger derselben.

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 83—91): Ueber das Studium der Taktik und der strategischen Verhältnisse in fremden Armeen. — Taktische Studien. — Organische Bestimmungen für den Feld-Telegraphen der K. K. Armee. — Ein Wort über unsere heutige Intendanz. — Der Kampf um Gorni Dubnik. — Die Französische Marine.

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung „Der Kamerad" (Nr. 81—90): Ueber den Artillerie-Unterricht. — Zur Organisation der Honvedärzte. — Einführung eines neuen Brandsatzes. — Administrations-System und Kriegsleistung der Eisenbahnen. — Der

Russisch-Türkische Krieg. — Die Unteroffiziers-Bildungs-Schulen der Feld-Artillerie. — Die Ausbildung der Infanterie in der Geschützbedienung. — Ueber permanente Befestigungen. — Zur Conservirung des Mannes. — Ueber Neutralität. — Die passagere Befestigung.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (10. Heft): Ueber Laffeten-Construction. — Ueber die Methoden, Tausende von Minen gleichzeitig zu zünden. — Besprechung der Haupt-Aufgaben, welche im Feldzuge 1870 an die Feld-Artillerie gestellt wurden.

L'avenir militaire (Nr. 456—461): Die Französische Armee im Frühjahre 1878. — Das Fuszgefecht der Cavallerie. — Die taktischen Reglements. — Die Cadres-Manöver und die Generalstabs-Reisen. — Die Stationnements-Taktik des Generals Leval. — Die Pontoniere in Friedenszeiten. — Instructionen für die Besichtigungen und Paraden. — Capoten und Decken. — Die Compagnie-Colonnen-Linie. — Die flüchtigen Feldbefestigungen. — Die Examina behufs Zulassung zur höheren Militair-Schule.

Le Spectateur militaire (15. October 1877): Oberst Fervel. — Das Reglement über die Manöver der Französischen Infanterie. — Die Staatsgeheimnisse. — Russland in Central-Asien. — Wilhelm III. — Ein diplomatisches Ereigniss im Jahre 1853.

Journal des sciences militaires (October-Heft): Stationnements-Taktik. — Militairische Institutionen der dritten Republik. — Eine Militair-Eisenbahn in Preuszen. — Der Krieg im Orient. — Das militairische Frankreich während der Revolution.

Revue d'Artillerie (October-Heft): Ueber die Construction der Belagerungs-Batterien in der Deutschen Artillerie. — Bericht über das indirecte Schieszen, wenn die Gradation der Höhe und der Abweichung ungenügend ist. — Der Telemeter Berdan. — Die Deutsche Artillerie während der Gefechte vom 29., 30. und 31. August 1870. — Die Schiesztabellen der Italienischen Artillerie.

Revue Maritime et Coloniale (November-Heft): Die Widerstandskraft der Fahrzeuge. — Bemerkungen über die West-Küste von Afrika. — Ueber die beste Weise des Zielens im Seekriege. — Ueber Guss-, Schmiede-Eisen und Stahl vom Standpunkte ihrer Widerstandskraft gegen Geschosse aus groszen Calibern.

Russ. Invalide (Nr. 210—241): Nachrichten und Berichte über die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen in Asien und an der Donau.

Wojenny Sbornik (November-Heft): Die Thätigkeit Tormassow's im Kaukasus. — Die Bedeutung der Kriege von 1866 und 1870 bis 1871 in der Geschichte der Entwickelung der Kriegskunst. — Die Aufgaben der Cavallerie in den heutigen Kriegen. — Die Einwirkung der Pferde- und Viehzucht auf die Ableistung der Dienstpflicht der Kosaken. — Neue Bemerkungen über die Deutsche Armee.

Russ. Artillerie-Journal (October-Heft): Die Prüfung der neuen in Kronstadt aufgestellten Geschütze. — Ueber die Resultate der auf dem Wolkow'schen Felde vorgenommenen Versuche zur endgültigen Construction der Granate für das 4pfündige Feldgeschütz. — Die Dynamit-Patrone und ihre Anwendung zur Zerstörung der Geschütze und Eisenbahnen des Feindes.

Russ. Ingenieur-Journal (August-Heft): Die Thätigkeit der Ingenieure im Amerikanischen Secessionskriege 1861 bis 1865.

Morskoi Sbornik (October-Heft): Ansichten fremder Ingenieure über den Werth der beiden Dampfmaschinen-Systeme für die Kriegs- und Handels-Marine. — Die magnetischen und hydroscopischen Arbeiten in der Ostsee.

L'Esercito (Nr. 119—132): Die mobile Miliz. — Das Kriegs-Budget für 1878. — Die neue Schieszmethode der Deutschen Infanterie. — Die Befestigungen Roms. — Die Vertheidigung der Küsten. — Die Abschaffung der Fouriere. — Instructionen für die Mobilmachung. — Eisenbahn-Studien. — Der Krimm-Krieg. — Die Manöver mit Cadren und die Generalstabsreisen in Frankreich.

Rivista militare italiana (October-Heft): Studie über die schweren Geschütze und über die erreichbaren Caliber-Grenzen. — Die Offizier- und Unteroffizier-Frage in Italien. — Die Schlacht bei Assietta. — Das militairische Topographen-Institut Italiens im letzten Jahrviert.

Giornale d'artiglieria e genio (17. October 1877): Ueber das Distanzmessen im Kriege.

Rivista marittima (October-Heft): Instructionen für das Manövriren der Boote bei hochgehender See und zwischen Klippen. — Berichte über die Ernährung der Soldaten bei den Königlichen Marine-Corps. — Ueber die Ursachen, welche den Nationen im Kriege die Oberhand verschafft haben. — **(November-Heft):** Militairische Aphorismen über die hauptsächlichsten Principien. — Messungen der Bank Gorringe im Atlantischen Ocean, ausgeführt von dem Schulschiffe Victor Emanuel. — Aufklärungen über Lissa. —

Ueber die Ursachen, welche den Nationen im Kriege die Oberhand verschafft haben. — Die neuen Vereinbarungen im Seerechte.

Army and Navy Gazette (Nr. 934—937): Die Türkei und Indien. — Die Türkische Strategie. — Neue militair-ärztliche Organisation. — Die Italienische Armee. — Die Französischen Festungen. — Die Recrutirung von 1779. — Die Eingeborenen-Armee in Indien. — Die Französische Armee. — Indische Torpedo-Schiffe.

Naval and Military Gazette (Nr. 2338—2342): Die Admiralität. — Der „Shah" und der „Huascar". — Die Telephonie zu Kriegszwecken. — Die Militair-Akademie der Vereinigten Staaten. — Indien und Afghanisten. — Der Torpedo-Krieg. — Die Vertheidigung von Indien. — Das neue Pensions-Reglement. — Der Französische Soldat.

Army and Navy Journal (Nr. 737—740): Der Russische Feldzug von 1877. — Der Sold der Armee. — Die Zukunft unserer Armee. — Der Defensiv-Torpedo. — Die Schlacht bei Pacocha. — Die Armee-Reorganisation.

La Belgique militaire (Nr. 351—354): Militair-Instructionen. — Von der Moralität der Armee. — Belgische Militair-Erinnerungen 1814. — Sind wir auf einem beachtenswerthen Stande der Vertheidigung? — Die National-Reserve. — Ueber militairische Rechtspflege.

De militaire spectator (Nr. XI): Die siebente Aufgabe der Batterieschule und die Taktik im Terrain. — Die erste Expedition nach Atschin. — Einiges über die Formation und die Stellung der Unteroffizier-Corps in der Italienischen Armee. — G. Davison's neuestes Werk über die Cavallerie.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 42—45): Die fortschreitende Entwickelung der Europäischen Heere. — Das Dienst-Reglement für Eidgenössische Truppen. — Die Französischen Befestigungen an unserer nordwestlichen Grenze. — Beiträge zur Ernährung der Soldaten. — Militairischer Bericht aus dem Deutschen Reiche.

Revue militaire suisse (Nr. 18—20): Der Krieg im Orient und die Gefechte bei Schipka. — Bericht über die Türkische Artillerie. — Das Schieszen der Infanterie in Deutschland. — Die Befestigungsfrage in der Schweiz. — Ueber Pferde der Cavallerie. — Die eintägige Schieszübung der Infanterie.

Memorial de Ingenieros y revista cientifico militar (Nr. 20): Ueber Militair-Brückenbau. (Forts.) — Bemerkungen über den letzten Krieg in Catalonien 1872 bis 1875. (Forts.) — Die Sprengung von Hallets-Point (Hafen von New-York). (Forts.)

Revista militar (Nr. 19—20): Das Russisch-Türkische Kriegstheater. (Forts.) — Die diesjährigen Herbstmanöver der 5. Schweizer-Division. — Die Kriegs-Artikel für das Englische Heer. (Forts.) — Beitrag zum Studium der Militair-Administration. (Forts.)

Druckfehler und Berichtigungen.

Bd. XXIV, S. 232, Z. 4 von unten muss es heiszen „**wurde**" anstatt „**wird**".
„ „ S. 241, Z. 6 von unten und S. 243, Z. 9 von unten muss es heiszen „**Abbrechen**" anstatt „**Aufmarsch**".
Bd. XXV, S. 15, Z. 9 von unten muss es heiszen „eingehetzt" anstatt „eingesetzt".

Verantwortlich redigirt von Major v. **Marées**, Berlin, Bülow-Strasze 6.
Verlag von **F. Schneider & Co.** (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

